Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

UC-NRLF
$B 284 607

J. Geffcken

Aus der Werdezeit des Christentums

...rlag von B. G. Teubner in Leipzig

YB 22028

GENERAL

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststrasse 3

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Künstlerlithographien

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule. Farbige Kunstlichtdrucke

Größere Blätter: [illegible]

[illegible]

Kleinere Blätter:

[illegible]

Bunte Blätter:

[illegible]

Wand-Schiefer:

[illegible]

Porträts: [illegible]

Rahmen: [illegible]

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens
54. Bändchen

Aus der Werdezeit des Christentums

Studien und Charakteristiken

von

Johannes Geffcken
Professor in Hamburg

1904
Leipzig
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Digitized by Google

5 d

GENERAL

Alle Rechte, einſchließlich des Überſetzungsrechts, vorbehalten.

HERMANNI SCHULTZ

UXORI SUPERSTITI LIBERISQUE

SACRUM.

165617

Vorbemerkung.

Einer Aufforderung der Verlagsbuchhandlung nachkommend, übergebe ich meine im Auftrage der Hamburger Oberschulbehörde vom Oktober bis Dezember 1903 gehaltenen Vorträge der Öffentlichkeit. Auch diese griffen mehrfach schon auf frühere Arbeiten zurück, die ich seinerzeit in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hatte. Das Ganze hat natürlich, obwohl ich manche Stelle aus diesen Artikeln hier wörtlich zu wiederholen mich nicht gescheut habe, mannigfache Umarbeitung und Erweiterung gefunden.

Selbstverständlich denke ich nicht daran, eine Geschichte des jungen Christentums auch nur in nuce zu geben; mit Absicht ist darum der Titel: „Aus der Werdezeit des Christentums" gewählt worden. Die Schrift enthält nur eine Anzahl Studien, die wenigstens dem Laienpublikum Neues bringen dürften. Es ist mir ferner wohlbekannt, daß über Porphyrios und überhaupt das Verhältnis des Neuplatonismus zum Christentume sich sehr viel mehr hätte sagen lassen als ich getan, aber gerade diese Dinge entziehen sich zumeist dem Interesse und auch dem Verständnisse weiterer Kreise. Auch ist sich die Wissenschaft selbst darüber noch nicht klar genug; man tut da gut, erst C. J. Neumanns Buch über Celsus abzuwarten. Wenig spruchreif werden auch vielleicht manchem Kenner die in dem Kapitel „Orient und Okzident im alten Christentum" behandelten Fragen erscheinen; ich habe nach eingehender Beschäftigung mit den Schriften von Cumont, C. Schmidt, Anz, Bousset, Dieterich doch geglaubt, energisch Stellung nehmen zu dürfen; das Material ist ja groß genug, um einen wenigstens einigermaßen vollständigen Unterbau zu gestatten. Ich sage das alles in besonderem Hinblick auf unser deutsches Rezensionswesen, das sich in der Regel mit der Staatsanwaltschaft verwechselt.

Hamburg, im Dezember 1903.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Der Eintritt des Christentums in die griechisch-römische Welt 1

II. Enthusiastische Strömungen 17

1. Die Apokalypsen 17

2. Die Sibylle 31

III. Die äußeren Verfolgungen 50

IV. Die literarischen Kämpfe mit den Griechen und Römern . . 67

1. Erste Waffengänge 67

2. Die Zeit Tertullians 82

3. Die Zeit Augustins 97

V. Orient und Okzident im alten Christentum 114

I. Der Eintritt des Christentums in die griechisch-römische Welt.

Mit Recht dürfen wir Deutsche von der gegenwärtigen Epoche unseres geistigen und sittlichen Daseins, mögen wir auch sonst vieles an ihr tadeln und in ihr zu leben durchaus keine besondere Lust finden, rühmend hervorheben, daß sie dem religiösen Leben wieder in besonderem Grade zugetan ist. Auf welchem Standpunkte man auch steht, man wird, wenn man wirklich gerecht urteilen will, unbedingt zugestehen müssen, daß nur sehr wenige unter den Mitlebenden auf der Bank der Spötter sitzen. Wirkliche Frivolität ist überhaupt gottlob ein seltener Gast in deutschen Landen gewesen; der Ausdruck „christliche Bonzen" entstammt einer rasch vorübergehenden Zeit, in der der platteste Materialismus sich vieler Geister bemächtigt zu haben schien Wir sind darin gottlob weiter gekommen; selbst nicht religiöse Philosophen und Historiker erkennen in dem Christentum ein gewaltiges Problem, ja zum Teil das größte Problem der menschlichen Entwickelung. Ganz abgesehen von den religiösen Vorträgen, zu denen sich nur die Gleichgesinnten zu versammeln pflegen, ist der allgemeine Trieb in Deutschland, überhaupt vom Inhalte und der Bedeutung des Christentums wieder nähere Kenntnis zu gewinnen, stärker und stärker geworden. Es ist doch etwas Großes, daß A. Harnack in Berlin vor einem Auditorium von etwa 600 Studierenden aller Fakultäten über das Wesen des Christentums sprechen konnte. Ein gleiches Symptom der Zeit bleibt es, daß der bekannte Verfasser der Grundlagen des 19. Jahrhunderts, Chamberlain, Betrachtungen und Bearbeitungen der Worte Jesu veröffentlicht hat, und auf derselben Linie steht das Interesse, das der Kaiser und nach ihm ganz Deutschland den Vorträgen von Delitzsch zugewendet hat, die dieser unter einem ziemlich geschmacklosen Titel über „Babel und Bibel" gehalten.

Die Vorträge Harnacks und Delitzschs haben eine Flut von Gegenschriften hervorgerufen. Die feste kritische und theosophische Position des einen verletzte die Orthodoxie, die große Überschätzung der Ergebnisse, welche die babylonische Forschung gezeitigt, hat den Widerspruch gegen Delitzsch womöglich noch energischer werden lassen. Es scheint eben auf diesem Gebiete, dessen Bereich nicht nur unseren Verstand berührt, wirkliche Objektivität kaum zu geben. Man ruft überall in der Welt nach voraussetzungsloser Forschung, und doch fragt man auf diesem Felde fast jede neue Kundgebung literarischer Art von vornherein nach ihrem „Standpunkte". Es muß dies ein Übel heißen, aber es ist doch ein fast notwendiges. Solange wir eine christliche Erziehung genießen, können die Probleme der christlichen Überlieferung nie zur reinen Verstandessache werden. Wie man die Frage nach der Authentizität der Evangelien auch behandelt, ob man diese Schriften alle einander ergänzen läßt, wo es nur angängig ist, oder ob man eins bevorzugt, ob man glaubt, einen historischen Christus gewinnen zu können oder nur eine Art von Mythus findet: eine innere, ja oft innigste Anteilnahme des Gemütes an dem Stoffe der Arbeit ist notwendig. Denn wenn der Theologe, der sich mit der Erscheinung Christi zu befassen hat, nicht ein fühlender Mensch ist, so ist er kein rechter Theologe. Aber eben darum werden ihm, mag er urteilen wie er will, leicht überall Gegner entstehen, die es ebenso redlich meinen wie er, ihm die eigene Ehrlichkeit aber wohl leider nicht immer zugestehen werden.

Von Christi Persönlichkeit und Wirkung, von den Evangelien u. ähnl. soll hier nun nicht die Rede sein. Der Historiker und Philologe hat es bei der Betrachtung des Christentums, das ihn sonst ja nicht viel weniger als den Theologen auch in die Bande des Herzens schlägt, doch entschieden leichter. Er vermag eher als jener einmal voraussetzungslos zu arbeiten, er kann von irgend einem Gebiete ausgehend von der Peripherie her ins Innere eindringen; für den Theologen ist der Ausgangspunkt meist Christus selbst, er wird in der Regel seine Kreise konzentrisch ziehen. Und hier, auf diesem Gebiete der Geschichte des Christentums, wo die Quellen reichlicher fließen, je weiter wir von der Person Christi selbst abrücken, läßt sich auch zu positiveren und ich möchte sagen: friedlicheren Ergebnissen als bei den Studien über die Person Christi selbst gelangen.

Und doch führen derartige Betrachtungen immer wieder ins Zentrum der ganzen behandelten Bewegung zurück; an der tiefen und mannigfaltigen Erregung und Beeinflussung der Geister messen wir immer wieder aufs neue die Größe dessen, der diese Bewegung hervorgerufen hat.

Indem wir nun einige Kapitel aus der Zeit des älteren Christentums, d. h. wesentlich von der Epoche des 2. Jahrhunderts an betrachten, dürfen wir, so sehr es unsere Aufgabe sein muß, Objektivität zu erstreben, keineswegs den Anspruch erheben, dies Ziel auch wirklich zu erreichen, oder besser gesagt: objektive Wahrheiten zu entwickeln. In der Tat gibt es, wenn wir wirklich ehrlich sein wollen, eigentlich nur eine unumstößliche Tatsache, die Tatsache vom Siege des Christentums; die Gründe dieses Sieges liegen, so einfach sie auch dem naiv Denkenden scheinen, tiefer verborgen als mancher meint; ja, wir können diese Frage vielleicht nur vermutungsweise beantworten. Aber immerhin vermögen wir das Werden dieser Tatsache mit einigermaßen klarem Blicke zu verfolgen und da zu belehrenden Ergebnissen kommen. Freilich ist es dabei nicht ausgeschlossen, daß diese Ergebnisse hier und da ein Gefühl verletzen und an einer teuer gewordenen Anschauung rütteln könnten. Aber wir dürfen uns hier weniger als irgendwo scheuen, der Wahrheit, die doch gerade von den Christen gesucht wird, ins Angesicht zu sehen. Eine solch riesige Entwickelung wie sie der Sieg einer völlig neuen Weltanschauung bedeutet, vollzieht sich nicht ohne mannigfachste Irrtümer, nicht ohne die höchste, oft alles Maß übersteigende Leidenschaft, nicht ohne Rückschläge: Sturm und Drang sehr menschlicher Art kennzeichnet den Werdegang auch des Christentums. Aber eben darum leuchtet auch wieder der Glanz der menschlichen Persönlichkeit sieghaft durch alle diese oft wenig erfreulichen Kämpfe hindurch, und das Ziel des Kampfes, die Verwirklichung des höchsten, auf Erden denkbaren Ideals heiligt mehr als irgendwo und irgendwann auch die Mißgriffe der Leidenschaft.

Wir redeten soeben von dem immer stärker werdenden Interesse unserer Tage für diese Fragen. Es ist eine fast geheimnisvolle Schickung, daß auch die theologische Forschung, die ja ebenfalls einen neuen Aufschwung in unserer Zeit genommen hat, durch ganz unvorhergesehene Entdeckungen unterstützt wird. Funde sind gemacht worden und werden noch immer

gemacht, die man nicht zu träumen wagte. Längst verloren geglaubte uralte Schriften sind mehr oder minder vollständig ans Tageslicht getreten, moralische Gemeindeschriften des älteren Christentums, Apokalypsen in Menge, Bruchstücke von Evangelien, angebliche Worte des Herrn. Haben wir denn schon soviel gewonnen, so bleibt die Hoffnung auf noch größeres; nach dem Erlebten wäre es gar kein besonderes Wunder, wenn uns noch einmal ein älteres Evangelium beschert würde. Freilich steht hinter dem, was uns solche neue Funde lehren, jederzeit wieder eine Fülle neuer Probleme, und zum absoluten Wissen dringen wir nach der Natur dieser Probleme noch weniger als irgendwo sonst vor.

Indem wir uns nun zuerst der Betrachtung der heidnischen Zustände bei dem Eintritte des Christentums zuwenden, gilt es zunächst einer Anschauung zu widersprechen, die noch immer nicht ganz aus der Reihe der landläufigen und gedankenlos weitergegebenen verschwunden ist, der Meinung nämlich, als habe gerade zu dem Zeitpunkte der Erscheinung Christi das Heidentum oder besser gesagt, die griechisch-römische Welt, so absolut abgewirtschaftet, daß sie sich schon selbst in Bankrott erklärt habe. Die Altäre sollen da gänzlich verlassen gewesen sein, der Augur lachte den Augur aus, die unglaublichsten Laster triumphierten ungestraft, Rom war ein Babel der abscheulichsten Verbrechen, und wenn die Griechen auch nicht so verdorben wie die Römer waren, so taten sie doch nichts, sondern schlugen den Tag mit philosophischem Geschwätze tot, so wie Paulus sie in Athen traf. Das ist alles in dieser Form entweder gar nicht oder nur zu einem sehr kleinen Teile richtig und entstammt einer durchaus einseitigen Auffassung.

Die Welt war allerdings müde, aber nicht in dem Sinne, wie man uns vielfach hat glauben machen wollen. Sie war in keiner Weise kulturell am Ende angelangt; eine Epoche, die den Schriftsteller Cäsar, die einen Horaz und Tacitus, um nur die Größten zu nennen, hervorgebracht hat, ist nicht fertig mit sich selbst. Man war nur materiell von den ewigen Bürgerkriegen, deren Verwüstung wir uns gar nicht groß genug vorstellen können, erschöpft. Die römische Mißwirtschaft hatte die Provinzen aufs tiefste entkräftet, so sehr auch schon einzelne einsichtsvolle Männer gerade an der Erleichterung der Provinzialen gearbeitet hatten. Und nun kam, nach all dem Elend

vieler Jahrzehnte, das Kaiſerreich, und das Kaiſerreich war hier wirklich der Friede. Es gab eine Zentralſtelle, an die ſich der Provinziale in ſeiner Not wenden konnte, Herrſcher, die ſtets eine offene Hand hatten, regierten in dem früher nur mit fremden Gute verſchwenderiſchen Rom: ein Richter war wieder auf Erden. Das materielle Leben blühte nach dem tiefen Niedergange wieder auf, und wenn der Senat in Rom noch immer zum Teil abſeits ſtand und ſeine Schriftſteller nicht genug über die Tyrannei der Herrſcher zu klagen wiſſen, ſo ſind die Provinzen faſt vom erſten Tage an, wo das Kaiſerregiment beginnt, fanatiſch kaiſerlich geſinnt, und mancher Imperator, den wir durch ſenatoriſche Brille als einen Wüterich anzuſehen gewohnt ſind, galt der Provinz als Wohltäter. In erſter Linie natürlich Auguſtus ſelbſt. Die dankbare Provinz Aſien, eine Tatſache, die uns erſt ein neuerer Fund gelehrt, hat ihn als den „Heiland" verehrt, und wir wiſſen nunmehr, mit welch energiſcher Abſicht das Chriſtentum dieſen Namen auf den Gründer der eigenen Religion bezogen hat: der Nazarener ſollte den römiſchen Imperator verdrängen. — Wer nun in die Geſchichte dieſer Kaiſerfamilien und ihres Anhanges hineinſchaut, den ſchaudert es mit Recht ob der Greuel, die hier geſchehen. Aber ſolche Verbrechen wider alle Natur ſind oft genug auch zu anderen Zeiten geſchehen. Ein Blick in die geheime Geſchichte vieler europäiſcher Fürſtenhöfe zeigt ganz ähnliche Vorgänge wie die waren, die ſich am römiſchen Hofe abſpielten, und wollte man die Sittlichkeit moderner Völker allein nach der Chronique scandaleuse gewiſſer Geſellſchaftskreiſe beurteilen, ſo käme man zu ſehr peſſimiſtiſchen Ergebniſſen. Die Paradeſtücke römiſcher Verderbtheit ſind durch die antike Offenheit, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, und durch die Skandalſucht der Hiſtoriker in die Beleuchtung gekommen, als ſei ſolches Tun damals allgemeine Regel geweſen. Zwei Dinge aber entſcheiden über die Moral einer Zeit: die ſittliche Beurteilung des Böſen, das in ihr geſchieht, und ihre poſitiven Leiſtungen im Guten. Das erſtere Moment wird in der Kaiſerzeit nicht vermißt, jedenfalls viel weniger als z. B. in der italieniſchen Renaiſſance; die römiſchen Kaiſer, die wirklich nichts getaugt haben, ſind durch die Volksſtimme jederzeit verurteilt worden. Schlimmer aber ſteht es mit der Beantwortung der Frage, was denn in jener Zeit Gutes geleiſtet worden iſt. Die Menſchen waren damals

nicht viel schlechter als sonst auch; das religiöse Gefühl und Bedürfnis war im steten Steigen begriffen, wie die Gottesdienste, von denen noch zu reden sein wird, bezeugen, aber der zunehmende materielle Wohlstand, der tiefe Frieden der Provinz wiegte die Welt in ebenso tiefe Tatenlosigkeit ein. Feste verdrängen Feste, überall werden Reden gehalten, die ein heutiger Mensch mindestens dreimal lesen muß, um zu begreifen, um welch ein Nichts sie sich drehen. — Aber dieser äußeren Tatenlosigkeit entspricht ein starkes Leben des Gemütes. Unzählige Grabschriften bezeugen es, wie tief man den Tod seiner Liebsten empfand, wie eng namentlich das eheliche Band liebende Gemüter umschlang: die Kaiserzeit ist's doch, in der jene römische Frau angesichts des Todes sich vor ihrem Gemahl den Dolch ins Herz stieß und ausrief: Pätus, es schmerzt nicht! Und lesen wir weiter die Schriften eines Seneca und eines Epiktet, so erstaunen wir über die Heiligkeit und Erhabenheit ihrer sittlichen Anschauungen. Noch immer meinen daher heutzutage manche, Seneca müsse unbedingt eine Ahnung von der Lehre Christi empfangen haben; sie wiederholen damit nur den Irrtum des späten Altertums, das eben um dieser Ähnlichkeit willen einen heute noch erhaltenen Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca fingierte.

Ein männliches Zeitalter aber wird die Wissenschaft ehren und fördern. Davon ist hier, trotzdem wir hervorragende Juristen und auch Philologen kennen, nicht mehr viel die Rede. Die griechische Wissenschaft wenigstens, auf die es doch wesentlich ankommt, hatte ihren Höhepunkt erreicht, sie beginnt nun allmählich, den Vorrat nicht mehr zu vermehren, sondern zu bergen und zu sammeln. Vor allen Dingen fällt ein starkes Nachlassen der exakten Wissenschaften auf. Die Mathematik und Astronomie nimmt bedenklich ab, um erst im späten Altertum im ausdrücklichen Gegensatze gegen das Christentum, welches von der Mathematik nichts Gutes erwartet, wieder aufzublühen. Man kommentiert die alten Werke und leitet die Tradition weiter fort. Ebenso ist's mit der Geographie. Auch hier fragen wir bei den einzelnen Vertretern dieser Wissenschaft nicht mehr nach ihren Reisen oder nach ihren selbständigen Forschungen, sondern nach den von ihnen benutzten, oft mehrere Jahrhunderte hinter ihrer Zeit liegenden Quellen. Es ist doch auch ein etwas trauriges Zeichen für diese Epoche und ihren wissen-

schaftlichen Sinn, daß ihr größter Geograph, der bekannte Ptolemäus, auch ein Werk über die Astrologie geschrieben hat. Auch die Medizin liegt im argen; der einzige wirklich hervorragende Arzt und Schriftsteller der Zeit, Galenos, hat auch ältere Werke kommentiert und sonst vielfach noch anderen Interessen gelebt. Vollends haben die historischen Wissenschaften, wenn man überhaupt von solchen im Altertume sprechen kann, ihre eigentliche Bedeutung verloren. Einen Historiker, der wirklich ernste, objektive Quellenforschung triebe, gibt es nicht; alles kommt — es ist dies überhaupt der Grundfehler der antiken Historiographie — auf die Darstellung und ihren Schmuck an, selbst Männer wie Tacitus haben für uns den Hauptreiz der schriftstellerischen Persönlichkeit; strengste Wahrheitsliebe darf man bei ihnen trotz ihrer Versprechungen nicht suchen. Denn nur ein einziges Fach der geistigen Tätigkeit wird wirklich mit allgemeiner Teilnahme, ja mit immer steigendem Interesse, dem sich auch die Christen später nicht entziehen können, kultiviert; es ist die Wohlredenheit oder vielmehr die Kunst, das, was sich mit wenigen Worten sagen ließe, in möglichst vielen möglichst zierlich, ja gewunden auszusprechen und niederzuschreiben. Das lernt man in den Rhetorenschulen von klein auf, man erhält Leitfäden über die richtige Wahl der Worte in die Hand gedrückt; man lernt jedem Gebiete angemessen, bald in diesem, bald in jenem Stile zu schreiben.

Den Leistungen der Wissenschaft entspricht ihre Schätzung. Schon lange arbeitete, wie wir es noch im einzelnen sehen werden, die griechische Philosophie an der inneren Ausweitung des Menschen. Aber erst in dieser Epoche kommt die Idee immer mehr zum Durchbruch, daß die Wissenschaft nichts helfen könne, daß alles auf die Pflege der Seele abzielen müsse. Der schon genannte Seneca echauffiert sich zwar zuweilen für die Wissenschaft, wie er sie versteht, aber er tut das nur, weil seine griechischen Vorgänger so empfanden. Wo seine eigene Gesinnung zutage tritt, läßt er ganz andere Dinge hören. Die Geometrie ist ihm ganz wertlos: was nützt es, ruft er aus, den Flächeninhalt eines Grundstücks zu berechnen, wenn ich nicht verstehe, mit dem Bruder zu teilen! Man soll nicht mehr als genug wissen; die meisten Gelehrten sind lästig, geschwätzig, verstimmt und eingebildet. Die Wissenschaft bessert den Menschen nicht, nur das Studium der Weisheit vermag

das. — Wenn man also von manchen Leuten die Bildungsfeindlichkeit des Christentums behaupten hört, so ist dies in dieser Form falsch. Die Christen haben zwar zum absoluten Wissen sich nicht minder feindlich als die griechisch-römischen Philosophen gestellt, aber bei diesen ist es ursprünglich, während die Christen nur so denken, wie alle um sie herum: die Wissensmüdigkeit der alten Welt ist auch für das Christentum eine seiner Voraussetzungen.

Was also die Zeit am meisten beschäftigt, das ist das eigene Ich. Das ist, wenn man auch große Taten der Faust und des Geistes vermissen muß, kein schlechtes Zeichen für diese Menschen, um so mehr als dies Gefühl in großer Allgemeinheit auftritt. Die Beschäftigung mit dem eigenen Innern aber führt notwendigerweise zu der Frage: wer ist dein Gott und wie lebst du mit ihm? An dieser Frage hängt das ganze Verständnis, das wir für die Zeit gewinnen können. Wir müssen daher, um so mehr als die Theologen vielfach auf diesem Gebiete von ganz allgemeinen Vorstellungen, ohne selbst Quellenstudien getrieben zu haben, ausgehen, die religiöse Prädisposition der antiken Menschheit zur Zeit von Christi Auftreten und in den nachfolgenden Jahrzehnten schärfer ins Auge fassen.

Der griechische Götterglaube war hervorragenden Denkern des Altertums vielfach ein Stein religiösen Anstoßes gewesen, es ist ja bekannt, daß Platon aus seinem Idealstaate die Lektüre eines so gottlosen Dichters wie Homers verbannen wollte. Aber das waren nur einzelne Vorstöße. Das Ende des vierten Jahrhunderts erst führt eine neue Epoche des theologischen Denkens herauf. Die überwältigende Erscheinung Alexanders des Großen schien alle Maßbestimmungen menschlichen Könnens ins Unendliche erweitern zu wollen, und der Wille des Königs, daß man ihm göttliche Verehrung erweisen solle, konnte sich trotz des Widerstandes mancher Skeptiker durchsetzen. Ebenso handelten seine Nachfolger. Wo die Menschen nun als Götter galten, konnte als Komplement dazu nicht ausbleiben, daß man begann in den Göttern Menschen zu sehen. Derartige rationalistische Meinungen, daß die Götterkulte wohl aus der Verehrung besonders hervorragender Menschen stammten, waren nun zwar schon öfter aufgetaucht, in ein System aber brachte sie erst der Grieche Euhemeros, von dem diese ganze rationalistische Richtung den Namen Euhemerismus er-

halten hat. Euhemeros schrieb eine Art von Reiseroman, in dem er behauptete, auf einer alten Inschrift die Taten der Götter als Taten von alten Königen verzeichnet gefunden zu haben. Diese Könige sollten dann später sich selbst für Götter erklärt haben. Das platte, aber wie es scheint für die damalige Zeit sehr amüsante Buch ist von den bedeutenden Geistern des Altertums um seiner Lügen willen ziemlich geringschätzig behandelt worden; den Christen hat es allerdings nicht selten in ihrem Kampfe gegen die Heiden gute Dienste getan. Wir haben in ihm nur ein Zeichen jener Zeit, ein Symptom zu sehen, aber durchaus keinen planvollen, tief durchdachten Angriff auf die Götter des Volksglaubens; sonst hätte der Verfasser seine Offenbarungen wohl nicht in das Gewand eines Reiseromans gehüllt. Ein System kam erst in diese Polemik, als die Anhänger des Epikur, desselben Philosophen, dessen Name nachher für alle schnöde Genußsucht mißbraucht wurde, ihren Feldzug gegen die Volksgötter der Griechen eröffneten. Wir müssen hierbei etwas ausführlicher verweilen, weil sonst die Polemik des Christentums gegen die Heiden uns nicht verständlich ist. Die Epikureer hielten sich nun zunächst über die menschliche Schwäche der Götter auf. Wenn man auf der Insel Kreta ein Grab des Zeus zeige, so sei der Vater der Götter also einmal wirklich gestorben, gerade so wie der schöne Liebling der Aphrodite, Adonis; er könne demnach kein Gott sein. Außerdem hätten diese Götter oft schwere Mühen und Schmerzen erdulden müssen, Herakles sei dem Eurystheus dienstbar gewesen, Ares und Aphrodite wurden verwundet und was dergleichen Geschichtchen noch mehr existierten. Auch sei es sehr wenig einer Gottheit würdig, wenn sie immerfort ein Amtssymbol, einen Bogen oder einen Schmiedehammer, einen Spiegel oder dergleichen trüge. Und wie soll man sich dann auch die Götter vorstellen? Läuft Apollo immer mit glatten Wangen umher, sah er stets so aus, hatte der Schmiedegott Hephäst immer seinen Hinkefuß? Von Zeus' Söhnen ist die ganze Welt erfüllt worden; der oberste Gott fürchtete sich nicht, aus Liebe bald ein Stier, bald ein Schwan, bald ein Adler zu werden. Leben ferner diese Götter nicht eigentlich immer im Streite? Im troischen Kriege schlagen sie rücksichtslos aufeinander ein, im hohen Olymp droht Zeus die Götter an die Wand zu werfen, und wenn die Gemahlin des höchsten Gottes

Digitized by Google

etwas durchsetzen will, so betrügt sie ohne jeden Skrupel ihren Gatten. In der Tat haftet diesen Göttern nichts Gottähnliches an; sie glauben die armen Menschen die Kunde der Zukunft lehren zu können, und doch läuft der Orakelgott Apollo der Daphne nach, ohne zu ahnen, daß sie sich gleich in einen Lorbeerstrauch verwandeln wird. Solche Götter können keine Muster für die Menschen sein, im Gegenteil, ihr Beispiel wirkt höchst schädlich und bringt die Menschen nur auf böse Dinge. Es ist darum die höchste Gottlosigkeit, diese Götter zu verehren, und die Dichter haben daher durch diese Fabeln schwere Schuld auf sich geladen. Natürlich gibt es Götter, denn der Glaube an sie ist zu allgemein, und es ist unrichtig, den Freigeist zu spielen, wenn das Volk ihnen zu Ehren Feste feiert und ihnen Opfer bringt; man soll niemanden in seinem Glauben stören. Aber ob diese Götter uns helfen können, ja, ob sie überhaupt sich um uns kümmern, das ist mehr als fraglich.

So dachten die Epikureer, und ihr Denken war ernst und wirkungsvoll. Aber für das griechische Empfinden konnte diese reine Negation nicht genügen. Seiner Sehnsucht nach dem Anschluß des Menschen an eine Gottheit entsprach nun wenigstens zum Teil die Lehre der Stoa. Freilich geben auch die Stoiker zu, daß die Götter der Dichter, die sich ja schwerer Gesetzesverletzung schuldig machen, ein Nichts sind Aber es gilt, sie richtig zu verstehen. Diese Mythen haben ihre tiefere allegorische Bedeutung. Zeus ist nicht der Verführer sterblicher Weiber, sondern er ist die alles ordnende Weltvernunft, der sogenannte Logos (, der ja noch in mannigfacher Umgestaltung im Prolog des Evangelium Johannis wiederkehrt), Zeus ist die Seele des Alls. So ist denn Ares der Krieg, Hephäst das Feuer, Hera die Luft, Apoll die Sonne, Artemis der Mond. Wenn also die Götter im Olymp sich mit Zeus herumschlagen, so ist dies nichts als der Kampf der Elemente miteinander, wenn Hephäst durch den Götterkönig aus dem Olymp auf die Erde geschleudert wird, so versteckt sich darin nur die Tatsache von der Herabkunft des Feuers auf die Erde, wenn Ares, von Athene verwundet, laut aufschreit, so ist das nichts als das ungeordnete, rohe Barbarenheer, das im Kampfe viel Getöse macht, und schließlich, wenn Ares und Aphrodite sich vereinigen, so haben wir darin nur den Bund zwischen Streit und Liebe zum Zwecke der Harmonie zu erkennen. — Dieser allegorische Rationalis-

mus, dergleichen, obschon in veränderter Form auch die christliche Nachwelt manches erlebt hat, war aber nur Außenwerk der stoischen Lehre und konnte das religiöse Bewußtsein natürlich nicht ausfüllen. Die Hauptsache für die Stoa ist der Glaube an die Vorsehung, eine Überzeugung, die in dieser Form, unterstützt mit den gleichen Argumenten, fast identisch im Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der überhaupt der Stoa so ähnlich ist, wiederkehrt. Der Stoiker sah sich im Weltall um und fand alles dort wunderbar bestellt. Nach ewigen, ehernen Gesetzen vollzieht sich der Umschwung der Gestirne, und sie alle dienen der Welt der Menschen in verschiedenster Weise. Also muß hinter dieser wunderbaren Ordnung doch eine bewegende Kraft stehen. Wenn Barbaren einen rotierenden Globus mit den um ihn kreisenden Sternen sehen, so erfüllt sie doch sicher Staunen über diese Leistung des menschlichen Verstandes: und wir sollten glauben, daß das Firmament seelenlos, urheberlos sich abrollte? Treten wir doch hinein in ein Gymnasium, das nach einheitlichem Plane sein Tagewerk vollendet, suchen wir eine wohlregierte Stadt auf, sehen wir ein Schiff fahren: und wir sollten annehmen, daß alles dies von selbst geschehe? Und dann, wie ist die Erde selbst doch so wohl geordnet, wie schön ist sie, welches Ebenmaß herrscht hier, wie ist überall der Zweck des Ganzen erkenntlich! Für die Erhaltung und den äußerlichen Schutz der Tiere ist aufs beste gesorgt, sie sind gegen alle Unbilden der Natur bewahrt, sie haben Waffen. Für wen ist nun dies alles? Doch nicht für sie selbst, sondern das Ziel der Natur ist stets der Nutzen des Menschen. Und nun er selbst, der Mensch, wie künstlich und fein ist er bereitet! Jeder Körperteil hat seinen besonderen Nutzen, seine eigenartige Bestimmung, ja auch seine individuelle Schönheit. Sind wir somit selbst aufs beste mit uns eingerichtet, dienen uns die Tiere, können wir endlich aus dem Lauf der Gestirne den Willen des Geschickes erkennen, so ist doch wohl klar, daß diese ganze große Natur sich um den Menschen als ihr Zentrum bewegt, daß er ihr Endzweck ist. Diese Natur aber ist die erhabene Vorsehung, ist ein wundervoller, göttlicher Wille, der das ganze All durchdringt, ist Gott selbst, der den Menschen als sein Geschöpf mit Vaterliebe umfaßt, selbst aber ihm unsichtbar bleibt und nur von frommer Ahnung erfaßt werden kann. Diese Gottheit aber hat ihre

Teilgewalten, denn auch die Welt und die Gestirne und Elemente sind Götter, indem jedes den göttlichen Willen zu einem Teile in sich trägt.

Diese großartige und für unendlich viele Menschen beseligende pantheistische Philosophie fanden die Epikureer nun zum besten Teile lächerlich. Die allegorischen Götter der Stoa bedünkten sie phantastische Wahngestalten, ein Licht- oder Feuergott, meinten sie, könne niemand vor einer bösen Tat bewahren. Die stoische Vorsehung, die das All durchflutende Göttlichkeit, ist den Epikureern eine alte Tante, die überall neugierig ihre Nase in Dinge hineinsteckt, die sie nichts angehen. Dieser stoische Gott kommt ja auch gar nicht zur Ruhe, wenn er für so viele Dinge sorgen soll Ein Zweck ist überhaupt gar nicht ersichtlich; oder könne man irgendeinen erdenkbaren Nutzen in der Existenz z. B. des Ungeziefers finden? Wo ist dann endlich auch Gott vor der Erschaffung der Welt gewesen? — Während nun so die Epikureer der Stoa zu Leibe gingen, hatte sich in einer skeptischen Richtung der platonischen Schule ein neuer mächtiger Feind gegen diese erhoben. Die Skeptiker wollen zwar von den Epikureern auch nicht viel wissen, aber ein wenig fahren sie doch in ihrem Gleise. Sie stellen, nicht etwa um die Stoa zu bekämpfen, sondern um wirklich die Wahrheit oder wenigstens einen Teil davon zu gewinnen, das Prinzip gänzlicher Voraussetzungslosigkeit auf. Die Schöpfung vorerst läßt nach ihrer Ansicht gar keinen Schluß auf ihre Göttlichkeit zu. Ihre Regelmäßigkeit findet ein Analogon in der Erscheinung der Ebbe und Flut, ja auch in der Regelmäßigkeit der Wechselfieber, hinter denen doch wohl kein Mensch etwas Göttliches sehen wird. Alles dies ist vergänglich, vergänglich ist die Welt, sind die Gestirne, die Elemente, ein Gott aber kann nicht vergänglich sein. Mit den Göttern läßt sich gar nichts anfangen, es gibt so viele, bei denen sich die Entscheidung, ob sie Götter waren oder andere Wesen, verliert, daß man am besten ganz von ihnen absieht; sonst müßte man ja noch womöglich die ägyptischen Tiergötter verehren. Die Allegorien aber sind durchaus hinfällig, denn so etwas kann man sich jederzeit ausdenken, da herrscht vollkommene Willkür. Die Kunde der Zukunft ferner, die nach der Stoa von den Göttern stammt, wäre auch kein Glück für die Menschheit. Wozu soll man denn vorher wissen, was doch sicher eintrifft?

Übrigens ist die Astrologie eitel Schwindel, kein Mensch ist imstande, ein sicheres Horoskop zu stellen. Endlich, wenn es wirklich eine heilige und gerechte Vorsehung gäbe, so würde es doch sicher dem Guten gut, dem Bösen schlecht gehen. Nun aber sehen wir doch hienieden das gerade Gegenteil davon sich vollziehen. Die Edelsten müssen viel leiden, ein Sokrates starb ungerecht; dagegen geht es den Massenmördern, den Tyrannen, den Tempelräubern ganz vortrefflich. Der Glaube an die Götter soll ja damit nicht aufgehoben werden, da aber alle Völker verschiedene Götter haben, da alle Philosophen andere Systeme schaffen, so kommen wir zu keinem bindenden Ergebnis.

Gegenüber diesen scharfsinnigen Fragen hat die Stoa, wenn sie auch notgedrungen einzelne Konzessionen machte, doch an ihrem erhabenen Standpunkte weiter festgehalten. Wenn es auch etwas komisch berührt, daß sie auf eine epikureische Frage sogar den Nutzen des Ungeziefers erkennen will, gerade so wie wieder das 18. Jahrhundert Ähnliches versucht hat, so stellt sie doch immer aufs neue den Gesichtspunkt der Übel als im letzten Grunde nicht entscheidender Hindernisse der Vorsehung auf. Die Stoa hat die tapfere Überzeugung, der sich ja auch die christliche Anschauung bemächtigt hat, die Übel seien die beste Übung des Menschen. Gott verwöhnt eben den Guten nicht, er nimmt ihn für sich in Arbeit; er verzärtelt sein Kind nicht wie eine schwächliche Mutter. Alles Widrige ist im letzten Grunde gut für die, denen es zustößt, besonders aber für das Ganze. Wenn man sich also fragt, warum denn bei einem Erdbeben, warum bei einer Wassersnot so viele Gute mit umkommen müssen, so lautet die Antwort, daß sich uns die näheren Gründe entziehen, daß wir nach ihnen auch nicht fragen sollen: Gott, der das Ganze als ein gerechter Vater im Auge hat, weiß besser als wir kurzsichtigen Menschenkinder, was dem Weltall frommt, und braucht auch diese Elementarereignisse in seinem Sinne zum Nutzen des Ganzen. Geht es aber oft dem Bösen gut, dem Guten übel, so bedenke der Zweifler, daß die Guten und Gott miteinander verwandt sind; die Bösen sind nur seine Haussklaven; laß die lustig und frivol sein, die Kinder des Herrn haben die Aufgabe, sittig und anständig zu leben. Kein Mensch ist unglücklicher als der, der nie ein Unglück erlebt hat; das Geschick sucht sich immer

nur die Tapfersten aus. Den Steuermann lernt man im Sturm, in der Front den Soldaten kennen: die Tugend ohne Gegner stirbt an Schwindsucht. Und wenn man uns vollends das Beispiel des Sokrates, der ungerecht starb, vorhält, so fragen wir dagegen, ob er ein übles Los gefunden hat, als er das Heilmittel der Unsterblichkeit nahm. Nein, das wirkliche Übel ist nur das Böse, aber gerade dies hält Gott den Guten fern. Die, welche glücklich scheinen, sind oft gerade elend, sie gleichen getünchten Wänden. Die Leidenden lehren andere dulden, sie bleiben ihnen zum Muster. Gott kann auch nicht allein die Bösen auf Erden strafen; der Wind kann nicht den Guten günstig, den Bösen ungünstig wehen, kein Arzt verweigert ja auch seine Medizin dem schlechten Menschen.

Mit diesen Sätzen, die ja wohl nicht ganz einwandfrei sind, die aber eine einzigartige Schönheit wie Konsequenz der Anschauung und wunderbare Tiefe des Empfindens atmen, wird auch den Juden und Christen ein Mittel in die Hand gegeben, skeptische Fragen der heidnischen Gegner zu beantworten. Denn mit Absicht habe ich alle diese Ideen des breiteren wiedergegeben; kaum ein Satz, der nicht nachher von den Juden und Christen wiederholt wird. Das spätere Judentum hellenisiert sich ja zum Teil völlig. Ein jüdischer Schriftsteller, Philo, schreibt moralisch-philosophische Abhandlungen, die ebensogut von einem Heiden hätten verfaßt sein können. Ihm folgen die Christen; sie übernehmen von allen philosophischen Systemen das, was sie brauchen können; sie greifen die Heidengötter mit den Waffen der Epikureer und Skeptiker an, sie beweisen das Dasein Gottes und die Vorsehung aus dem Zustande der Welt und der Geschöpfe, sie brauchen hinsichtlich der Übel die gleichen Argumente wie die Stoa. So setzt sich der Kampf der philosophischen Disziplinen des Heidentums im Christentum fort; es ist gegen so ziemlich alle Philosophen gleich eingenommen, bedient sich aber ohne Zaudern fast aller ihrer Beweise. Wir erkennen somit die ungeheure Bedeutung der Philosophie des Altertums für das Christentum, das gewaltige Fortleben der Tradition. Aber noch eins erkennen wir nebenbei, die Geistesarbeit des Altertums. Probleme wie die oben von den antik heidnischen Philosophen erörterten haben immer wieder die Menschen bewegt, oft genug sind sie auch im gleichen Geiste beantwortet worden, und noch auf lange Zeiten hin wird ihre Behandlung

keine sehr viel andere sein können. Um so näher rücken wir dadurch diesen ernsten Menschen, die sich mit den quälendsten Fragen beschäftigt haben, und wenn der große Skeptiker Heine sagt: „Und ein Narr wartet auf Antwort", so sollen wir jene Menschen achten und lieben, die für ihren Verstand und für ihr Gefühl eine Antwort gefunden haben.

Wie aber stellte sich nun das Altertum zur Zeit Christi, nachdem es auf die eine oder die andere Art mit seinem Gottesbewußtsein und der Idee einer göttlichen Weltregierung ins reine gekommen war, zu der Frage des äußeren Gottesdienstes? Auch da war man nicht so zurück, wie man vielfach noch heute annimmt. Es ist hier ein merkwürdiger Parallelismus in der Entwickelung der Juden und der heidnischen antiken Völker zu konstatieren. Die Juden verachten die Bilder von Holz, Stein oder Erz und weisen immerfort warnend auf das Beispiel der Heiden hin. Auch bei den Griechen sind solche Äußerungen zu vernehmen. Wieder steht hier die Stoa mit ihrer reinen Gottesverehrung in vorderster Linie. „Bauet", so ruft einer ihrer Philosophen aus, „der Gottheit keinen Tempel; denn ein Tempel ist wertlos und nicht heilig, es gibt nichts derart, was der Gottheit würdig wäre." Der Tempel der Gottheit ist nach der stoischen Anschauung allein das Menschenherz. Es ist der größte Widersinn, in den Tempeln vor den toten Götzen zu knien, deren Künstler man doch geringschätzt. Mehr als einmal ertönt die Warnung, in den Götterbildern, den stummen, blinden, leblosen Gegenständen ja nicht die Götter selbst zu sehen. Aber trotzdem haben die Heiden nicht die Konsequenz daraus gezogen, die Bilder umzustürzen, wie es die Christen später taten. Denn in dem Heidentum lebt eine ganz außerordentliche Pietät gegen die Überlieferung, und es ist einer der schärfsten Vorwürfe gegen die Christen, daß sie die väterlichen Bräuche verlassen haben. Die Heiden halfen sich mit der Bemerkung, die ja auch nicht ganz unberechtigt war, daß sie, weit entfernt, in den Bildern die Gottheit selbst zu sehen, jene nur als Erinnerung an diese betrachteten.

Ganz ähnlich war es mit dem Opfer. Schon sehr früh hatten edle Hellenen die Überzeugung ausgesprochen, daß die Gottheit menschlicher Dienste nicht bedürftig sei. Diese Anschauung wird gegen das Ende dieser Epoche, zur Zeit des ersten Jahrhunderts nach Christus immer stärker. Gott, heißt es

da, der uns, ohne Dank zu erwarten, alles reichlich gibt, hat keine Frucht seiner Arbeit vom Rauche der Opfertiere und vom Geruche des Weihrauchs. Es ist ja auch ganz unmöglich, das Geschick, das doch kommen muß, durch solche Sühnungen abzulenken. Das sind Trostgründe eines kranken Geistes. Das unwiderrufliche Geschick läßt sich nicht durch das Opfer eines weißen Lammes umstimmen. Sollte auch den Göttern wirklich die Abschlachtung eines klagenden Opfertieres lieb sein?

Der Schluß, der sich aus allem Angeführten ergibt, ist nun wohl ganz klar. Es kann nicht die Rede davon sein, daß eine Zeit, die sich so ängstlich mit dem eigenen Seelenheil abmühte, in der viele Hunderte die ernstesten moralischen Vorträge hörten, in der Tausende von Griechen und Römern sich schon dem Judentum zugewandt hatten, sich selbst aufgegeben hatte, nur darum, weil in Rom der Cäsarenwahnsinn tobt und ein Abschaum aller Völker sich in der Reichshauptstadt wie in den Großstädten der Mittelmeerländer festsetzt. Neros Rom ist nie die Welt gewesen, kaum ein Abbild von ihr. Der antike Mensch, besonders der Grieche, nahm das Leben wahrhaftig nicht nur von der frivolen Seite, und wenn der widerwärtige Semite Lukian sich darüber belustigt, daß die Reisephilosophen überall miteinander über die höchsten Fragen disputierten, so fällt dieser Spott auf den zurück, dem nichts heilig war, aber die Griechen ehrt ein solcher Idealismus. Gerade das Bedürfnis nach dem Frieden des Gemütslebens und die damit zusammenfallende Abwendung vom Leben der Wissenschaft hat den Einzug des Christentums in die Herzen mächtig vorbereitet. Aber eine tiefe Lücke klaffte im griechisch-römischen Wesen. Wir haben sie schon berührt: es ist der Widerspruch zwischen ernstem, oft heiligem Denken und den äußeren Handlungen des Kultes; der Philosoph macht ruhig das Opfer mit, weil es einmal so Sitte sei. Hier schob sich das Christentum wie ein Keil ein, Leben und Lehre war ihm in seinen besten Vertretern eins. Das Christentum ist, wie wir noch sehen werden, nicht still seinen Weg gegangen, es hat zum Teil die Verfolgungen provoziert wie jede Religion, die Propaganda machen muß, um zu leben. Die Sekten abstoßend, völlige Kampfeseinheit erstrebend drang es vor auf den Gegner, der im letzten Grunde doch in der Defensive geblieben ist: Angriff aber bedeutet in der Regel nicht nur Siegeshoffnung, sondern auch Siegeskraft.

II. Enthusiastische Strömungen.

1. Die Apokalypsen.

Eine jede Religion, wenn sie anders den Namen verdient, zeitigt enthusiastische Erscheinungen. Sie kann selbst ja nur einem gewissen Enthusiasmus ihr Dasein verdanken, aber unter diesem und den enthusiastischen Erscheinungen versteht man doch zwei grundverschiedene Dinge. Wenn aus den Tiefen des ringenden, sorgenden, auch wohl zweifelnden Gemütes etwas Neues, Begeisterndes, Befreiendes sich zur Geburt empordrängt und alle belebendes Leben gewinnt, oder wenn eine reine, nach innen schauende Seele, umstarrt vom Schweigen der Wüste, hoher Ahnungen teilhaftig wird und der Gottheit Leben in sich walten fühlt, also daß es den Menschen unwiderstehlich treibt, von dem gewonnenen überirdischen Schatze anderen mitzuteilen, so ist das Enthusiasmus, schon weil den Menschen, mag er auch noch so rein, so gottesbedürftig sein, der Hauch der Gottheit überwältigt, weil er die natürlichen Schranken seines Wesens ins Unermeßliche erweitert, ihn über sich selbst und die physischen Bedingungen seines Daseins hinausreißt in unendliche Fernen, die seinem Blicke bisher verschlossen gewesen. Ein anderes als diese Offenbarung der Gottheit im menschlichen Einzelgemüt, in der Seele eines Religionsstifters sind die Zustände, die innerhalb einer schon bestehenden Religionsgemeinschaft sich unter diesem oder jenem äußeren Anstoß der Gemüter einzelner oder auch ganzer Massen wiederholentlich bald in dieser, bald in jener, immer aber in einer ekstatischen Form bemächtigen. Auch hier spricht man wohl von einer Offenbarung, aber nicht mehr mit Recht. Denn die Gottheit scheint sparsam mit ihrer Erscheinung im Menschenherzen zu sein, häufige erregte Zeiten zwingen sie nicht immer wieder von ihrer Höhe herab, um sich in steten Gesichten dem Menschengeschlechte zu offenbaren. Was Christus in der Wüste vor seinem Auftreten in der Welt durch-

lebt hat, wird niemals kund werden, läßt sich kaum ahnen; aber die Offenbarung Johannis ist ein historisch zu erschließendes Buch, und wenn es in mancher Beziehung auch noch rätselhaft ist, so liegt dies daran, daß uns noch vielfach das Material zur Lösung der Fragen fehlt; ein heiliges, nur religiös zu ahnendes Rätsel ist es seit langem nicht mehr.

Denn der große Vorzug der theologischen Forschung unserer Zeit besteht darin, daß sie endlich beginnt, diese Dinge in ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu verstehen und demgemäß einzuordnen. Sie hat erkannt, daß die sogenannte Offenbarung Johannis nicht ein Werk ist, in dem wir selbst erfüllte oder noch zu erfüllende Prophezeiungen suchen sollen, sondern sie ist ein Werk, dem mehr als irgend einem neutestamentlichen Buche der Charakter der wildbewegten Zeit, die es entstehen ließ, anhaftet, es ist ferner eine Schrift, die eine Menge von Vorgängern besitzt, die eine reiche Anzahl Nachfolger gefunden hat. Freilich überragt sie ihre Genossen fast alle. Denn nur ein im tiefsten erregtes religiöses Gemüt kann eine solche Konzeption haben wie die Erscheinung der apokalyptischen Reiter, die noch in allen religiösen Zeiten Darstellung durch die Kunst gefunden, wie die Anschauung vom himmlischen Jerusalem im Glanze seiner Perlentore; und Worte, wie das wundervoll tröstende: sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben, wie das erhabene: ich bin das A und das O, und wie der innige glaubensvolle Schluß: ja, komm, Herr Jesu! derartiges suchen wir vergebens in den anderen Apokalypsen. Aber gleichwohl, die Offenbarung Johannis ist nicht die Apokalypse, sondern sie ist nur eine von vielen Apokalypsen.

Um nun dies Wesen zu verstehen, genügt es nicht, uns nur in die Zeit zu versetzen, in der das wunderbare Buch und seine Schwesterschriften entstanden sind, sondern wir müssen unseren Blick zurückwerfen auf eine längere Entwickelung des religiösen Lebens und Schaffens, d. h. wir müssen zu den Juden, in deren Literatur die ganze Apokalyptik haftet, zurückkehren. Denn wenn auch Christus in direkter Abwendung von jüdischen Sitten und Anschauungen auftrat, so hat das Christentum doch, besonders im literarischen Schaffen, den heimischen Boden des Judentums lange nicht zu verlassen vermocht und auch nicht verlassen wollen. Wir könnten freilich noch weiter hier ausholen, wir könnten, den Spuren hochverdienter Forscher folgend, den

Digitized by Google

Urſprung der apokalyptiſchen Phantaſien, d. h. hier beſonders die Erſcheinung des Drachen in Babylon wiederfinden; das aber wären rein religionsgeſchichtliche Fragen und Antworten, denen wir hier, wo es ſich um möglichſt geſichertes hiſtoriſches Erkennen handelt, nicht allzu weit nachgehen dürfen.

Im jüdiſchen Volke hatte mit der Zeit das Prophetentum verſagt. Aber an die Stelle der großen Einzelperſönlichkeiten tritt nun als ein Surrogat für das eigentliche Prophetentum die Arbeit ſolcher Männer, die entweder einen alten Prophetennamen erborgen oder den eines anderen Gottesmannes ſich zulegen. Es iſt alſo eine apokryphe Schriftſtellerei, die man übrigens keineswegs, mit nüchternem Maße meſſend, als Betrug bezeichnen darf. Religiöſer Schriftſtellerei kommt es ſelten auf den eigenen Namen, ſondern nur auf die Sache an; das Werk irgend eines Vorgängers in deſſen Geiſte unter ſeinem Namen fortzuſetzen, ſcheute ſich in alten Zeiten niemand. Aber es herrſcht ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen den alten Propheten und dieſen Zukunftsſehern, die ſich rühmen, ihre Nachfolger zu ſein. Dieſe Autoren teilen die Zeit in zwei Hälften, eine irdiſche hier, die viel Jammer und Leid bringt, eine ſupranaturale, eine tranſzendentale dort in einem Reiche der Zukunft. Hatten die Propheten der alten Zeit ihr Volk aufgerüttelt und beſſere Tage des irdiſchen Daſeins verſprochen, da das Volk Iſrael von ſeinen Feinden befreit, im Innern ungeſtört in Gerechtigkeit und Freude herrſchen würde, ſo geſtaltet ſich dies Zukunftsbild nun allmählich um, und an ſeine Stelle tritt mit der Zeit die Erwartung vom Geſchicke der geſamten Welt, d. h. vom Gerichte, das über dieſe Welt gehalten werden ſolle. Das Gericht ſoll vollzogen werden durch Gott oder ſeinen Geſalbten, den meſſianiſchen König Iſraels. Dies Gottesreich der Zukunft umfaßt die ganze Menſchheit, die unter Iſraels Zepter zu einem Weltreiche geeinigt wird. Die alte Welt wird vernichtet, eine neue entſteht. Der alte Gott Iſraels wird zum Gott und König der Welt. Unter ihm aber ſoll nun nicht nur das auserwählte Volk das Ziel ſeines Daſeins finden, ſondern auch der einzelne ſoll erkennen und fühlen, daß Gott ſich ſeiner annimmt; auch er ſoll, eine Anſchauung, die dem alten Glauben fehlt, in der Auferſtehung das Reich der Herrlichkeit erblicken. Aber mit dem Frommen wird auch der Böſe auferſtehen, um im Gericht ſein Urteil zu empfangen.

Diese Anschauungen, die ich hier vorläufig ganz summarisch wiedergebe, haben natürlich sich langsam genug entwickelt. Aber eine Zeit hat, wie das ja oft in der Geschichte sich wiederholt, durch einen gewaltigen Ruck diese Vorstellungen in raschen Fluß gebracht: es ist die Epoche des Königs Antiochos von Syrien. Antiochos ist einer der wenigen Griechen gewesen, die dem hellenischen Prinzipe der religiösen Duldsamkeit nicht entsprochen haben, ein Vorläufer der intoleranten Spanier, eines Ludwig XIV. Als Antiochos von Syrien die Juden hindern wollte, nach ihrer Fasson selig zu werden, da erhob sich das verzweifelte Volk gegen seinen Dränger, und die Löwenbrut der Makkabäer schlug dem törichten König Wunde auf Wunde. Der Niederschlag dieser furchtbaren Leidenszeit, da der Tempel des Herrn auf dem großen Altare heidnischen Brauch, den „entsetzlichen Greuel" sehen mußte, ist das Buch Daniel geworden, die erste aller unserer Apokalypsen und ihr viel benutztes Vorbild. Dem Seher dieses Buches stellen sich die Reiche der Welt unter dem Bilde von Tiererscheinungen dar, die aus dem Meere aufsteigen, das Reich der Heiligen durch eine menschliche, aus den Wolken des Himmels herabsteigende Gestalt. Das vierte furchtbare Tier, von dem hier die Rede ist, ist das griechische Reich, d. h. die Herrschaft des Antiochos. Die Weltherrschaft der Frommen vernichtet die Reiche der widergöttlichen Mächte, Israel wird nun zum Weltreich, aber auch alle verstorbenen Frommen sollen daran Anteil haben.

Es ist hier unmöglich, die einzelnen Momente dieser Zukunftshoffnungen zu verfolgen; es sind ihrer gar zu viele, manche widersprechen sich auch oder setzen sich in andere Formen um. Es gibt hier eine ganze große Literatur, die mannigfache Abhängigkeit der einzelnen Glieder untereinander zeigt und die doch wieder in großer Verschiedenheit schillert. Im Mittelpunkte aller dieser Anschauungen steht doch der uralt orientalische Dualismus, mag er nun in der Welt der Frommen, des gläubigen Israels und im Gegensatze dazu in der Gesamtheit der Bösen sich begreifen oder Ausdruck finden in dem Widerstreite Gottes mit dem Erzfeinde, dem sogenannten Antichrist, einer Gestalt, zu deren eigenartiger Ausbildung in der Phantasie des Judenvolkes die Erscheinung des Syrers Antiochos Anlaß gegeben hat. Wir wollen daher hier nur kurz die Hauptmomente dieser Eschatologie zusammenfassen. — Dem Anbruche des Heils soll

also eine Zeit besonderer Trübsal vorhergehen. Drohende Vorzeichen künden sie an: Sonne und Mond verfinstern sich, Schwerter erscheinen am Himmel, die ganze Natur verändert sich, die Sonne scheint in der Nacht, der Mond am Tage, besäte Äcker werden wie unbesät erscheinen. Vollends unter den Menschen lösen sich alle Bande der Ordnung. Nur die Sünde herrscht, alle bekämpfen sich untereinander, Freund den Freund, Sohn den Vater, Tochter die Mutter, Völker die Völker. Da erscheint — schon eine ältere Prophezeiung — Elias, um Frieden zu stiften und Ordnung zu schaffen, um dem Messias die Wege zu bereiten. Er kommt, der Auserwählte, der von Gott verborgen ward, ehe denn die Welt geschaffen wurde, sein Antlitz ist wie das eines Menschen und voll Anmut gleich einem der heiligen Engel. Er hat sich bisher verborgen gehalten und tritt nun plötzlich hervor, wenn die Welt 6000 Jahre gedauert hat. Aber nun sammeln sich auch die feindlichen Mächte zum letzten Angriffe, unter der Führung eines dämonischen Wesens, des Antichrists. Doch das gewaltige Strafgericht Gottes vernichtet seine Macht; Jerusalem wird erneuert, die zerstreuten Juden werden versammelt, die zehn Stämme kehren aus der Verbannung zurück, das Reich Gottes wird aufgerichtet. Nun hat aller Krieg und Streit ein Ende, Friede, Gerechtigkeit, Liebe herrschen; die Natur zeigt eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit, der Weinstock biegt sich unter der Last der Trauben. Die Menschen leben an die tausend Jahre und werden doch nicht alt und müde, die Frauen gebären ohne Schmerzen. — Andere Zeugen aber sehen selbst in diesem Zustande nicht das definitive Ende, sondern nur einen vorbereitenden Zustand von 1000 Jahren, das sogenannte tausendjährige Reich, nach dessen Verlaufe erst die allgemeine Auferstehung der Menschheit und das letzte Gericht eintreten solle mit der ewigen Seligkeit und der Verdammnis.

Wir haben diese Dinge, so sehr wir nach Kürze streben mußten, doch in einer gewissen Ausführlichkeit dargestellt, weil wie so oft die christliche Anschauung direkt unter der Einwirkung der jüdischen steht. Die christliche Apokalyptik setzte die jüdische fort, die älteren israelitischen Schriften wurden eifrig gelesen und erhielten auch wohl manche Zusätze. Und so ist denn auch die Apokalypse des Johannes ohne die Annahme einer jüdischen

Grundlage ganz und gar nicht zu verstehen. — Denn wir müssen den Gedanken ganz aufgeben, daß die Offenbarung Johannis eine übernatürliche Vision sei. Sie ist es ebensowenig wie das Buch des Propheten Daniel, dessen Blicke, wenn er von dem vierten Tiere redet, d. h. dem Reiche des Antiochos, rückwärts sich richten auf das Selbsterlebte und von dort aus dann in die Zukunft zu schauen suchen. Denn dies ist in der ganzen derartigen Literatur das Entscheidende: es wird immer zuerst an die Vergangenheit angeknüpft und diese, d. h. also das schon Erlebte, als zukünftig verkündet. Das ist mit nichten ein Trug. In der Anschauung des Propheten, der seines heiligen Amtes waltet, gibt es keine genaue Abgrenzung von Gegenwart und Zukunft, es gibt überhaupt nur Zukunft; wenn heute das eintrifft, was er gestern ahnte, so schmilzt ihm das im göttlichen Rausche in eine Zeit zusammen, und es bleibt für ihn kommendes, von ihm erkanntes Ereignis. Der Prophet, der da kündet, weil er muß, weil er nicht anders kann, ist ein Dichter, und für den Dichter gibt es nur die Gesetze des eigenen Innern. — Die Wissenschaft hat denn auch längst die Frage an die Offenbarung Johannis zu richten aufgehört, wie ihre Erwartungen vom Ende der Dinge zu verstehen seien; nur noch einige englische und amerikanische Dunkelmänner wollen eine Menge erfüllter oder noch erfüllbarer Prophezeiungen darin finden. Sie treiben es damit gerade so, wie das erregte Volk es oft getan, wenn es zu Zeiten großer Not das prophetische Buch aufschlug. Aber diese Deutung, die man die endgeschichtliche nennt, ist seit längerer Zeit schon erledigt, und an ihre Stelle ist die zeitgeschichtliche getreten, die in der Apokalypse die Begebenheiten der eigenen Zeit, d. h. des ersten Jahrhunderts n. Chr. widergespiegelt findet, und an sie hat sich die literargeschichtliche Forschung, die das Buch nach seinen Quellen gliedert, wie endlich die traditionsgeschichtliche geschlossen, die in den Motiven der Apokalypse vielfache Übernahme uralter, oft unverstandener orientalischer Mythologie zu erkennen sucht. Uns interessiert das hier weniger, uns genüge die Tatsache, daß die Offenbarung Johannis durchaus kein einheitliches Buch ist, daß sie, so wenig man ihr den tiefsten Gemütsnachdruck des jungen Christentums abstreiten darf, ebenfalls auf älterem Fundamente fußt, daß sie also, wie schon gesagt, unter vielen eine, freilich die hervorragendste Apokalypse ist.

Wie kommen nun die Christen, die doch sonst in aller Stille zu arbeiten die nur ruhige Ausübung ihres Gottesdienstes anzustreben scheinen, dazu, sich solcher Bücher zu bedienen? Darauf muß die Antwort verschieden lauten. Man erkennt einerseits an der Möglichkeit eines solchen Buches die Stärke der jüdischen Tradition, anderseits aber war das Christentum, wie ja auch die Worte des Herrn mannigfache Erwartungen vom Ende der Dinge aussprechen, stets darauf gefaßt, dies Ende bald selbst noch mit zu erleben. Und dazu schien nun gerade der römische Staat Anlaß zu geben. Wir erwähnten oben mehrfach die Vorstellung vom Antichrist. Sie war auch nach dem Ausgange des Antiochos nie ganz aus der Anschauung der Juden geschwunden. Es ist das Eigentümliche in dieser ganzen Literatur, daß, wenn eine Prophezeiung sich nicht voll bestätigt, man nicht an ihr überhaupt zweifelhaft wird, sondern sie dann auf den nächsten Fall überträgt. Alles Grauen vor Antiochos als dem Antichrist ward nun auf einen anderen übertragen, der allerdings den Namen besser verdienen mochte als der haltlose Syrerkönig. Das war Nero. Unter ihm begann der entsetzliche Kampf Roms gegen die Juden; ein Unglück, das einem jüdischen Apokalyptiker in direktem Widerspruche zur göttlichen Weltregierung zu stehen schien. Nun steigen die alten Bilder in der Seele des gemarterten Judenvolkes wieder auf, und die Schreckensgestalt des Imperators gibt ihnen fürchterliche Plastik. Erschauernd vernahm es ja der Erdkreis, daß der Sängerkaiser und wahnsinnige Kunstdilettant Hand an seine Mutter gelegt hatte, in der Hauptstadt las man an den Mauern beißende Inschriften auf den Mann, der einem Orest an die Seite getreten sei. Und als er endlich seinen Lohn erhalten hatte, glaubte man nicht an seinen Tod, sondern erwartete, daß er einst aus dem Osten, von dem Lande der Parther wiederkehren werde. Gegen Nero richtet sich nun das 13. Kapitel der Offenbarung Johannis. Es ist ursprünglich ein Stück aus einer jüdischen Apokalypse gewesen. Dann übernahm und bearbeitete es der Verfasser der Offenbarung, die ihren Ursprung der Empörung des Christentums über die Anbetung des Kaisers verdankt. Mit Recht hat man also gesagt, die Offenbarung Johannis sei die Kriegserklärung des jungen Christentums gegen das römische Imperium gewesen. So ist denn dem christlichen Seher Rom das große Babel, er sieht die sündige Stadt schon

gefallen, und unter gigantischen Tiererscheinungen stellt sich ihm das Bild des Imperiums, die Gestalt des Antichristes dar. Dem ersten Tiere wird Vollmacht gegeben, es zu treiben 42 Monate, d. h. $3^1/_2$ Jahre lang. Wieder eine Rückspiegelung der Vergangenheit: $3^1/_2$ Jahre lang hatte die Herrschaft des Antiochos in Judäa gedauert. Das Tier besiegt die Heiligen, bezwingt alle Länder. Die Todeswunde, die es empfangen, wird geheilt, d. h. Nero kehrt, wie auch die heidnische Volkssage wollte, zurück. Die Bewohner der Erde müssen ein Bild von ihm machen; wer es nicht anbetet, wird getötet. Damit hat der Apokalyptiker das Wesen des Imperiums deutlich gekennzeichnet und seinem Hasse gegen die Forderungen, die nach der Menschen Satzungen sind und nicht von Gott, leidenschaftlichen Ausdruck gegeben.

Aber fast noch mehr als die weltliche Gewalt des römischen Imperiums, dem hier keck der Handschuh vor die Füße geworfen wird, haßte und fürchtete der gläubige Christ die Irrlehre, deren Saat ein Betrüger nachts unter den Weizen des Herrn ausstreuen könnte. Wie bei Matthäus (24, 11 ff.) die Erwartung des Endes unmittelbar mit dem Auftreten von falschen Propheten verknüpft ist, so nennt in Verbindung mit diesen der 1. Johannesbrief (4, 3) den Antichrist und sieht ihn schon leibhaftig in der Welt. Ganz ähnlich spricht sich die vor noch nicht gar langer Zeit gefundene sogenannte Apostellehre aus, nach den falschen Propheten läßt sie den einen Sohn der Ungerechtigkeit im eigentlichen Sinne auftreten (16): „Wenn die Ungerechtigkeit sich mehrt, werden sie einander hassen und verfolgen und sich verraten, und dann wird erscheinen der Weltbetrüger gleichwie der Sohn Gottes und wird Zeichen und Wunder tun und die Erde wird übergeben werden in seine Hände und tun wird er Ungesetzliches, was niemals geschehen seit aller Ewigkeit. Dann wird die Schöpfung der Menschen in die Feuerprobe eingehen, und viele werden ein Ärgernis nehmen und zugrunde gehen, die aber unter ihnen ausharren im Glauben, werden gerettet werden vor diesem Werk des Fluches. Und dann werden die Zeichen der Wahrheit erscheinen. Zuerst das Zeichen der Händeausbreitung am Himmel, dann das Zeichen des Posaunentones, endlich zum dritten die Auferstehung der Toten.“ Und ein solcher Irrlehrer war wirklich erschienen. Schon die Apostelgeschichte erzählt uns von Simon,

dem samaritischen Zauberer. Die erregte Stimmung der Zeit hat aus ihm und seinen Irrlehren binnen kurzem einen wahren Dämon geschaffen.* Er soll in Rom unter Nero aufgetreten und erst von Petrus entlarvt worden sein. Von ihm weiß eine andere „Prophezeiung" zu melden, aus Samaria soll Beliar — der Name des Antichristes seit alter Zeit — kommen: „die Höhe der Berge wird er bewegen, das Meer im Laufe halten, hemmen die flammende, große Sonne und den glänzenden Mond, die Toten erwecken und viele Wunderzeichen tun unter den Menschen. Aber zum wirklichen Ende wird er's nicht führen, sondern alles ist Blendwerk, blenden wird er viele Menschen, die Gläubigen und Auserwählten und die bösen Hebräer und andere Menschen dazu, die noch Gottes Wort nicht gehört haben. Aber wenn sich dann des großen Gottes Drohungen erfüllen und die Kraft der Flamme brausend auf die Erde herniederkommt, dann wird sie Beliar verbrennen und die übermütigen Menschen alle, die ihm geglaubt haben." Da man nun so zwei Schreckensgestalten hatte, Simon Magus oder vielmehr den mit seinen Zügen ausgestatteten Antichrist und den wiederkehrenden Nero, so schuf die christliche Phantasie zwischen beiden die Beziehung, daß sie Nero zum Vorläufer des Antichristes machte, dem dann der eigentliche Verführer der Welt am Ende der Tage erst folgen sollte. Beider Verhältnis spiegelt sich auch in der Offenbarung Johannis wider. Das Tier vom Meere, dessen Todeswunde geheilt wird, ist, wie eben bemerkt, das Imperium und Nero, die Zeichen und Wunder des Tieres vom Lande, von denen die Offenbarung redet, erinnern an den Zauberer Simon von Samaria.

In den Zeiten des Domitian mag die Apokalypse des Johannes geschrieben worden sein, damals also, als zum erstenmal schwerer Druck auf den Christen lag. In ruhigeren Zeiten tritt dann das Bild vom Ende der Dinge wieder zurück. Aber augenblicklich lodern alle seine Züge wieder in flammenden Farben hervor, wenn die Verfolgung hereinbricht. Denn noch immer sieht das Christentum der älteren Zeit in jeder Not das kommende, nahe Ende. Das Bild Neros verblaßt dabei mehr und mehr, aber noch erhalten sich einige Charakteristika. So

* Vgl. unten das letzte Kapitel über Orient und Okzident im alten Christentum.

wissen denn aus den Zeiten der Verfolgung andere Schriften dieser Art zu künden, daß er naht, von den Enden der Welt, der flammende, muttermörderische Drache; der Dämon verwüstet alle Welt, unzählige Völker, auch die Hebräer vertilgt er, das alte Rom fällt. Aber Elias erscheint prophezeiend und wirkt Wunder; da versammelt Nero den Senat und läßt den Propheten ermorden. Doch nach drei Tagen erweckt ihn Gott wieder. Gleichwohl werden die Christen aus Rom vertrieben, das Schreckensregiment dauert $3^1/_2$ Jahre, dann aber kommt das Ende; denn nun naht der wirkliche Antichrist, der dem römischen Reiche, das durch böse Tribute alle Menschen drangsalierte, ein Ende macht. Der Sieger erscheint auch in Judäa und tut viele Zeichen, um die Menschen zu verführen, aber zuletzt kommen sie doch hinter seine Schliche. Sie schreien zu Gott, und endlich greift der Herr ein. Er entläßt die zehn Stämme aus der Gefangenschaft, die dort ein Leben nach dem Gesetze geführt haben, alles beugt sich vor ihnen, da Gott mit ihnen ist, der Antichrist wird vernichtet, das Gericht beginnt. Die Sonne verbirgt ihren Schein, ein Feuerstrom wütet, die Sterne fallen vom Himmel, alles verbrennt, in Staub zerfliegen der Städte Mauern, endlich erscheint die Herrlichkeit des Herrn, und die Erde wird wieder erneut. — So sehen wir denn auch hier die große Stärke der Tradition immer wieder hervortreten, die mit neuen Vorstellungen uralte Motive vereinigt.

Mit tiefem Mißtrauen betrachtete die römische Regierung diesen aufgeregten und aufregenden Okkultismus. Nicht nur der felsenfeste stille Glaube des Märtyrers, den der Zahn der Bestien in der Arena zerriß, war ihr gefährlich, sondern in weit höherem Grade dieser Wahn, dieser von Mund zu Munde sich fortraunende, unter Angst und Zittern als Geheimlehre weitergegebene Glaube an das bald eintretende Ende aller Dinge, also auch des Römerreiches, des Babels der Apokalypsen. Aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. wissen wir, daß die Obrigkeit die Lektüre solcher Schriften bei Todesstrafe verbot. Welche Folgerungen sich daraus für die Christen ergaben, werden wir bei der Geschichte der Verfolgungen noch näher zu betrachten haben.

Aber diese Verfolgungen nahmen mit der Zeit ihr Ende. Trotzdem blieben die einmal im Volksbewußtsein entstandenen Bilder in ziemlich ungeschwächter Kraft bestehen. Wenn

man das Ende der Dinge auch nicht jeden Augenblick mehr erwartet, einmal muß es doch kommen, ein letzter Kampf ist noch nötig. Die schaffende Phantasie webt nun weiter an dem Bilde des Antichristes, das man sich mit unheimlicher Beflissenheit körperlich ausmalt. Der Antichrist soll jung aussehen, dünnbeinig, auf seinem Kopfe ist vorn eine Stelle von weißem Haar, seine Augenbrauen reichen bis zu seinen Ohren, während Aussatzgrind vorn auf seinen Händen ist. Er verwandelt sich vor denen, die ihm zusehen; er ist ein Kind und ein Greis, er verwandelt sich in allen Zeichen, aber die Zeichen seines Kopfes können sich nicht verwandeln.

Alle diese wunderbaren Geschichten nun werden aus dem Altertum in das Mittelalter übernommen und gehen zum Teil auch in die deutsche Kaisersage, in den Kyffhäusermythus über. Immer wieder erzittert die Welt vor dem Antichrist, der bald diese, bald jene Form annimmt; mancher Gläubige hat ja in Napoleon I. die Inkarnation des Enddämons zu finden gemeint. — Und von den anderen Stücken uralten Glaubens gilt das ebenso sicher. Die wunderbar gewaltige Anschauung von den Trompetenstößen der Engel, von der tuba mirum spargens sonum, von der Zeit, „wenn die letzt' Posaun' erklingt, die auch durch die Grüfte dringt", die noch heute nicht ganz entschwundene Vorstellung von einem einst nahenden tausendjährigen Reiche allgemeinen Friedens vor dem letzten Gerichte, sie wurzeln in der gewaltig erregten Phantasie der letzten jüdischen und der ersten christlichen Zeiten. — Zu diesen apokalyptischen Vorstellungen gehören nun noch zuletzt die Anschauungen und Ausmalungen vom Jenseits, von der Hölle und dem Himmel. Es ist naturgemäß, daß die Phantasie der Menschen sich den Zustand der Hölle mit stärkeren Farben ausmalt als die Seligkeit des Himmels. Denn auf Erden hat oft genug die Hölle geherrscht, und ein seliges Jenseits können wir armen Sterblichen wohl ersehnen, aber uns kaum plastisch vorstellen, weil uns die Grundbedingungen auf Erden dazu fehlen. Die christlichen Vorstellungen von der Hölle, dem Ort, „da wird sein Heulen und Zähneklappen", wurzeln im jüdischen Wesen und haben mit antik heidnischen Anschauungen vom heißen Schlamm, in dem die Gottlosen büßen, wenig oder gar nichts zu tun. In einer jüdischen Apokalypse „erscheint die Grube der Pein und gegenüber der Ort der Erquickung; der Ofen der Gehenna wird

offenbar und gegenüber das Paradies der Seligkeit". Da spricht Gott „zu den Völkern, die erweckt sind": „Nun schaut und erkennet den, den ihr geleugnet, dem ihr nicht gedient, dessen Gebote ihr verachtet! Schaut nun hinüber und herüber; hier Seligkeit und Erquickung, dort Feuer und Pein." Aber die Christen scheinen diese Vorstellungen doch noch besonders ausgeprägt zu haben. Es ist etwa 11 Jahre her, da fand man in einem ägyptischen Grabe eine Handschrift, enthaltend die sogenannte Apokalypse des Petrus. Diese gewährte uns mehr als andere Schilderungen, die wir schon besaßen, einen Blick in die Vorstellungen der Christen über die Hölle und sie verdient daher wohl teilweise eine Wiedergabe. „Und ich trat zu dem Herrn und sprach: Wer sind diese? Er antwortete mir: Das sind unsere gerechten Brüder, deren Gestalt ihr ja schauen wolltet. Und ich sagte zu ihm: Und wo sind alle Gerechten oder wie sieht der Himmel aus, in dem die wohnen, die solchen Glanz tragen? Und der Herr zeigte mir einen sehr weiten Ort außerhalb dieser Welt über und über glänzend im Lichte und die Luft dort von Sonnenstrahlen durchleuchtet und das Land selbst blühend von unverwelklichen Blumen und erfüllt von Wohlgerüchen und von Gewächsen, die herrlich blühen und unverwelklich sind und gesegnete Frucht tragen. So stark war die Blüte, daß der Duft auch zu uns von dort getragen wurde.

Die Bewohner jenes Ortes waren bekleidet mit einem Gewande strahlender Engel und ihr Gewand war gleichen Aussehens wie ihr Land, und Engel weilten dort unter ihnen. Und gleich war die Herrlichkeit derer, die dort wohnen, und mit einer Stimme priesen sie Gott den Herrn frohlockend an jenem Orte. Und es spricht der Herr zu uns: Das ist der Ort eurer Hohenpriester, der gerechten Menschen.

Ich sah aber auch einen anderen Ort, jenem gerade gegenüber, der ganz finster war. Und es war ein Ort der Strafe. Und die, welche gestraft wurden, und die strafenden Engel hatten ein dunkles Gewand an gemäß der Luft des Ortes.

Und es waren welche dort, die waren an der Zunge aufgehängt. Das waren die, welche den Weg der Gerechtigkeit lästerten, und unter ihnen brannte Feuer und peinigte sie. — Und es war da ein großer See gefüllt mit brennendem Schlamm, in dem sich solche Menschen befanden, welche die Gerechtigkeit verdrehten, und Engel bedrängten sie als Folterer. — Es waren

aber auch ſonſt noch Weiber da, die an den Haaren aufgehängt waren, oben über jenem aufbrodelnden Schlamm. Das waren die, welche ſich zum Ehebruch geſchmückt hatten, und die, welche ſchändlichen Ehebruch mit ihnen getrieben, waren an den Füßen aufgehängt und mit dem Kopf in jenen Schlamm geſteckt, und ſie ſprachen: Wir glaubten nicht, daß wir an dieſen Ort kommen würden. — Und die Mörder erblickte ich und ihre Mitſchuldigen, die geworfen waren an einen engen Ort, der voll war von böſem Gewürm; und ſie wurden gebiſſen von jenen Tieren und mußten ſich ſo dort in jener Qual winden. Es bedrängten ſie Würmer wie Wolken der Finſternis. Und die Seelen der Gemordeten ſtanden da und ſahen auf die Qual jener Mörder und ſprachen: O Gott, gerecht iſt dein Gericht.

Nahe an jenem Orte ſah ich einen anderen engen Ort, in dem das Blut und der Unrat derer, die beſtraft wurden, herabfloß und dort wie ein See wurde. Und dort ſaßen Weiber, die hatten das Blut bis an den Hals, und ihnen gegenüber ſaßen viele Kinder, die da unzeitig geboren waren, und weinten. Und von ihnen gingen Feuerſtrahlen aus und trafen die Weiber über das Geſicht. Das waren die, welche unehelich empfangen und abgetrieben hatten. Und andere Männer und Weiber waren in Flammen bis zu der Mitte und ſie waren geworfen an einen finſteren Ort und wurden gegeißelt von böſen Geiſtern und ihre Eingeweide wurden aufgezehrt von Würmern, die nicht ruhten. Das waren die, welche die Gerechten verfolgt und ſie verraten hatten. — Und nicht weit von jenen wiederum Weiber und Männer, die ſich die Lippen zerbiſſen und gepeinigt wurden und feuriges Eiſen über das Geſicht bekamen. Das waren die, welche geläſtert hatten und geſchmäht den Weg der Gerechtigkeit. — Und dieſen gerade gegenüber waren wieder andere Männer und Weiber, die ſich die Zungen zerbiſſen und brennendes Feuer im Munde hatten. Das waren die falſchen Zeugen. — Und an einem anderen Orte waren Kieſelſteine ſpitzer als Schwerter und jede Speerſpitze, die waren glühend, und Weiber und Männer in ſchmutzigen Lumpen wälzten ſich auf ihnen gepeinigt. Das waren die Reichen und die auf ihren Reichtum vertrauten und ſich nicht erbarmt über Waiſen und Witwen, ſondern das Gebot Gottes vernachläſſigt hatten. — Und in einem anderen großen See, der mit Eiter und Blut und aufbrodelndem Schlamm gefüllt war, ſtanden Männer und Weiber bis an die Knie.

Das waren die Wucherer und die Zinſeszins forderten. — Andere Männer und Weiber wurden von einem gewaltigen Abhang hinabgeſtürzt, kamen hinunter und wurden wiederum von den Drängern auf den Abhang hinaufzugehen getrieben und von dort hinabgeſtürzt und hatten keine Ruhe vor dieſer Pein . . . Und bei jenem Abhang war ein Ort voll gewaltigen Feuers, und dort ſtanden Männer, welche ſich mit eigener Hand Götzenbilder gemacht hatten ſtatt Gottes. — Und bei jenen waren andere Männer und Weiber, welche Stäbe von Feuer hatten und ſich ſchlugen und niemals aufhörten mit ſolcher Züchtigung . . . Und wiederum waren nahe bei jenen andere Weiber und Männer, die gebrannt und gefoltert und gebraten wurden. Das waren die, welche den Weg Gottes verlaſſen hatten."

Man entſchuldige das lange Zitat voll von einer grauſamen Phantaſie. Aber es hat ſeine ſehr belehrenden Seiten. Daß der Himmel viel zu kurz wegkommt und alle Vorſtellungskraft ſich auf die Hölle wirft, nahmen wir ſchon voraus; wichtiger iſt, daß unſere Anſchauung über derartige Schilderungen durch dies Stück und andere, die ihm gleichen*, eine weſentliche Erweiterung erfährt. Denn wem ſteht jetzt nicht Dantes Inferno vor Augen mit all ſeinen Sündenabſtufungen und den verſchiedenartigen Strafen, wem nicht mittelalterliche Gemälde vom Innern der Hölle! Es iſt alſo eine unterbrechungsloſe Tradition, die von den erſten chriſtlichen Zeiten zu dieſen ſpäten Erſcheinungen führt. Aber eben wenn wir dieſe grobſinnlichen Vorſtellungen von den Qualen der Verdammten und die farbloſen Schilderungen der Seligkeit leſen, ſo hebt ſich — noch einmal ſei es geſagt — von allem dem doch die Apokalypſe des Johannes glänzend ab. In ihr iſt trotz aller nahen Beziehung zu gleichzeitiger und älterer Literatur, alſo trotz aller Buchweisheit unendlich viel mehr Kraft und Friſche als in den Parallelerſcheinungen; ſie tüftelt und quält ſich nicht mit allerhand Fragen, wie die gleichzeitige jüdiſche Apokalyptik es wohl tut, ſie wühlt nicht in raffinierten Folterqualen umher: ſie greift mit lauter Stimme keck das Imperium Roms an, ſie nennt das große Babel mit dem Namen der großen Buhlerin, ſie iſt trotz aller Phantaſtik voll von dem Wahrheitsgefühle des Chriſtentums

* Die Frage nach den Vorbildern für dieſe Schilderung behandle ich hier abſichtlich nicht.

und voll von einer seligen Hoffnung auf das nahende Ende der Dinge. Mit Recht, wenn auch erst nach hartem Kampfe, ist die Offenbarung in den Kanon der christlichen Schriften mit aufgenommen worden; unser Bild vom jungen Christentum wäre durchaus unvollständig ohne sie, den besten Typus aller Apokalypsen überhaupt. Das Christentum ist, wie schon öfter bemerkt, durchaus nicht in stiller Duldung der feindlichen Angriffe und der wilden Verfolgung seinen Leidensweg dahingeschritten, sonst wäre es eine Sekte wie andere auch geblieben, sondern es hat auch provoziert, hat vielmehr zuerst provoziert und angegriffen. Das geschah nicht etwa allein durch den Mund berufener, literarischer Vertreter, wie der Apologeten, sondern zuerst durch den Enthusiasmus dieser erregten Phantasiestücke. Wo alle Vernunft, wo menschliche Kraft versagt, da werden überirdische Mächte, die Gestalten des Himmels, die Gewalten höllischer Abgründe beschworen; dies ganze unheimlich gewaltige Wesen ist so recht des Christentums Sturm und Drang.

2. Die Sibylle.

In der Epoche der Globetrotter will es nicht mehr viel heißen, in Italien gewesen zu sein; die „Wunder Roms" sind für viele gar keine Wunder mehr. Das Leben der Zeit, meist mehr in die Breite strebend, als in die Tiefe sich versenkend, sucht durch ein abgekürztes Verfahren sich nur des Allernotwendigsten, das man kennen müsse, zu bemächtigen, man weiß vielfach wohl von den bedeutendsten Kunstschätzen einer Stadt ganz im allgemeinen mitzureden, aber ein individuelles, persönliches Freundschaftsverhältnis zu den einzelnen Erscheinungen gewinnen nur wenige, und so fehlt, wie sonst in unserem hastigen Kulturleben dem Worte das richtige Bild, so hier dem Bilde oft das vermittelnde Wort. Gar mancher hat in der Sixtinischen Kapelle gestanden und mit Staunen die Riesengestalten der Kunst Michelangelos betrachtet, die hier wie überall den Beschauer an sich reißen und ihn in die erdrückende Umschlingung ihrer kraftgeschwollenen Arme pressen; er sah die wohlbekannten Propheten, Jeremias in tiefem Sinnen, Ezechiel mit einer halbaufgerollten Schrift, Joel, Zacharias lesend oder blätternd, Daniel schreibend, Jonas unter der Kürbisstaude. Aber wer sind dort die wundersamen Riesenweiber, die den Prophetenchor teilen, wer

sind diese „Sibyllen", was wollen sie mit ihren Büchern, die delphische, die persische, die erythräische, die kumäische, die libysche Sibylle? Man belehrt uns, das seien heilige Weiber oder wenigstens solche, die man in katholischen Landen mit einem gewissen Geruche der Heiligkeit umgeben, Seherinnen der heidnischen Vorzeit, denen Gott nach älterer christlicher Vorstellung eine Ahnung von der Verwirklichung seines Heilsplanes, von der Erscheinung des Herrn habe zukommen lassen. Mögen wir nun auch ungläubig unseren Kopf dazu schütteln und von solch mystischen Wesen nichts wissen wollen, so bleibt doch vielleicht ein Stachel in unserer Seele zurück, und mancher hat sich wohl vor diesen Bildern gefragt, was sie im tiefsten Grunde bedeuten sollen, warum die Vorstellung von den Sibyllen Michelangelo zu solcher Schöpfertat seines Pinsels getrieben. — Wir betreten mit dieser Frage allerdings ein weites, fast unabsehbares Gebiet; eine neue gewaltige Traditionsmasse türmt sich vor uns auf. Einzelne Stücke dieses Wesens hat ja wohl mancher schon einmal mit flüchtigem Auge und Ohr auf sich wirken lassen, man hat auf der Schule schon von den sibyllinischen Büchern im alten Rom gelesen, fremd und wundertönig ist vielen der furchtbare Sang des Thomas de Celano ins Ohr gefallen: Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla Teste David cum Sibylla (Schreckenstag du des Gerichts! Welt zerstiebt in eitel Nichts: David und Sibylla spricht's!). Aber welcher Zusammenhang da obwaltet, ist vielen dunkel. Ziehen wir nun einmal die Hüllen von diesem Mysterium, nicht mit der plumpen Hand des Aufklärers, sondern pietätvoll forschend, begierig die Wahrheit zu erkennen über das, was jahrtausendlang die Menschen in Glaube, Hoffnung und auch Furcht bewegt hat.

Man sucht und findet heutzutage vielfach im Christentum Anschauungen und äußere Formen des griechisch-römischen Religionswesens. Manches wird lebhaft bestritten, vieles scheint sicher, aber ganz ohne Diskussion ist die jüdisch-christliche Dichtung der sogenannten Sibyllen eine direkte Fortsetzung einer griechischen religiösen Poesie. Nur der Unkundige redet heute noch ganz allgemein von dem heiteren Götterolymp der Griechen, aber kein historisch Denkender steht noch auf dem Standpunkt, den Schillers „Götter Griechenlands" vertreten; wir wissen, daß die Homerischen Gottheiten nicht die Altgriechenlands waren,

daß auch das Hellenenvolk, „sich selbst und banger Ahnung überlassen", Grauengestalten geschaffen, daß es um die Gräber und den Rabenstein Gespenster weben sah. Dreimal heilig ist der Stein von Delphi, um den nur der Rationalismus vergangener, überwundener Zeiten jenes Jesuitenkollegium weltkluger, schlau rätselnder Priester stellte. Hier antwortet man auf die Fragen aller Welt, hier ist das Zentrum religiösen Lebens für ganz Hellas. Aber wenn man auch hier Prophezeiungen hört, ein Prophetentum in dem Sinne, wie wir es in schlichtem Sinne zu verstehen gelernt haben, nicht wie es heutzutage manche Philologen bezeichnen, das hat Delphi, hat auch Griechenland kaum erzeugt. Denn der Prophet wird nicht gefragt, sondern fast jederzeit im Widerspruche mit der ihn umgebenden Welt, voll der Gotteskraft, die in ihm, ihm selbst unbewußt, schafft und wirkt, kündet er seine Sprüche, einerlei, ob sie gefallen oder nicht. Aus Asien, der alten Heimat aller Religionen, scheint zu einer Zeit, da das asiatische Kulturleben seine Wellen nach Hellas hinüberwarf, das eigentliche Prophetentum in die griechische Welt gekommen zu sein; mit dem ungriechischen, jedenfalls durch keine griechische Etymologie bisher erklärten Namen Sibyllen bezeichnet, verkündigen predigenden Tones ekstatische Weiber, vielleicht schon im 8. Jahrhundert v. Chr., schwere Zeiten der Zukunft und reden von grauenhaften Vorzeichen. Der Sitz der ersten Sibylle ist auf ionischem Boden, in Erythrä gewesen; dort hat man vor nicht allzu langer Zeit ihre Grotte mit einem Epigramm gefunden, auf das wir, weil es aus später Zeit stammt, noch zurückkommen müssen. Erhalten ist uns sonst von der eigentlichen antiken Sibyllenpoesie außer geringen Bruchstücken nichts, aber diese und die sonstigen Angaben der Schriftsteller gestatten in Verbindung mit der späteren jüdischen und christlichen Poesie dieser Art doch ein sicheres Urteil.

Wir haben nun schon früher versucht, uns, soweit dies überhaupt möglich ist, ein ungefähres Bild von dem Werdeprozeß der Prophezeiung in der Seele des Weissagenden zu entwerfen. Ganz ähnlich haben wir auch das Wesen der gottbegeisterten Sibyllen zu beurteilen. Auch die Sibylle projiziert in ihren Gesängen die vergangenen, oft miterlebten Dinge in die Zukunft, auch sie weiß, daß alles, was sie weissagt, Nöte der Völker, Kriege, Seuchen, Mißwachs, sich einmal erfüllen

muß. Es beirrt sie nicht, daß man ihr auf Erden und besonders in ihrem eigenen Vaterlande, im Vaterlande der Philosophie, Jonien, nicht glaubt; es bleibt das stete Schlußwort ihrer Prophezeiungen bis in späte Zeit hinab: ihr alle haltet mich für wahnsinnig, aber dereinst wird alles Wahrheit werden.

Freilich darf man die Sibylle den erhabenen Gestalten der israelitischen Propheten nicht allzu hart an die Seite stellen. Die Sibylle ist keine greifbare Persönlichkeit. Die erste Prophetin wird von anderen abgelöst, die mit neuen Sprüchen vor die Menge treten. So entsteht Sang auf Sang, wo eine Prophetin aufhört, setzt die andere ein, und da jede sich nur im Dienste des einen großen Prophezeiungsgedankens fühlt und immer nur das Werk der ersten fortsetzt, so bildet sich endlich im Laufe der Jahrhunderte die Tradition von einer uralten Seherin aus, die von Anfang an alles so erkannte, wie es dann schließlich ward. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß man auch die alten Sagen von Ilions Fall mit in den Zusammenhang aufnahm, und die Sibylle erklärte schließlich voll Seherstolzes, im Bewußtsein ihrer heiligen Berufung ihre Sprüche für viel älter als Homers Gesänge. Noch besitzen wir die Verse, in denen sie behauptet, der „Fälscher von Chios" habe sie bestohlen, freilich läßt sie ihm den Ruhm, daß er nicht ungeschickt zu schreiben verstanden habe.

So erinnert denn die Sibylle in mancher Beziehung an die Apokalypsen. Auch bei ihr lagert sich Schicht auf Schicht; neben alten Prophezeiungen stehen Sprüche jüngsten Datums. Und auch das Schicksal beider Literaturkreise ist ein gleiches. Alle Weissagungen, die bisher nicht eingetroffen sind, werden mit unerhörter Geduld von der gläubigen Menge auf spätere Zeiten übertragen und umgedeutet.

Die Sibylle hat eine gewaltige Propaganda gemacht. Sie drückt dies geglückte Bestreben selbst in einem Gedichte aus: „über die ganze Erde bin ich gegangen", sagt sie in jenem ersterwähnten erythräischen Epigramm. Dabei geriet sie in Konflikt mit dem delphischen Orakel. Sie selbst verkündet uns davon, sie erzählt uns, sie sei nach Delphi gekommen und habe dort ihrem eigenen Bruder Apollo zürnend gesungen, sei aber vom Pfeil des neidischen Gottes zu Tode getroffen worden. Das bedeutet einen Kampf zwischen zwei geistlichen Mächten.

Digitized by Google

Und dasselbe berichtet ein anderer, schönerer Mythus. Mit Recht spricht man von den Kassandrarufen der Sibylle. Kassandra ist die stets verlachte Unglücksprophetin, deren Seelenschmerz niemand schöner als Schiller zur Darstellung gebracht hat. In dieser unseligen Rolle tritt sie uns zuerst bei Aischylos entgegen; Kassandra hat sich gegen Apollons Liebe abwehrend verhalten und nun von ihm den Fluch empfangen, mit ihren Prophezeiungen keinen Glauben zu finden. Ein Konflikt hat also auch hier stattgefunden, Kassandra ist die Sibylle, deren stete Unglücksgänge steten Unglauben finden. Auch das Altertum hat ja die Ähnlichkeit beider Gestalten empfunden.

Freilich ist die Sibylle eine Unglücksprophetin. Die nicht sehr zahlreichen Bruchstücke dieser Poesie und vor allem die später noch zu besprechenden erhaltenen jüdisch-christlichen Bücher verkünden fortwährend Schreckens- und Wunderzeichen, Kriege, Städtezerstörungen, Hungersnöte, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Überschwemmungen. Aber die zürnende Gottheit läßt sich versöhnen. Fromme Spenden und Feste können dem nahenden Verderben Einhalt gebieten; darum, um den drohenden Sturm rechtzeitig zu beschwören, schlägt man im offiziell so gläubigen Rom jederzeit die Sibyllinischen Bücher auf. Die Sibylle wird also nicht von einzelnen befragt, sondern sie wendet sich selbständig, die Geschicke der Völker verkündend, an die Massen. Denn sie ist selbst ein Kind des Volkes. Ihre Verse sind roh und ermangeln so aller Kunst, daß im Altertum die Gebildeten, die oft nicht recht wußten, wie man einen schlechten Vers machen könne, sich darüber wunderten und allerhand seltsame Erklärungen dafür ausklügelten. Dem schlechten Verse entspricht der stilistische Ausdruck. Die Gedanken sind dürftig entwickelt; so wird, vermutlich nicht ganz ohne Absicht, die Rede dunkel und verworren. Als der grimmige Philosoph von Ephesos, Herakleit, „der Dunkle", seine abrupten verachtungsvollen Sätze prägte, da wies er hin auf die Sibylle, die „mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes, vom Gott getrieben", rede.

Mit rasendem Munde! Wenn sie selbst erst in ihren späteren, schon zum festen Stile ausgebildeten Gesängen Gott immer wieder bittet, ihr eine Pause des Singens zu gönnen, wenn sie nur als dienstbares Werkzeug der Gottheit selbst nicht ahnt, was sie sagt, so ist das, wenn auch hier schon zur

leeren Tradition geworden, doch uranfängliche Voraussetzung dieser Poesie; denn auch Platon sagt, daß die Sibylle rede, ohne zu wissen, was. Die Prophetin gilt so den Massen wie den einzelnen Denkern als des Gottes voll. Der Spott des Aristophanes, der sich über phantastische Sibyllensprüche lustig macht, verfängt dagegen nicht; denn worüber lachte die Komödie nicht! Im Bewußtsein der Menge bleibt die Sibylle eine Priesterin trüber, unheilschwangerer Wahrheiten, wie sie es bis ins letzte Mittelalter hinein geblieben ist.

So wandelt die Sibylle über die Erde und gewinnt Stätte auf Stätte. Bis übers Adriatische Meer kam sie, bis in die Nähe des Feuerberges in Kampanien, bis zur Stadt Cumä. Hier gewann sie ihren zweiten berühmten Sitz. Wenn man von Sibyllen redet, so handelt es sich wesentlich um die erythräische, die cumanische und in später Zeit, im Mittelalter um die tiburtinische. Hier in Cumä, im vulkanischen, höhlenreichen Kampanien, hatte die Sibylle ihre Grotte. Ihre Stätte behauptet im 4. Jahrhundert n. Chr. ein ungenannter christlicher Schriftsteller gesehen zu haben; es soll eine in den Felsen gehauene Basilika gewesen sein mit einem Wasserbecken, das der Sibylle zum Bade bereitet war. Nach dem Bade soll sie in das Innere der Grotte gegangen sein und von erhöhtem Sitze das Orakel verkündigt haben. Auf diesem Boden hatte nun die Sibylle ein leichtes Spiel. Sie brauchte nur ihre alten Prophezeiungen von Erdbeben und Feuerausbrüchen fortzusetzen, um allgemeinen Glauben zu finden. Bald verkündete denn auch von ihr die Sage, sie sei uralt, 700 Jahre habe sie schon gezählt, als sie den Äneas in die Unterwelt führte. Aber noch sollte sie weitere 600 Jahre leben; so blieb sie schließlich nur noch Stimme und schwebte als flüsternder Laut in der Höhle umher.

Nach dem Muster der cumanischen Sprüche begann man in Rom ähnliche zu machen. Die Not lehrte nicht nur beten, sondern auch fälschen; im heißen Ringen des Hannibalischen Krieges, in jeder Bedrängnis griff man zu den heiligen dunkeln Sprüchen der Prophetin, und wenn sie nicht genug sagten, nicht deutlich redeten, so ließ man sie mehr, ließ man sie klarer sprechen. Die Sibylle machte es den Gläubigen auch nicht allzu schwer; sie verlangte zur Abwehr des Unheils Opfer und Prozessionen, und da die Römer, der göttlichen Hilfe gewiß, nun sich auch selbst halfen, so steigerte der Erfolg das Ansehen der Sprüche.

Während aber so die Sibylle an Bedeutung in der Fremde immer zunahm, hatte sich in ihrem Stammlande ihr Prophetentum überlebt. Im Laufe der Jahrhunderte verflog in Hellas der heilige Rausch, und wie sich allmählich Spruch an Spruch setzte, bildete sich eine ganze Literatur heraus. Der Literatur fehlten im gelehrten Griechenland nicht ihre Kenner. Diesen kamen viele Orakelsprüche als „unecht" vor. Um nun solchen Vorwürfen zu begegnen, begann man die Orakel akrostichisch zu bauen, wovon wir auch noch weiter unten hören werden. Das literarische Interesse vertrieb so den letzten Rest von Natur aus diesen Gedichten; man schrieb Abhandlungen über die einzelnen Sibyllen, man versuchte selbst in ihrem Geiste zu dichten. Dies Wesen steckt endlich sogar die einfachen Sibyllendichter selbst an. Als der babylonische Belpriester Berossos seine babylonische Geschichte schrieb, von der Sintflut, von der Rettung der Familie in der Arche berichtete, da griff eine Sibylle, die sich nun die babylonische oder die Tochter des Berossos nannte, diesen Stoff auf, um ihn poetisch zu gestalten, indem sie natürlich nun wieder das Ganze als ein erst kommendes Ereignis behandelte.

Damit ist nun ein weiterer Schritt vorwärts getan. In der Zeit, da das Alte Testament ins Griechische übersetzt wurde, lernten die Juden die babylonische Sibylle kennen. Wie freudig mögen sie sich verwundert haben, als sie die griechisch redende Sibylle von Gottes Zorn, von der Errettung der Frommen, vom Turmbau erzählen hörten. Augenblicklich nahmen sie sich des Buches an, und es bedurfte nur weniger Korrekturen, um die Sibylle nun nicht mehr wie Berossos, sondern gleich der Bibel reden zu lassen. — Dadurch ist die jüdische Sibyllendichtung geschaffen. Von heidnischen Sibyllen besitzen wir, wie bemerkt, nur wenige Bruchstücke, von den jüdischen, bzw. christlichen eine ganze Anzahl von Gesängen. Es ist eine unerquickliche, aber keineswegs uninteressante Literatur. Zwar das Äußere dieser Lieder, ihre poetische und sprachliche Form ist abschreckend und wird mit der Zeit zusehends schlechter. Aber die Stimmung, die wir hier finden, ist für uns nicht wertlos. Diese Gedichte sollen die Glaubensgenossen stärken und den Heiden zeigen, welche Kräfte im Judentum lebten. Hatte man mit Staunen zu lesen geglaubt, daß Gott durch eine Heidin seine Taten in der Vorzeit prophezeien ließ, so

reizte dieser Wundersang zur Nachahmung. Nun griff man auch zu der alten erythräischen Sibylle, verschmolz sie mit der babylonischen und ließ das neue Buch noch viel mehr wissen. Jetzt prophezeite die Sibylle auch noch Salomons Herrschaft, sie redete von Moses, von Assurs kommendem Reiche:

Aber wenn es Ägypten verläßt und hin seinen Weg zieht,
Das zwölfstämmige Volk, unter gottgesendeten Führern,
Wenn es die nächtliche Weil' unter feuriger Säule einherzieht
Und in der Wolkensäule, wenn Röte des Morgens erscheinet:
Dann wird er einen großen Mann ihm setzen als Führer,
Moses, den bei dem Sumpf eine Königin fand und hinwegnahm. —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — Auch du, verlassend den herrlichen Tempel,
Wirst entfliehen, bestimmt das heilige Land zu verlassen.
Und nach Assur wirst du geführt und unmündige Kinder
Wirst du erblicken im Dienst bei feindlich gesinneten Männern,
Und die Gattinnen auch; auch Nahrung und Reichtum verschwindet.
Jegliches Land und jegliches Meer ist von dir erfüllet. —

Mit Recht durfte die Sibylle darauf hinweisen, daß fast in allen Städten Asiens und Afrikas jüdische Gemeinden saßen. Um so mehr hatte sie Veranlassung, den Juden in der Zerstreuung ins Gewissen zu reden und sie anzuhalten, dem einen großen Gotte treu zu bleiben, allen Götzendienst, den ihr die Gefangenschaft Assurs gebracht, zu meiden; dann werde Gott ihr gnädig sein:

Aber am Ende erwartet dich Gutes und sehr große Ehre,
Wie dir's erfüllt der unsterbliche Gott. Du aber verharre
Glaubensvoll dem heil'gen Gesetz des mächtigen Gottes,
Wann das ermüdete Knie aufrecht er zum Lichte dir hebet. —
Und vom Himmel herab wird Gott einen König dann senden,
Der wird jeglichen Mann in Blut und Feuerglanz richten.
Aber es ist ein Königsstamm, und dessen Geschlecht wird
Nimmermehr wanken und in den ringsumlaufenden Zeiten
Wird er herrschen und neu Gottes Tempel zu bauen beginnen.*
— — — — — — — — — — — — — —

Wenn so der Jude seine alten Prophetensprüche im griechischen Munde wiederfand und der Hellene durch eine Priesterin seines Stammes israelitische Weisheit predigen hörte, so war

* Mit Absicht benutze ich hier eine holprige Übersetzung: so tritt die schlechte Form des Originals zutage.

das eine doppelte Propaganda kräftigſter Art. Noch immer aber iſt das kein bewußter Betrug, kein religiöſer Schwindel. An dem Buche, das uranfängliche jüdiſche Überlieferung beſtätigte, entzündete ſich die Phantaſie der Israeliten, und man fragte hier nicht lang, ob man ein Recht dazu beſitze, die alte Prophetie durch neue zu erſetzen. Denn das religiöſe Empfinden iſt in unendlich vielen Fällen ein Rauſch des Gemütes, ein Taumel der Phantaſie geweſen. Die Zeit des zweiten Jahrhunderts v. Chr. war in Judäa eine vielfach erregte, das Buch Daniel entſtand, daran ſchloſſen ſich neue Apokalypſen. Kein Wunder, daß wirkungsvoll neben die prophetiſchen Bücher urisraelitiſchen Gepräges auch die griechiſche Weisſagung in neuen Formen trat.

Unterbrochen werden in unſerer zwölf Bücher zählenden Sammlung die jüdiſchen Orakel immer wieder durch eine Menge aus griechiſcher Feder. Eine große Anzahl von ihnen befindet ſich in einem ganz unleſerlichen, außerordentlich verderbten, vielleicht überhaupt nicht wieder herſtellbaren Zuſtande. Die Juden verſtanden ſie ſicher ſelbſt nicht mehr, ſondern ſchrieben ſie gedankenlos und nachläſſig ab. Hier und da hielt man es freilich für nötig, dem griechiſchen Orakel durch einen moraliſierenden Zuſatz erſt die richtige Prägung zu verleihen. Wir haben oben geſehen, daß die helleniſche Sibylle Homers Gedichte als ein Plagiat an ihren eigenen Sprüchen bezeichnete. Dieſe Anſchauung übernimmt die jüdiſche Sibylle, fügt aber noch einen ſtrafenden Zuſatz bei:

Denn mit den Händen wird er zuerſt meine Bücher entfalten,
Selber wird er alsdann ausſchmücken gepanzerte Krieger,
Hektor, des Priamos Sohn und den Peleionen Achilleus,
Und die übrigen auch, die gepflogen die Werke des Krieges,
Und an die Seite von dieſen läßt Götter treten der Dichter,
Götter, der Lügenpoet, die nur hohlköpfige Menſchen.

Aber nicht nur der Vergangenheit wird gedacht, die Hauptrolle ſpielt ſelbſtverſtändlich in dieſen Dichtungen die Gegenwart. Mit beſonderer Liebe gedachte man eine Zeitlang Roms. Rom hatte den böſen König Antiochos von Syrien vernichtet, dem die Sibylle ebenſo grollte wie das Buch Daniel (ſ. S. 20). Wie es daher im erſten Buche der Makkabäer von den Römern heißt: „Und Judas hatte vom Namen der Römer gehört, daß

sie stark und mächtig seien und selbst guten Ruf hätten unter den ihnen Zugewandten, und so viele sich ihnen zuwendeten und so viele zu ihnen kämen, denen hielten sie Freundschaft . . .", so singt die jüdische Sibylle:

Aber darauf wird eines anderen Reiches Beginn sein.
Glänzend, vielhäuptig ist's und stammt vom westlichen Meere;
Und viele Länder beherrscht's und viele wird es erschüttern,
Und den Königen all wird's später Schrecken einjagen — — —

Aber lange hielt sich der gute Glaube an die Länder verschlingende Roma nicht. Und so begann die Sibylle bald eine tiefe Abneigung gegen die einstige Retterin zu fassen, man gestaltete die ebengenannten Verse um und weissagte der Tiberstadt den dereinstigen tiefen Fall von der Höhe.

Das Hauptthema der Sibyllen bleibt ebenso wie bei den Apokalypsen, mit denen sie vielfach zusammenfallen, die Erwartung vom Ende. Mit inniger Sehnsucht wird die messianische Zeit, die Zeit ungetrübter Wonne ausgemalt. Streit und Zwietracht hören auf, Friede, Gerechtigkeit, Liebe und Treue führen ein Segensregiment. Die wilden Tiere verlieren ihr feindliches Wesen und treten in den Dienst der Menschen; in der Natur herrscht allgemeine Fruchtbarkeit. Die Heiden kommen zur Erkenntnis und preisen Gott, zu seinem Tempel wallfahrend, nach seinem Gesetze wandelnd. So singt denn die jüdische Sibylle in Nachdichtung einer Jesaiasstelle (XI. 6 ff.) Jerusalem zu:

Freue dich, Jungfrau, und juble; denn er hat auf ewige Zeiten
Frohen Sinn dir verliehen, der Himmel und Erde gemacht hat.
Wohnen wird er in dir und dir ein unsterbliches Licht sein.
Und der Wolf und das Lamm im Gebirge werden selbander
Fressen das Gras und die Pardel mit Böcken weiden gemeinsam.
Bären zusammengepfercht mit Kälbern sind auf der Weide,
Und der reißende Leu wird fressen Gras an der Krippe
Gleich einem Rind, und ganz unmündige Kinder am Leitzaum
Führen sie ihn; denn zahm wird das Tier auf Erden er machen.
Und es werden vereint Giftschlangen mit Säuglingen schlafen,
Jeglicher Bosheit bar, denn Gottes Hand ist ob ihnen. —

Ein müdes Volk, eine alternde Kultur empfindet nicht selten die Sehnsucht nach dem Eintreten eines goldenen Zeitalters des Friedens unter den Menschen und in der Natur. In dem Gefühle heißesten Verlangens nach dem Retter, dem

Heiland begegnen sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. Israeliten und Heiden. Israel ist seines Zieles und Lohnes sicher; es hat das Gesetz gehalten, der Messias muß kommen und sein Volk wieder zum ersten auf der Welt machen. Griechen und Römer erinnern sich, je furchtbarer die Bürgerkriege wüten, sehnsuchtsvoll des einstigen goldenen Zeitalters und erhoffen seine Wiederkehr. Mag der Epikureer, der die Dinge mit grausiger Nüchternheit betrachtet, über die Utopie eines goldenen Zeitalters lächeln, vollends seine Wiederkehr mitleidig für eine kuriose Phantasie erklären: die Stoa weiß es anders. Sie erwartet die Wiederkehr der Dinge; wenn das große Weltjahr zu Ende gegangen sein wird, dann muß das goldene Zeitalter neu erscheinen. Die Gedanken der Stoa siegen zu Ende dieser Zeitepoche. Nicht wenige der edlen Geister Roms huldigen ihnen; müde des kriegserfüllten Daseins, malen sie sich den Eintritt des goldenen Zeitalters aus. Niemand hat dieses mit kräftigerer Pinselführung, niemand mit nachhaltigerer Wirkung getan, als Vergil in der berühmten vierten Ekloge.

Eine Pause im Kampfe der Machthaber um die Welt war eingetreten; Antonius verband sich im Jahre 40 v. Chr. aufs neue mit Oktavian im Vertrage von Brundisium. Die italische Welt atmete auf. Man dachte zugleich an eine neue Säkularfeier, die schon von J. Cäsar ins Auge gefaßt worden war. Da wurde in solch erwartungsvoller Zeit einem Freunde Vergils, dem Konsul Asinius Polio, ein Sohn geboren. An dieses Kind aus so schicksalsschwangerer Epoche knüpft Vergil nun seine Zukunftsverheißungen. Er beginnt mit der Sibylle: „Schon ist das letzte Zeitalter des cumäischen Sanges gekommen.“ — Man interessierte sich in den gelehrten Kreisen Roms damals sehr für die Sibyllendichtung. Der große römische Antiquar Varro scheint diese Dinge in Fluß gebracht zu haben, auch Cicero widmet ihnen seine Teilnahme, wenn er darauf hinweist, wie wenig gerade die künstlich akrostichische Form der Sprüche von Inspiration zeuge. Es war nun Stil in dieser Poesie geworden, die Weltgeschichte in zehn Generationen zu teilen, in der zehnten die letzte Erfüllung aller Dinge zu erwarten. Aus sibyllinischen Erwartungen und stoischer Lehre hat so der gelehrte Dichter die eigene Prophezeiung entwickelt. Demgemäß sieht er nun das goldene Zeitalter nach dem ehernen im Umschwunge der Dinge wieder eintreten. Die alten Helden kehren

wieder, weilen mitten unter den Menschen, die Tugenden der Väter erneuern sich; das alles soll das Kind mitansehen. Es erschaut die Wiederkunft des goldenen Zeitalters; die Erde streut dem Kinde Blumen, von selbst bringen die Ziegen die strotzenden Euter nach Hause, kein Löwe schreckt mehr das Rind, die Schlangen sind verschwunden, alles Gift ist dahin. Und so geht es weiter im Preise des goldenen Zeitalters.

Eine gewisse äußere Ähnlichkeit zwischen der jüdischen Sibylle und dem römischen Dichter läßt sich nicht verkennen. Aber sie ist nur eine scheinbare; Vergil enthält zuviel rein heidnische bzw. stoische Motive, und die Ausmalungen seliger Friedenszeiten wiederholen sich ebenso wie z. B. die Vorstellungen von den Höllenqualen bei den verschiedensten Völkern, ohne daß wir an Entlehnung zu denken brauchen. Anders schien es freilich den Christen. Sie haben, an ihrer Spitze Laktantius, das unbestrittene Verdienst, die vierte Ekloge zuerst völlig falsch gedeutet, unter Hinweis auf die Ähnlichkeit mit der jüdischen Sibylle in dem Gedichte eine Prophezeiung des Heilandes erkannt zu haben. Es war dies nur die Konsequenz aus dem ersten Irrtum über die Sibylle selbst. Die Heidin hatte die großen Taten Gottes, des einen, selbsterzeugten Herrschers Himmels und der Erden geweissagt: Gott hatte ihr selbst einen Augenblick die blinden Augen geöffnet. Nun glaubte man auch die anima candida Vergils von einem Strahle göttlicher Weisheit erleuchtet zu sehen, und der größte Poet römischer Zunge erhielt eine Art Kanonisation.

Aber der Sibylle waren noch andere Ehren vorbehalten. Zunächst verwendete sie Vergil noch einmal in seiner Äneis, da die Cumanerin dem von der Gottheit stets so sehr gegängelten Helden der Frömmigkeit zum Abstieg in die Unterwelt hilfreiche Hand bietet. Und auch Augustus konnte die Prophetin brauchen. Als der Kaiser seine Jahrhundertfeier im Jahre 17 begehen wollte, tat er das nach einem älteren Sibyllenspruche, den man umdeutete. In ihm war das ganze Festprogramm vorgeschrieben. Den Hymnus dichtete Horaz, gehorsam redete er von der Mahnung der sibyllinischen Verse, aber in freundschaftlich freier Huldigung spielte er auch auf die Werke seines verstorbenen Genossen Vergil, auf die Äneis und die vierte Ekloge an.

Doch zurück zur jüdischen Sibyllendichtung, die bald zur christlichen werden sollte. Wir sahen oben, daß, je stärker sich

Roms Arm auf Judäa legt, um so heftiger auch in dieser Volkspoesie die Abneigung gegen die herrschende Stadt hervortritt. Die Sibylle wird immer leidenschaftlicher gegen die Cäsaren, besonders gegen Nero, immer düsterer in der Ausmalung der Bilder vom Ende, vollends dem Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, Titus, wird mit dem Hasse des Talmud ein schreckliches Ende nachgesagt. Denn schon wird in der Glut der Leidenschaft die äußere Form der Prophezeiung durchbrochen, und der jüdische Patriot redet gelegentlich in den Zeiten der Vergangenheit, um allerhand Tendenzgeschichten anzubringen. Aber auch damit hat es einmal ein Ende; im Laufe der Zeiten unterwirft sich auch die jüdische Sibylle der allgemeinen bequemen Sklaverei und behandelt schließlich sogar die Feinde der Juden unter den Kaisern mit regierungstreuer Pietät. Da, etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., beginnt die christliche Sibylle ihren Sang. Denn es verstand sich von selbst, daß die Christen mit der sonstigen jüdischen Literatur auch diese Schriften übernahmen und an ihnen weiterdichteten. So wird die Sibylle denn auch schon in einer der ältesten christlichen Schriften, im sogenannten Hirten des Hermas namhaft gemacht. Natürlich bedarf es zur neuen Dichtung besonderer Anlässe, auch hier schafft die Empörung den Vers. Wo die Apokalypse des Johannes das sündige Reich noch Babylon nennt, redet die christliche Sibylle, durch die Verfolgung der Gläubigen zu wildem Hasse gestachelt, anderen offeneren Tones:

Dich, steifnackiges Rom, wird dereinst gebührend von oben
Treffen vom Himmel ein Schlag und zuerst wirst du beugen den Nacken,
Wirst dahingestreckt sein, und Feuer dich gänzlich verzehren,
Liegend auf eigenem Boden, und zugrund' wird gehen der Reichtum,
Und deine Stätte werden die Wölfe und Füchse bewohnen.
Öde wirst völlig du sein, als wärest du niemals gewesen.
Und dein Palladium, wo ist es alsdann? welcher Gott wird dich retten,
Sei er von Gold oder Stein oder Erz? wo sind die Beschlüsse
Deines Senates alsdann? —
— — — — — — — — — — — — — — —
Denn es wird fallen der Ruhm der adlerbewehrten Legionen. —
Wo wird alsdann deine Macht, welch Land im Bündnis mit dir sein??

Ausführlich sind die christlichen Sibyllen natürlich besonders in der Ausmalung des Endes aller Dinge und damit auch der

Höllenstrafen, die sie ähnlich wie die ihnen nahe verwandten Apokalypsen schildern. Gleich ihnen reden sie von der Trompete des Gerichts, die vom Himmel jammervollen Laut geben werde, wimmernd über die Ruchlosigkeit der Unseligen und die Leiden der Welt. Und damit man ja nicht, wie die Griechen es vielfach taten, die Sibylle als eine Fälschung bezeichne, so hat man gerade die Verse, die vom Gericht singen, akrostichisch gebaut, weil eine solche Anordnung, wie man glaubte, den Stempel der Echtheit trüge. — Sehr oft kehren dann Weissagungen auf Christi Erscheinung und Leben wieder. Nicht ohne Anmut wird da denn auch die Verkündigung Mariä und Christi Geburt geschildert: „Sie aber ergriff Verwirrung und Staunen zugleich, da sie es vernahm, und zitternd stand sie da; ihr Sinn war ihr betäubt, das Herz bebte bei der ungewohnten Kunde. Bald aber freute sie sich, und ihr Herz ward warm ob der Stimme, und bräutlich lächelte sie, rot ward ihr die Wange, Freude ergötzte sie, Scham bezauberte ihr den Sinn, und der Mut kehrte ihr zurück. Das Wort aber flog ihr in den Leib, ward Fleisch mit der Zeit, und im Mutterleibe Leben gewinnend bildete es sich zur menschlichen Gestalt, und so ward ein Knabe durch jungfräuliche Geburt; ja, wohl ist das den Menschen ein großes Wunder, aber nichts ist ein großes Wunder für Gott den Vater und Gott den Sohn. Dem Kinde aber, als es geboren, streckte sich die Erde freudig entgegen, der himmlische Thron lachte und es freute sich die Welt." — Mit besonderem Nachdruck wendet sich dann auch die Sibylle gegen die Heiden und ihren Götzendienst. Sie ist da das getreue Abbild der christlichen Apologeten, deren Gedanken bei ihr beständig wiederkehren. „Gott selbst", ruft sie, „hat festgestellt des Sterblichen Bild und Gestalt, hat die Tiere gemacht, Kriechtiere und Vögel. Ihr aber verehret nicht, noch fürchtet ihr Gott, sondern ziellos irrt ihr, anbetend die Schlangen und den Katzen opfernd und den stummen Götzen, den steinernen Statuen der Menschen. Und in gottlosen Tempeln sitzt ihr vor den Türen und bangt nicht vor dem wahren Gott, der alles bedenkt, euch freuend an der Verruchtheit der Steine, das Gericht vergessend . . ." An einer merkwürdigen Stelle gibt sie ferner der Verachtung der Christen gegenüber dem Leben in der Welt der Besitzenden einen fast sozialistischen Ausdruck: „Der Anfang der Übel ist für alle die Habsucht und der Unverstand. Denn

herrſchen wird des trügeriſchen Goldes und Silbers Sehnſucht, denn nichts Größeres haben dieſen beiden die Sterblichen vorgezogen, nicht das Licht der Sonne, nicht den Himmel, nicht das Meer, nicht die breitrückige Erde, von der alles kommt, nicht den alles gebenden Gott, den Erzeuger von allem, nicht die Treue und Frömmigkeit haben ſie dieſen beiden vorgezogen. O du Quelle der Gottloſigkeit und der Meiſterloſigkeit Führerin du, Mittel der Kriege, des Friedens verhaßte Plage, die du den Kindern verhaßt machſt die Eltern und die Kinder den Eltern. Und nicht, durchaus nicht, wird ohne Gold die Ehe im Werte ſtehen. Die Erde wird Grenzen und Wächter jedes Meer haben, das trüglich unter alle verteilt iſt, die Gold beſitzen; als ob ſie in Ewigkeit die vielernährende Erde immer haben wollten, werden ſie die Armen plündern, damit ſie ſelbſt ſich noch mehr Land verſchaffend jene in Prahlerei unterjochen. Und wenn nicht die ungeheure Erde vom geſtirnten Himmel ihren Sitz ſo weit hätte, dann hätten auch die Menſchen nicht gleiches Licht, ſondern für Gold verhandelt wäre es nur für die Reichen da und den Armen müßte Gott ein anderes Daſein bereiten." Aber auch dem Chriſtenvolke wendet ſich die Sibylle immer wieder mahnend zu, die moraliſchen Gemeindeſchriften, die damals viel gebraucht wurden, werden mit all ihren Geboten reproduziert, und ſelbſt wenn die Prophetin auf die gute Zucht und Sitte im Chriſtenlager hinweiſt, ſo iſt dies kein Selbſtlob, ſondern ſoll der Selbſtbeſtärkung der Chriſten im Guten dienen. „Nicht dürfen wir", heißt es in einem dieſer Sänge, „dem Innern der Tempel uns nahen, nicht den Götterbildern ſpenden, nicht mit Gelübden Verehrung üben, noch mit den ergötzlichen Gerüchen der Blumen, noch mit den Strahlen der Leuchter, noch mit unnützen Weihgeſchenken ſie ſchmücken, noch mit dem Weihrauchdufte auf flammenden Altären; auch nicht zu den Trankſpenden beim Stieropfer das Blut von geopferten Schafen als Löſegeld ſenden, zur Verhütung irdiſcher Strafe; auch nicht mit dem Fettdampf von fleiſchverzehrenden Scheiterhaufen und mit abſcheulichen Düften des Äthers Glanz beſudeln; ſondern mit heiligen Sinnen uns freuend, mit frohem Gemüte, mit reicher Liebesgabe und mild ſpendenden Händen, mit lieblichen Pſalmen und unſeres Gottes würdigen Liedern werden wir angehalten, dich, den Ewigen, Untrüglichen zu beſingen, den Vater des Alls . . ."

Dies alles hat noch einen gewissen ursprünglichen Charakter. Die Dichter der Sibyllensprüche schreiben ganz naiv, unbewußt dessen, daß sie eigentlich in aller Ruhe an einer Fälschung tätig sind, frisch darauf los. Aber wenn nun die Sibylle anfängt, nicht mehr nur die Heiden laut und leidenschaftlich zu schelten, sondern sich auf einen theologischen Disput mit ihnen einzulassen, so ist das ein Zug der Reflexion, der ihr nicht steht. So argumentiert sie denn:

Aber, wenn alles Gewordene vergeht, dann kann seinen Ursprung
Gott aus den Lenden des Mannes und Weibes nimmermehr haben,
Sondern Gott ist allein der eine und höchste von allen . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Doch wenn die Götter erzeugen und ewig bleiben unsterblich,
Wahrlich, da wären der Götter auf Erden mehr als der Menschen,
Ja, und nimmer bliebe den Sterblichen Raum, da sie ständen.

Mit einer solchen Argumentation beginnt nun aus voller Kraft die bewußte christliche Fälschung. Dem Christentum in seiner Bedrängnis zwischen mindestens nicht wohlwollenden Kaisern und den Angriffen der griechischen Literaten ist kein Mittel zu schlecht, um sich der Feinde zu erwehren. So setzt denn in dieser Zeit eine Fälschung die andere fort; wie man durch die Sibyllen die Worte der Bibel hatte bezeugen lassen, so ließ man jetzt auch allerhand Trugschriften entstehen, in denen die großen tragischen Dichter der Griechen eigentümliche Worte vom nahenden Verderben der Welt redeten oder Weisheitslehren in jüdischem Stile predigten. Freilich, die Benutzer dieser Literatur verdienen keinen Vorwurf. Sie sind sich der heiligsten Sache, die es je gegeben, so durchaus sicher, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel an der Zulässigkeit auch der kleinen Mittel naht. Da die Christen gerade so wie früher die Juden überzeugt sind, daß die Griechen alle ihre Weisheit aus der Bibel schöpfen, so kommt es ihnen durchaus nicht merkwürdig vor, daß die Sibyllen und ihre Verwandten ganz dasselbe wie die Heilige Schrift sagen. Der Spott einzelner Hellenen über dies Treiben verhallte zudem ungehört in dieser Zeit. Denn das Heidentum in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist mit nichten unfromm oder gar blasiert; im Gegenteil, die ganze Welt ist voll von Orakeln und heiligen Ahnungen. Auch die heidnische Sibylle von Erythrä, die man fast vergessen hatte,

CALIFORNIA

lebte wieder auf, als das Interesse der Antoninischen Kaiser sich ihr zuwandte, und die beglückte Stadt läßt die Prophetin in einem längeren Epigramm den Herrschern ihren Dank sagen. Ringsum brodelte es von religiösen Erweckungen, Träumen, Beschwörungen, Zaubersprüchen, Systemen, Philosophemen. Hier murmelt der Gnostiker in dunkeln Worten und theosophischen Phantasien über die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, dort führt der Mithrapriester die Gläubigen in die mystische Grotte, dort blickt der Neuplatoniker schwärmend gen Himmel, die Seele zu Gott emporbrängend, dort hört man die scharfe Stimme der Apologeten, und fernab wieder sucht und schafft der Stoiker auf dem Kaiserthron, M. Aurel, den Frieden seiner Seele: ein Chaos von Meinungen, von frommem Hoffen und seligem Wissen. In solcher Massenproduktion religiösen Stoffes verwirrt und zersetzt sich vieles, Gegensätze berühren sich; heidnische Vorstellungen drängen sich ins Christentum, Heiden wiederum lassen sich durch christliche Trugorakel täuschen. Als aber das Christentum endlich siegt, vergißt es nicht seine alten Kriegskameraden, und hoch emporgetragen von den Verteidigern des christlichen Glaubens zieht die Sibylle ein in den neuen Tempel der christlichen Staatskirche.

Denn die heidnische Sibylle, die Mutter der jüdischen und christlichen, ist nun wirklich, wie die alte Sage es schon wollte, zum leise flüsternden Laute geworden. Noch einmal ließ Julian der Apostat die alten Bücher befragen, als er sich zu seinem orientalischen Feldzuge rüstete, dann sinken sie mehr und mehr in Vergessenheit und werden schließlich, wie es heißt, von Stilicho verbrannt. Es hätte dessen kaum bedurft, denn die christlichen Sibyllen nehmen sich, nachdem die Hitze des Glaubenskampfes verraucht, sehr kräftig auch der weltlichen Dinge an, und bald ist zwischen den altheidnischen und den christlichen Sprüchen wenigstens in der Form kein besonderer Unterschied mehr. — Ein merkwürdiges Charakteristikum ist diesen weltlichen Orakeln eigen. Sie nennen nie die politischen Persönlichkeiten, d. h. also wesentlich die Kaiser, mit ihren Namen, sondern immer nur mit der Zahl, deren griechisches Zeichen den Anfangsbuchstaben des Namens darstellt, oder später mit abgekürztem Verfahren einfach den Anfangsbuchstaben. Dies Wesen setzt sich dann bis tief in das Mittelalter fort, dessen vornehmste Sibylle die sogenannte tiburtinische ist.

Nach Rom ward mit der Verlegung des Herrschersitzes Konstantinopel ein Hort der Sibyllenpoesie. Die alte Form des Hexameters hört nun auf, die Sprüche werden nur noch in Prosa gegeben. Aber der Stil, die Anschauungsweise, die Bilder bleiben die gleichen. Bei der steten Bedrängnis des Reiches, erst durch germanische Scharen, dann durch slawische und orientalische Völker bleiben die Fragen an die Zukunft stets von gleicher Ängstlichkeit. Die Orakel, die man in Konstantinopel „Gesichte Daniels" nennt, verkünden vielfaches Elend über die einzelnen Provinzen des weiten Reiches, aber auch eine endliche Befreiung durch einen großen Herrscher, dessen Erscheinen dann das Ende der Tage bedeutet. Bis tief hinein in das 15. Jahrhundert, bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken befanden sich in der Hauptstadt solche Gesichte oder Sibyllen. Diese haben dann wieder die lateinischen des Westens, z. B. die eben genannte tiburtinische entstehen lassen; von da ging endlich dies Wesen nach Deutschland über. Die deutschen Sibyllen prophezeien den wiederkehrenden Friedrich II., den verheißenen Endkaiser, der seinen Schild an den dürren Birnbaum hängen soll und das Sehnen seines Volkes stillen. So lebt die Sibylle in aller Munde, die uralt-antike Prophetin ist zu einer christlichen Heiligen in partibus geworden, die im Liede des Thomas von Celano an Davids Seite als Zeugin des Weltunterganges auftreten kann. — Aber selbst damit nicht genug; auch wir stehen noch unter den Nachwirkungen dieses Wesens. Wir brauchen uns nur an die berühmte Weissagung des Klosters Lehnin zu erinnern, die nicht mehr und nicht weniger als eine Nachfolgerin der Sibyllen ist. Wir wissen jetzt so ziemlich, was von ihr zu halten ist; eine ursprünglich den Hohenzollern freundliche Prophetie ist unter dem Großen Kurfürsten von katholischer Hand in ganz entgegengesetztem Sinne umgearbeitet worden. Sie hat große Bedeutung gehabt; Fürst Hardenberg ließ sie kritisch bearbeiten, um eine hohenzollernfeindliche Agitation, der man das Buch nutzbar machte, zu bekämpfen, Friedrich Wilhelm IV. schätzte die Weissagung, das Jahr 1848 brachte natürlich aufgeregte Deutungen hervor, ja noch P. Majunke wollte in dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I. den von der lehninschen Weissagung bezeichneten letzten Sprossen des „Giftstammes" der Hohenzollern erkennen.

* * *

Wahrhaftig, ein sonderbares Reich der Phantasie, diese Apokalypsen und Sibyllen, eine Art Schattenreich der Geschichte, in dem die Gestalten realen historischen Daseins von allerhand Gespenstern umhuscht scheinen. Aber in der Geschichte der Welt herrschen nicht immer die greifbaren Kräfte des frischen Lebens, regiert auch selten genug die blanke Idee, sondern ebenso oft üben Gespenster und Ahnungen ihren wunderbaren Einfluß und scheinen in erregten Zeiten sich sogar zu Taten verdichten zu wollen, aus Schatten zu Gestalten sich auszuwachsen. So gering wir auch den poetischen Wert dieser Fiktionen achten dürfen, so stark müssen wir den Einfluß und die traditionelle Kraft dieses ganzen Wesens ansetzen. Eine solche Überlieferung, die vom erythräischen Felsensitz der Sibylle bis zum märkischen Sande Lehnins reicht, kann nicht einfach ignoriert werden. Und so sind uns denn diese Bücher ein Zeugnis für alles das, was in den Tiefen der Volksseele sich zum Lichte empordrängte, auch sie künden uns vom ängstlichen Harren der Kreatur und sie nicht zuletzt verbinden uns mit jenen schweren Zeiten, in denen das Christentum sich solcher Nothelfer bedienen mußte.

III. Die äußeren Verfolgungen.

Im Süden Roms diesseits der Mauer liegt eine Rundkirche, genannt St. Stefano rotondo. Ursprünglich vielleicht eine antike Markthalle ist dieser Bau eine Art Votivkirche aller Märtyrer geworden. Wohin uns in dieser weiten Rotunde der Fuß trägt, überall treten uns auf den Wandgemälden die Leiden der Märtyrer grell entgegen, die Wände scheinen von Blut zu triefen, es ist eine wahre Schlachtbank des christlichen Glaubens, geschaffen von der Phantasie des alten Christentums, die in den Foltern der Märtyrer wie in den Qualen der Hölle verschwenderisch schwelgte. Diese Bilder, diese Darstellungen auf den Wänden eines Baues, den das Heidentum schuf, wollen wie ein Triumph erscheinen, den die Religion des Leidens über die Stadt der Tat, über das alte Rom erfochten. Und so verbindet sich in Rom überall Heidnisches und Christliches. Im Amphitheater der Flavier glauben wir die Gestalten der Christen zu sehen, wie sie eine Beute der wilden Bestien werden, im Karzer am Fuße des Kapitols soll nach der Sage Petrus gesessen haben, in der Kirche St. Cecilia in Trastevere liegt die wundervolle Gestalt der heiligen Cäcilia nicht ganz ohne wirkungsvolle Pose vor uns, mit dem klaffenden Hiebe im jungfräulichen Nacken, so wie nach einer alten Überlieferung der Leichnam im Jahre 1599 in den Katakomben gefunden sein soll. Und nun gar die Katakomben! Zu wem spricht nicht die Geschichte dieser Grüfte, auch wenn ihre Kunde, wie es dem Verfasser dieser Zeilen geschah, durch jesuitischen Mund vermittelt wurde, in wessen Herzen bebt nicht das Wort „Martyr", dort drunten an den Wänden dem Namen so mancher Glaubensstreiter in schlichter Plastik beigefügt, lange nach! Ein frivoler Mensch müßte es sein, der nicht aus der Nacht dieser ehrwürdigen Grüfte zum Lichte wieder emportauchend ein heiliges Gefühl mitbrächte von der Größe der Geschichte, die sich ihm in diesen Särgen, Bildern,

Digitized by Google

Sprüchen mitteilt, dem es nicht zum Bewußtsein träte, daß die Roma sotterranea groß ist wie die ewige Stadt über der Erde.

Und doch, so berechtigt diese Empfindungen sind, darf unser geschichtliches Urteil gleichwohl nicht von ihnen beirrt werden. Der Blutstrom, der nach der Tradition durch die Geschichte der drei ersten christlichen Jahrhunderte rinnt, ist zum besten Teil ein Gebilde der Sage. Die fromme Legende hat die Leidensgeschichte des Christentums mit unzähligen Darstellungen ausgeschmückt, die aneinandergerückt ein wahres Schreckenspanorama der christlichen Kirche darstellen. Die unermüdliche literarische Tätigkeit des alten Christentums, die wir in manchen Kundgebungen schon kennen gelernt haben, hat sich bemüht, in breiter und stets sich wiederholender Darstellung, mit blutig grellen Farben das Andenken an die Glaubenshelden fortzupflanzen, die Begeisterung zu nähren, die Wunden immer offen zu erhalten; mit einem ungeheuren Sammelfleiß arbeiten die Jesuiten seit über 250 Jahren an ihrem Werke, an der Herausgabe der sogenannten „Akten der Heiligen". Aber die geschichtliche Forschung hat doch schon seit längerer Zeit diese verwirrende, scheinbar ununterbrochene Bilderreihe geteilt, die nötigen Abstände hergestellt und besonders die Phantasie- und Nachtstücke aus der Galerie zu entfernen gewußt. Sie hat aber damit, wie sie es stets tut, nicht nur zerstört, sondern auch aufgebaut. Den Bekennern ist nichts von ihrem Ruhme dadurch genommen worden, daß man eine Anzahl ungehöriger Blutflecke auf dem Bilde tilgte und so die Gestalt des einzelnen Märtyrers in größerer Klarheit hervortreten ließ. Sehen wir also gänzlich ab von diesen Schaudergemälden alten Stiles wie auch von der modernen Effektmalerei, die uns mit solchen Stückchen wie den „lebenden Fackeln Neros" beschenkt hat.

Daß nun die Verfolgungen des Christentums durch den römischen Staat vielfach, wenn auch nicht immer, in den alten Berichten stark übertrieben worden waren, daß die römischen Kaiser, von denen solche Heimsuchungen der Christen ausgesagt werden, nicht samt und sonders Wüteriche gewesen und in ihren Sünden dahingefahren sind, wußte man wohl schon lange, aber erst seit kurzem, erst seit 13 Jahren haben wir durch den Schöpfer unserer Anschauungen vom römischen Staatsrecht, durch Th. Mommsen, genauen Bescheid über die Rechtslage zwischen dem römischen Staate und dem Christentum, so daß alle sonstigen

Behandlungen, die diese Frage gefunden, neben dieser fast gar keinen Wert mehr besitzen. Es ist durch diese seine Ausführungen die Wahrheit aufs neue in helles Licht getreten, daß die wenigsten Kaiser eine wirklich intensive Verfolgung angestrebt haben, daß meist die Willkür der einzelnen Statthalter eine solche provozierte. Aber auch über den Anstoß, den der Christ seinem Richter gab, und die Ursache, die die Behörden zur Verfolgung veranlaßte, haben wir so endlich befreiende Klarheit erhalten.

Ursprünglich forderte die römische Gemeinde von ihren Bürgern römischen Glauben. Gott und Staat fallen im Altertum meist zusammen; die väterlichen Götter dürfen nicht mißachtet werden. Diesen Göttern mußte geopfert werden; wer das aus irgendeinem Grunde unterließ, wurde wegen der Unterlassung, nicht wegen des Grundes gestraft, der Christ also nicht deswegen, weil er ein Christ war, vor Gericht gezogen, sondern weil er den väterlichen Göttern nicht Ehrfurcht erwiesen hatte. Freilich mußte, da die Christen als solche diesen Kult verweigerten, da „Christ" also gleich „Opferfeind" ward, der Name an sich genügen, um eine Anklage zu ermöglichen. Nun war Rom allerdings schon in den späteren Zeiten der Republik zu einem Sammelplatz aller möglichen Nationen und Gottesdienste geworden. Um diesen Fremden die Ausübung ihrer Religion zu ermöglichen, wurden die neuen Gottheiten rezipiert, und der Neubürger konnte seinen angestammten Kult ohne Verletzung seiner Bürgerpflicht fortführen. Aber nicht gestattet war es einem Bürger, eine nicht zugelassene Gottheit zu verehren, ein Römer durfte also nicht einem keltischen Nationalgotte huldigen. Mit der Zeit nun gab man jeden ausländischen Kult, wenn er nicht gegen die Sitte verstieß, dem Römer frei. Dies galt aber nicht für die Monotheisten, die Juden und Christen. Diese waren im antik heidnischen Sinne gottlos oder besser gesagt: götterlos, und ein Römer, der sich zu diesen Kulten bekannte, war strafbar. Hätte er etwa, was freilich durch die Natur der Sache ausgeschlossen war, unter anderen Göttern auch Christus verehrt, so hätte man ihm schwerer beikommen können, die Exklusivität seiner Religion aber zog die Strafe der Gottlosigkeit nach sich. Darum trafen denn auch die ersten Strafen Römer selbst.

Bei den Juden lag der Fall nun wesentlich anders als bei den Christen. Obwohl der Staat nach seinen Institutionen

prinzipiell jene wie dieſe nicht dulden konnte, machte er doch bei den Juden eine Ausnahme. Denn das Judentum ruhte auf weſentlich nationaler Grundlage und war in ſeiner Ausdehnung beſchränkt, weil ein Aufgehen der Maſſen in ihm nicht zu befürchten war. So war denn der Jude nicht gezwungen, römiſchem Brauche zu huldigen, dem Genius des Kaiſers zu opfern, gerade ſo wie man auch ſonſt auf ſeine Religion Rückſicht genommen und das Kaiſerbild aus dem Tempel zu Jeruſalem wieder entfernt hatte. Der Chriſt aber, der ſich ſeit dem Falle Jeruſalems von den Juden ganz losgeſagt hatte, fand keine ſolche Vergünſtigung und Ausnahmeſtellung mehr, er ſtand als „Gottloſer" gewiſſermaßen in der Luft, und von ihm wurden alle Pflichten des reichsbürgerlichen Kultus verlangt.

Die Behörde, die nun in den meiſten Fällen das ſogenannte Koerzitionsrecht übte, d. h. das Recht des Oberbeamten, Ordnung zu ſchaffen und gemeinſchädliche Störungen zu verhüten, fand keine rechte geſetzgeberiſche Norm und keine feſte Strafe vor. Sie dachte gar nicht daran, ſelbſt die verdächtigen Leute aufſpüren zu laſſen und vor ihren Richterſtuhl zu ſtellen, ſondern ſie wartete, wenigſtens bis zu der großen Verfolgung des Kaiſers Decius, die Anklage ab. Straflos ging dann der aus, der erklärte, Chriſt nicht oder nicht mehr zu ſein. Je größere fremde Maſſen aber nun nach Rom eindrangen, je ſchwächer das Nationalgefühl wurde, deſto weniger konnte das Chriſtentum direkt zerſtörend wirken; es brachte auf religiöſem Gebiete nur zum Ausdrucke, was politiſch ſich bereits vollzogen hatte. Aber die Reſte des alten Nationalgefühls und der Fanatismus der Maſſen erlaubten nicht den Verzicht auf den Staatsglauben. Doch erſt ganz rohe Herrſcher, wie beſonders der ſonſt tüchtige Decius, haben nachdrücklich und konſequent verfolgt; die nicht fanatiſchen Chriſten, wie z. B. der treffliche Origenes geben es offen zu, daß die Chriſten, die für die Frömmigkeit geſtorben ſeien, ſich leicht zählen ließen. Gleichwohl aber war der Zuſtand der Chriſten überaus traurig und ihre Lage tiefgedrückt; der Willkür der Statthalter, die ſonſt in ihrem Sprengel gewiß lieber Ruhe als Rieſenprozeſſe ſahen, aber doch dem Geſchrei des Pöbels nachgeben mußten, anheim gegeben, der Willkür der Strafen ausgeliefert, waren und blieben ſie rechtlos. — Sehen wir nun, welche Behandlung ſie bis zum erſten allgemeinen Toleranzedikte ertragen mußten.

Von den ersten Verfolgungen durch die Juden braucht hier nicht eingehend geredet zu werden, weil die Bibel selbst uns darüber berichtet. Gleichwohl ist dieser Haß des Judentums gegen die junge Lehre von bedeutender Tragweite gewesen. Denn die Juden kannten die Sätze des Christentums oder galten wenigstens als ihre Kenner; sie hetzten und schürten gegen die Christengemeinden, sie brachten die wahnsinnigen Beschuldigungen auf, die Christen übten in ihren Konventikeln Kindermord und Blutschande, sie scheinen auch bei der neronischen Verfolgung ihre Hände im Spiel gehabt zu haben. Diese neronische Verfolgung ist nun lange außerordentlich übertrieben worden. Nero, das Scheusal, der Muttermörder auf dem Cäsarenthron, er konnte ja nur die ganze Raserei seiner Brutalität auch gegen die Christen entfesselt haben, sein Name schien unlösbar auch von dem Fluche, der erste entsetzliche Feind der Jünger Christi gewesen zu sein. Aber Nero hat nie daran gedacht, die Christen als solche verfolgen zu lassen. Er suchte nur sich des immer stärker werdenden Gerüchtes, das ihn für den Brand Roms haftbar machte, zu entledigen und schob die Schuld der Brandstiftung auf die Christen. Nun zog man einige von ihnen vor Gericht, die wieder andere denunzierten, aber die Untersuchung ergab, wie Tacitus in seinem oft etwas verhüllenden und darum manche irreführenden Stile sagt, nicht sowohl eine Überführung wegen Brandstiftung als wegen des Hasses gegen das Menschengeschlecht. In der Tat war das stille und aller Beteiligung am öffentlichen Leben abgeneigte Wesen der Christen, war ihre Hoffnung auf das Ende der Dinge den Heiden im innersten Herzen stets anstößig gewesen, ersteres galt ihnen als infames Duckmäusertum, letztere als Verrücktheit oder Vaterlandslosigkeit; so konnte, auch wenn sie einem tiefblickenden Tacitus am Brande Roms unschuldig zu sein schienen, doch der angebliche Haß gegen das Menschengeschlecht einem Nero allerdings als ein willkommener Grund zur Anklage erscheinen, und wenn er dann gegen sie vorging, sie in die Felle wilder Tiere stecken und von den Hunden zerreißen ließ, wenn er aus ihnen seine lebenden Fackeln machte, so mochte das Volk in ihnen die Urheber der Verwüstung vorübergehend erkennen. Aber eine Christenverfolgung im eigentlichen Sinne um des Glaubens willen ist's doch nicht gewesen.

Doch nun fiel der Tempel zu Jerusalem, das Christentum löste sich endgültig vom Judentum ab. Es wird streitbar, es will das Tier nicht anbeten, die Apokalypse des Johannes wirft dem Heidentum den Fehdehandschuh hin (S. 23f.). Die Provinz Asien hatte einst den Augustus den Heiland der Welt genannt; an seine Stelle setzt das Christentum den Herrn Jesus Christus; aus Asien war die göttliche Anbetung des römischen Cäsars, das Opfer für den Genius des Kaisers gekommen: die Apokalypse (2, 13) lobt den Märtyrer Antipas, der in Pergamon, „wo der Satanas wohne", getötet sei. Bald hören wir denn auch von neuen Blutzeugen. Unter Domitian ward im Jahre 95 der vornehme Flavius Clemens, der eben Konsul gewesen war, mit seiner Gattin Domitilla wegen „Gottlosigkeit", d. h. weil beide vom nationalen Glauben der ersten Kreise Roms abgefallen waren, bestraft, der Mann getötet, die Frau verbannt. Ähnlich ist es damals vielen anderen gegangen; aber von einer allgemeinen Verfolgung der Christen im Römerreiche ist durchaus nicht die Rede, die Heimsuchung blieb auf Rom selbst beschränkt. Man übersah, so viel sich übersehen ließ; nur wenn man nicht anders konnte, wenn einzelne Fälle zu schwer schienen, ging man gegen die Christen vor.

Einen neuen Anstoß brachte die Regierung des Traian. Unter ihm war der jüngere Plinius im Jahre 112/3 Statthalter in Bithynien, ein flacher, vielfach dilettierender, doch im übrigen kein unsympathischer Mann. Er hatte in seiner Provinz den Auftrag, die Genossenschaften und Vereine zu unterdrücken. Die jüdischen Religionsgenossenschaften waren gestattet, die christlichen nicht, denn die Christen hatten sich ja von den Juden losgesagt. Also schritt man gegen sie ein. Plinius, nach eigenem Eingeständnis durchaus unerfahren in der Handhabung dieser Prozesse, zwang die Geständigen zum Leugnen und veranlaßte eine Anzahl von denen, die ihm als Christen denunziert waren, jetzt aber ihren Glauben ableugneten, zum Opfer vor den Bildern der Götter und des Kaisers und zwang sie, Christus zu verfluchen. Dann entließ er sie. Ebenso behandelte er solche, die nur früher Christen gewesen zu sein gestanden. Aber seine Nachforschungen über das Wesen des Christentums machten ihn doch stutzig. Er vernahm, der eigentliche Kern des Kultes sei, daß die Christen an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenkämen und Christus wie einem Gotte

einen Hymnus ſängen, daß ſie ſich gegenſeitig eidlich verpflichteten, Diebſtahl, Raub, Ehebruch, falſch Zeugnis zu meiden und ein Depoſitum nicht abzuleugnen. Dann ſeien ſie auseinandergegangen, um ſich wieder zu gemeinſchaftlicher Mahlzeit zu vereinigen. So fand denn Plinius, wie er ſelbſt ſagt, gar nichts als einen übertriebenen Aberglauben vor und bittet nun den Kaiſer zu entſcheiden, weil dieſer Aberglaube ſchon eine ungeheure Verbreitung gefunden habe. Der Imperator antwortet kurz und klar. Er billigt das Vorgehen ſeines Statthalters, macht aber noch einige Zuſätze. Die Chriſten dürfen nicht aufgeſucht werden, anonyme Denunziationen ſind zu verbieten. Wer des Chriſtentums überführt wird, muß beſtraft werden, wer aber leugnet und ſeine Ausſage beweiſen kann, d. h. weſentlich durch das Opfer, mag, wenn er auch verdächtig ſcheint, Gnade wegen ſeiner Reue finden.

Dies Urteil wird man zwar kein ſalomoniſches nennen, aber es darf doch in gewiſſem Sinne nicht inhuman heißen. Der ganze Fall hat nun tiefgreifende Folgen gehabt. Er gab für die kommende Zeit die Norm in ſolchen Prozeſſen. Denn nun bemühten ſich die Statthalter, ebenſo wie es ſchon Plinius getan, wenn Chriſten ihres Glaubens wegen vor Gericht geführt wurden, ihnen ihr offenes Bekenntnis möglichſt auszureden, und wenn alles nichts half, ſie durch die Folter nach ihrem Willen zu zwingen. Der leidenſchaftliche Apologet Tertullian, der frühere Juriſt, fühlt ſich dadurch als Chriſt wie als Verwalter des Rechts aufs tiefſte verletzt. Er tadelt laut den Widerſinn, der darin beſtehe, daß man jemand gegen allen ſonſtigen Brauch zwingen wolle, etwas Gutes von ſich zu bekennen. Aber ſo hübſch das klingt, es iſt doch nur ein Aperçu des geiſtvollen Apologeten. Denn man darf nicht verkennen, daß der Sinn der römiſchen Chriſtenrichter trotz der ſchlimmen Mittel, die ſie glaubten anwenden zu müſſen, ein guter war. Sie dachten ja gar nicht daran, möglichſt viele Chriſten hinrichten zu laſſen, ſondern wünſchten durch gütliches Zureden wie endlich durch die nun einmal übliche Folter ſie von ihrem Eingeſtändnis abzubringen und womöglich ſie dann nach dem Opfer entlaſſen zu können.

Die chriſtliche Überlieferung weiß nun nach Traian ſogar noch von einem förmlichen Toleranzedikt ſeines Nachfolgers Hadrian zu ſprechen. In dieſem Schriftſtücke, das im lateiniſchen

Original der ersten Apologie des Apologeten Justin beigegeben war, verordnet der Kaiser auf die Anfrage eines Statthalters, indem er gleich zum Eingange den Angebern gewissermaßen mit der Faust droht, es sollten vor Gericht nur die gegen die Christen zu Worte kommen, die ihrer Sache sicher wären. Hätte ein Christ aber gegen die Gesetze verstoßen, so solle er dementsprechend bestraft werden. Dann folgt noch einmal eine scharfe Strafandrohung für die Denunzianten. — Daß dies Edikt nicht echt sein kann, scheint mir deutlich. Die Parallele zu dem Falle des Plinius und Traian fällt in die Augen. Hier aber geht der Kaiser schon viel weiter als in dem eben behandelten Reskripte. Anonyme Angeberei hatte Traian abgelehnt, hier sollen die Verleumder schon bestraft werden. Wenn ferner die Christen nur wegen ungesetzmäßigen Handelns vor Gericht gezogen werden sollen, so entspricht das zu sehr ihren eigensten Wünschen, wie diese stets von den Apologeten ausgesprochen werden, als daß die heidnische Obrigkeit ebenfalls in solchem Sinne sich hätte vernehmen lassen können; immer wieder rufen ja die Verteidiger des christlichen Glaubens: strafet rücksichtslos den bösen Christen, der sich gegen das Gesetz vergeht, nicht aber alle Christen gleich auf den Namen hin! Wenn man aber endlich gemeint hat, daß für den phantastischen Geist des wunderlichen Hadrian das Christentum eine Art von Anziehungskraft gehabt hätte, so ist dies kaum richtig. Die Christen seiner Zeit wenigstens waren ihm wenig günstig gesinnt; die Apotheose seines Lieblings Antinoos mißfiel ihnen aufs äußerste, und namentlich eifern und geifern die wilden Sibyllen, die des Volkes Stimmung am besten charakterisieren, gegen den unsteten Kaiser. Und daß endlich die Fälschung eines solchen Reskriptes in jener Zeit gar nichts auf sich hat, beweist die ganze Schwindelliteratur der Epoche. Mit der Wahrheit nahmen es ja die Christen, wie wir schon gesehen (S. 46), im Kampfe ebensowenig genau wie ihre Feinde. Und es ist sicher, daß auch noch später derartige christenfreundliche Reskripte erfunden worden sind: nur auf faulem Boden setzen sich solche Schmarotzer fest. Die Christen beabsichtigten eben mit derartigen zu ihren Gunsten erfundenen Verordnungen der Behörden, die Obrigkeit mit sich selbst in Widerspruch zu bringen und günstige Präzedenzfälle für ihre eigene Religionsübung zu schaffen, um so mehr als nach längerem Frieden die Not des Kampfes wieder begann.

Denn der Kaiser M. Aurel war kein Freund der Christen. Ihm wie anderen mißfiel die Art, wie sie ins Martyrium gingen, er sah darin eine prahlerische Unterschätzung des Todes, der ernst genug sei. Wir haben eine Verfügung von ihm, in der er Strafen gegen abergläubische Kulte anordnet. Ob die grausame Christenverfolgung zu Lyon auf dies Reskript zurückzuführen ist, wissen wir nicht; genug, sie geschah zu seiner Zeit. Zeuge davon ist für uns ein Brief der Gemeinden zu Vienne und Lyon an die kleinasiatischen, abgefaßt in jenem gespreizten, hochtrabenden und verschränkten Stile, den damals alle Welt schrieb. Dem entspricht denn auch in etwas der Inhalt. Denn natürlich geschehen wie in vielen Berichten über die Martyrien auch hier Wunder: der eine Märtyrer, nach den ausgestandenen Foltern kaum schon mehr menschenähnlich, wird bei der zweiten scharfen Befragung auf einmal wieder gesund, so daß die Folter ihm zur Heilung gedeiht. Es fehlen ferner auch nicht die Schilderungen der Foltern, die seit den Zeiten des 1. Makkabäerbuches, das dem Verfasser des Briefes bewußt vorgeschwebt hat, eine so große Rolle in dieser Literatur spielen. Aber gleichwohl muß doch viel Wahrheit in der Darstellung enthalten sein, so rhetorisch sie gefärbt und so enthusiastisch sie gehalten ist. Denn eines fehlt, was sonst die Märtyrerlegenden auszeichnet, die langen Reden und übertrieben zugespitzten Bemerkungen der Angeklagten. Alle ihre Äußerungen klingen natürlich oder der schrecklichen Lage entsprechend. Die zarte Sklavin Blandina spricht, während ihr Körper nur eine Wunde scheint, nichts als das Wort: „Ich bin eine Christin, und bei uns tut man nichts Schlechtes"; der Christ Potheinos antwortet auf die Frage, wer der Christengott sei: „Wenn du es verdienst, erfährst du es"; ein anderer ruft, während ihn die Flammen auf dem eisernen Stuhle verzehren: „Das heißt Menschen fressen, was ihr tut. Wir aber fressen nicht Menschen noch tun wir überhaupt etwas Böses." Denn in der Tat hatten wieder die Gegner, von verleumderischen Sklaven der Christen angestiftet, die alten Vorwürfe gegen sie hervorgeholt, daß sie in ihren Versammlungen Menschenfraß übten, und dadurch war die Wut des heidnischen Volkes aufs äußerste entflammt worden. Ja, man ging endlich so weit, daß man die Asche der Märtyrer in die Rhone warf, weil man ihnen damit alle Hoffnung auf die Auferstehung zu nehmen glaubte. Natürlich blieben, wie das ja nur menschlich

ist, bei dieser Heimsuchung manche nicht fest, sondern leugneten, freilich half ihnen das nicht, sondern sie wurden auch festgenommen. Da faßte sie denn rechtzeitig die Reue, und so konnten auch sie sich den Scharen der Märtyrer anschließen. So haben wir denn, wenn auch einige Abstriche zu machen sind, dennoch in diesem Berichte im ganzen eine wahrheitsgetreuere Schilderung, als uns die meisten Akten der Märtyrer zu geben vermögen; diese Darstellung ist wirklich zum besten Teile aus dem Erlebten heraus geschrieben.

Es ist hier ebenso unmöglich wie zweckwidrig, die eben berührten „Märtyrerakten" eingehend zu behandeln, um daraus einen Einblick in das Vorgehen des Staates zu gewinnen. Daher nur so viel: die meisten, ja eigentlich fast alle Akten sind zurechtgestutzt für die Lektüre, zur Erbauung der Gläubigen, sie sind Literaturstücke gleich allen Prozeßprotokollen, die uns in den antiken Büchern vorliegen. Wir können viel aus diesen Akten lernen, können erkennen, wie die Menschen damals, als diese Berichte erschienen, dachten, niemals aber, was vor Gericht mit den Christen verhandelt worden ist. Dafür will ich gleich ein Beispiel aus einem Prozesse anführen, weil gerade dies sogenannte Aktenstück viel verkannt wird. Es handelt sich um den Prozeß des Christen Apollonios, eines angeblichen römischen Senators, dem die spätere Christenheit bedeutende philosophische Bildung nachsagte, eine Meinung, die leider noch heute vielfach geteilt wird. Woher dies Urteil stammt, werden wir gleich sehen. Der Prozeß beginnt mit der gewöhnlichen Frage, ob der Beklagte Christ sei. Die Antwort lautet bejahend, und nun erfolgt die Vermahnung, beim Genius des Kaisers zu schwören. Darauf erwidert Apollonios mit einem längeren Vortrage, dessen Sinn ist, daß der Christ nur bei dem Gotte, den Menschenhände nicht gemacht, schwören dürfe. Nach einer kurzen Unterbrechung fährt er dann ganz in der Weise der Apologeten fort, indem er betont, daß die Christen für das Wohl des irdischen Kaisers zum Herrscher des Himmels beteten. Darauf erhält der Angeklagte drei Tage Bedenkzeit. Unter großem Zusammenlauf des Volkes beginnt nun die Hauptverhandlung, und Apollonios äußert sich dann nach einer neuen Aufforderung durch den Statthalter in dieser Weise: „Ich habe Kenntnis von dem Beschlusse des Senates . . ., allein ich wurde gottesfürchtig, damit ich nicht mit Händen gemachte Götzenbilder

anbetete. Deshalb werde ich schwerlich Gold oder Silber oder Erz oder Eisen oder hölzerne oder steinerne, fälschlich so benannte Götter anbeten, die weder sehen noch hören, weil sie Werke von Handwerkern, Goldgießern und Künstlern sind, Kunstgebilde von Menschenhänden, und nicht von sich selbst aus in Bewegung kommen können. Gott dagegen, dem, der im Himmel ist, diene ich und ihm allein zolle ich Anbetung . . . Denn es ist der Schande wert, anzubeten entweder das, was auf gleicher Stufe mit Menschen steht oder was wenigstens tiefer steht als die Dämonen. Es versündigen sich nämlich die gar zu unterwürfigen Menschen, wofern sie das anbeten, was in seinem Wesen nichts anderes ist als ein nutzloser Ausschnitt aus einer Steinmasse, dürres Holz, starres Metall und tote Knochen. Was soll die Posse solchen Betruges? Ähnlich beten die Ägypter eine Schale an, die bei vielen genannte Fußwanne, samt vielen anderen Scheußlichkeiten. Die Athener aber verehren noch jetzt den ehernen Schädel eines Stieres, indem sie ihn das Glück der Athener nennen; daher sind sie nicht imstande, zu ihren eigenen Göttern zu beten . . ." Danach folgt dann ein heftiger Ausfall auf die Religion der Ägypter, wie derartiges zum eisernen Bestande der apologetischen Polemik gehört, und Apollonios fährt mit einer Charakteristik der Götter fort, dergleichen ebenfalls schon lange gang und gäbe war. „Götter nennen sie, die früher Menschen waren, wie die Mythen bei ihnen es beweisen. Denn von Dionysos sagt man, er sei zerrissen, und von Herakles, er sei lebendig auf den Scheiterhaufen gelegt, von Zeus, er sei in Kreta begraben. Diesen entsprechend hat man auch ihre Nachkommenschaft wegen der Mythen ermittelt, deren Namen ebenso bekannt sind. Wegen ihrer Gottlosigkeit weise ich sie weit zurück." Mehrfach unterbricht der Statthalter dann den höchst trivialen Redefluß des Angeklagten, einmal sogar von einem Kyniker dabei unterstützt, ja vorübergehend scheint der ganze Rechtsstreit durch die Teilnahme des Statthalters an dogmatischen Fragen zum vollkommenen Religionsgespräch zu werden oder vielmehr auszuarten. Jedenfalls wird Apollonios von Augenblick zu Augenblick immer beredter, er schildert Christi Wesen, sein unschuldiges Leiden und kommt endlich auf gut apologetische Weise zu dem bekannten Präzedenzfalle vor Christus, zu Sokrates: „Er (d. h. Christus) ward aber durch die Unbelehrbaren gleich den Gerechten und Philosophen

vor ihm mit bitterem Neide heimgesucht. Denn die Gerechten sind den Ungerechten widerwärtig . . . Auch von den Hellenen sagt einer, wie wir hören (Platon): Der Gerechte aber wird gegeißelt, gefoltert, gefesselt, auf beiden Augen geblendet werden, zuletzt, nachdem er alle Übel erduldet, gepfählt werden. Gleichwie nun über Sokrates die athenischen Denunzianten ein ungerechtes Urteil ausgesprochen haben, nachdem sie auch das Volk dafür gewonnen hatten, so haben auch über unseren Lehrer und Heiland einige von den Übeltätern ihren Verdammungsspruch abgegeben, nachdem sie ihn gebunden . . ." Der Märtyrer schließt dann ebenfalls in echt apologetischer Weise mit der Erklärung, wenn auch der christliche Glaube, wie die Gegner meinten, falsch sei, so wollten die Christen doch gern sich in solcher Weise täuschen lassen, denn so seien sie auf den Weg der Tugend geleitet worden. Nach einigem Hin- und Herreden läßt ihm dann der Statthalter, der ihn selbst gern freigegeben hätte, aber dem Kaiser gehorchen muß, die Schenkel zerschmettern, und der Märtyrer stirbt unter lautem Gebet zu seinem Heiland.

Auch die freiere theologische Forschung glaubt in diesen Akten des Apollonios einen wahrheitsgetreuen Bericht über einen Märtyrerprozeß vor sich zu haben und blickt mit Befriedigung auf den wackeren Philosophen hin, der seinen Glauben so freudig verteidigt. Aber dies Urteil ist völlig verkehrt. Was Apollonios vorzubringen hat, das enthält keinen Funken philosophischen Esprits; es ist, wie wir mehrfach schon angedeutet haben, nichts als die allertrivialste Apologetenweisheit; ohne jede Spur von Selbständigkeit werden alle Motive dieser Literatur bis auf Sokrates' Anführung hinab angeschlagen, ja selbst die Einführung jenes Kynikers gehört im Hinblick z. B. auf den Spott der athenischen Philosophen über Paulus ebendahin. Sollen wir denn wirklich glauben, ein vernünftiger heidnischer Richter hätte den Beklagten diese abgedroschenen Sätze, die man in vielen philosophischen Traktaten lesen konnte, bis zu Ende entwickeln lassen, ja, er hätte gelegentlich selbst die Pfade des Disputs betreten? Dazu war er doch nicht vom Kaiser bestellt worden. Nein, diese ganze Literatur der Akten ist höchst verdächtig und Apollonios' Prozeß macht keine Ausnahme davon. Er steht am Eingange aller dieser Märtyrerakten, die neben der breiten Darstellung der Folterungen unendliches Gerede der Märtyrer über den Unwert der Götter, über Sokrates' Bedeutung und überhaupt

über die griechischen Philosophen bringen. Da es nun unmöglich ist, daß die Christen stets dieselben theologischen Dispute gehalten haben, und da diese fast alle den Bemerkungen der Apologeten aufs Haar gleichen, so haben sie sämtlich, Apollonios miteingeschlossen, für uns nur den Wert der Literatur, ein Bild von dem Prozeßgange selbst, ein wahrheitsgetreues Protokoll liegt uns bisher noch nicht vor.

Doch kehren wir nach dieser freilich notwendigen Nebenbetrachtung wieder zu unserem eigentlichen Thema zurück. Unter dem Nachfolger des M. Aurel, unter Commodus hatten die Christen im allgemeinen bessere Zeiten; des Kaisers Geliebte, Marcia, war eine Christin, und ihr Einfluß konnte bei der Schwäche des Kaisers nicht ohne Bedeutung für ihre Glaubensbrüder sein. Dann ward es wieder schlimmer. Der rauhe Imperator Septimius Severus verbot im Jahre 201 den Übertritt zum Judentum und danach auch zum Christentum. Die neue Strenge schuf neue Märtyrer; auch von diesen liegen wieder Akten vor. Viele Christen entzogen sich durch die Flucht der Bedrängnis, manche verleugneten ihren Glauben und wußten sich zu rechtfertigen. Zu einer eigentlichen Verfolgung über den Boden des gesamten Reiches hin kam es auch diesmal nicht, und bald traten unter den Nachfolgern des zielbewußten afrikanischen Kaisers wieder ruhige Zeiten für die Gemeinde Christi ein; besonders scheint es, als ob der edle, wenn auch willensschwache Kaiser Alexander Severus der neuen Religion, deren Sprüche er kannte, sehr geneigt gewesen sei.

Aber allmählich bereiten sich nun sehr schwere Zeiten vor; je energischer und roher die Vertreter des Imperiums auf dem Cäsarenthron werden, je leidenschaftlicher die griechische Philosophie das Christentum bekämpft, desto schlimmer gestaltet sich die äußere Lage der Christen. Der Kaiser Maximinus, ein tapferer aber roher Thraker, wußte sehr wohl, was er tat, wenn er die Vorsteher der Gemeinden, d. h. den Klerus verfolgen ließ. Freilich blieb auch diese Verfolgung auf enge Grenzen beschränkt, aber die Gefahr war immerhin ernst genug, um den Kirchenvater Origenes zu einer Schrift zu veranlassen, in der er den Kaiser einen neuen Nebukadnezar nennt und eindringlich zum Martyrium auffordert. In der Tat war es nötig, die Christen zum Standhalten aufzufordern; denn der Abfall, natürlich nur für die Zeit der Verfolgung, war zum

beliebten Rettungsmittel geworden, und es gab sektiererische Theologen, die die Ableugnung des christlichen Glaubens in der Bedrängnis für unwesentlich erklärten. Hiergegen haben sich die großen Kirchenväter immer aufs heftigste gewehrt. Niemand mehr als Tertullian und Origenes. Durch den letzteren erfahren wir auch, durch welchen geradezu jesuitischen Kniff die bangen Christen, übrigens dazu von den Heiden selbst getrieben (vgl. Abschnitt V), sich vor sich selbst zu rechtfertigen suchten. Sie meinten, sie könnten die Götter, einen Zeus, Helios, Apollon gern anrufen, wenn sie nur dabei des höchsten Gottes gedächten; denn diese Worte seien ja willkürlich gebildet und ständen in keinem natürlichen Verhältnisse zu den Dingen. Das nennt Origenes mit berechtigter Energie einen Sophismus.

Die kurze Regierung des Arabers Philippus bedeutete die Ruhe vor dem Sturme. Man hat diesen Orientalen des öfteren im christlichen Lager für einen Glaubensgenossen gehalten. Aber schwerlich mit Recht, so milde er auch den Christen gegenüber verfuhr. Unter ihm vollzog sich das tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom; ein solches Fest, ein Dankfest für die Huld der Götter, die die gottesfürchtige Nation der Römer zur ersten der Erde gemacht, bannte notwendig den ersten Mann des Staates in die Schranken der nationalen Religion. Nach ihm aber setzt dann die erste systematische, allgemeine Verfolgung ein; sie heftet sich an den furchtbaren Namen des Decius. Decius war der Gegenkaiser des Philippus; er hat nur zwei Jahre regiert, aber in diesen zwei Jahren einen bis dahin noch nicht erlebten Fanatismus gegen die Christen entwickelt. Die Statthalter bekamen den Befehl, in ihren Sprengeln die Christen zum nationalen Kultus zu zwingen. Diese erhielten einen Termin, bis zu welchem sie ihren Beitritt zur alten Religion kundzugeben hatten. Flohen sie, so ward ihr Vermögen konfisziert; blieben sie, so wurde ihnen der Prozeß gemacht, der mit der Strafe der Verbannung und der Einziehung des Vermögens oder auch mit der wohl sehr häufigen Todesstrafe enden konnte.

Die Berichte von dieser Verfolgung reden diesem Schrecken zufolge mehr noch als die Darstellungen früherer Heimsuchungen vom Abfalle gar vieler Christen. Die Behörden stellten über das vollzogene Opfer einen Schein aus; ein solches Dokument ist uns vor einigen Jahren durch die Erde Ägyptens wiedergeschenkt worden.

Es handelt sich um einen Christen, Aurelius Diogenes, aus dem Dorfe „Alexanders Insel", der an die zur Aufsicht über die Opfer bestimmten Beamten eine Schrift einreicht. Er macht eine Personalbeschreibung von sich selbst und bekennt dann von sich: „Ich habe stets den Göttern fleißig geopfert und auch jetzt nach den (kaiserlichen) Verordnungen in euerer Gegenwart geopfert, (getrunken,) und von dem Opfer (gegessen) und bitte euch das hier unten zu bescheinigen. Lebt wohl. Ich, Aurelius Diogenes, habe es eingereicht." — Nun folgt gleich die Bescheinigung der Behörde: „Daß Aurelius geopfert hat, habe ich bescheinigt. Im (1.) Jahre des Imperators Cäsar Gaius Messius Quintus Traianus Decius, des Frommen, Glücklichen, Erhabenen; am 26. Juni." Ein solcher Fetzen Papyrus, eine derartige Bescheinigung ist wertvoller als bewegliche Klagen rhetorischer Kirchenväter über die Strenge der Verfolgung, als bluttriefende Märtyrerakten. Mit Augenblickes Schnelle enthüllt sich uns das Bild der Verfolgung; wir sehen den ganzen bureaukratischen Apparat arbeiten, erkennen seine vorzügliche Organisation, die bis hinein in die Dörfer Ägyptens seine amtliche Hand streckt, und erkennen auch den Abfall der Christen. Ergänzend tritt dazu der Bericht des Kirchenvaters Cyprianus. Er ist entrüstet über die Schnelligkeit, mit der die Christen zum Opfer vor den heidnischen Göttern bereit waren. Schon vor dem Gewaltakte taten sie den Willen der Behörde, ja, sie veranlaßten von vornherein ihre Kinder, an dem Opfer teilzunehmen. Viele, meint Cyprian, haben es nur getan, um ihr Geld vor Konfiskation zu bewahren. Milde verdienen nur die, die der Marter nicht widerstehen konnten. Von allen anderen aber verlangt der Kirchenvater strenge Buße, ehe sie wieder in die Kirche aufgenommen werden können. — In der Verfolgung des Decius war Cyprian selbst geflohen. Man beurteilte seine Handlungsweise natürlich herb. Aber der Kirchenvater glaubte seiner ohne ihn führerlosen Gemeinde diese Selbsterhaltung schuldig zu sein. In der bald darauf neu eintretenden allgemeinen Verfolgung der Kirche unter dem Kaiser Valerian, der auch die Christen, die sich früher zu ihrem Glauben bekannt hatten, strafte, ist denn auch Cyprian zum Märtyrer geworden.

Zum drittenmal erhob sich der Staat in seiner ganzen Machtfülle gegen die Christen, als der große Umgestalter

des Reiches, Diokletian, die Zügel der Regierung führte. Die Kirchen sollten zerstört werden, die Literatur der Christen vernichtet, jeder christliche Sklave sollte durch seinen Glauben die Anwartschaft auf die Freiheit verlieren. Ein Edikt folgte dem anderen, das letzte befahl samt und sonders alle Christen zum Opfer zu treiben. Damals hat namentlich Ägypten Entsetzliches erlitten. Doch der kaiserliche Vorfechter des nationalen Kultes scheiterte an seiner Aufgabe; so populär auch sein Vorgehen noch war, so energisch ihn die heidnische Literatur unterstützte, er hätte die eine Hälfte seiner Untertanen von der anderen totschlagen lassen müssen. Es war der letzte gewaltige Versuch des Heidentums, den Sieg der Christen zu hindern; zehn Jahre danach erscheint im Jahre 313 das große Mailänder Toleranzedikt des Constantinus und Licinius. Damit war der äußere Kampf im wesentlichen zu Ende; bald konnte es geschehen, daß ein Buch, das unter dem Namen des Laktanz existiert, die Todesarten aller Verfolger aufs gehässigste darstellte, daß endlich ein christlicher Eiferer die Söhne des Constantin zu Heidenverfolgungen aufrief. Die kurze Reaktion des Julianus Apostata brachte zwar alle Leidenschaften des heißen, zweihundertjährigen Kampfes wieder zum Ausbruch, aber der Streit beschränkte sich im wesentlichen auf einen Kampf der Geister: ein im ganzen viel unerfreulicheres Schauspiel als damals, wo die Märtyrer auf Befehl des Prokonsuls zum Tode schritten.

Betrachten wir nun noch einmal diese ganze große Entwickelung, so gilt es die Nüchternheit unseres Blickes nicht durch die Rosawolken des Enthusiasmus trüben zu lassen. Das Blut der Märtyrer, so heißt es in der katholischen Kirche und zumeist auch bei den Protestanten, hat den Bau der Kirche gekittet; der Wille Gottes hat sich wie immer mächtiger als der Wille menschlicher Bosheit erwiesen. Sicher ist, daß ohne die Verfolgungen die Kirche dieses Wachstum nicht hätte zeitigen können. Jede Überzeugung wird durch eine Feuerprobe geläutert und gestärkt. Aber es gibt allerhand Feuerproben. Ist ihre Dauer gar zu lang und hört der Henker nicht auf, zu schüren, so schmilzt das härteste, das edelste Metall. Man hat ebenso nüchtern wie wahr gesagt: Ideen lebten in Köpfen; schlüge man die Köpfe ab, so existierten die Ideen nicht mehr. Eine stetige jahrhundertelange, nur auf das eine Ziel der Ausrottung aller Andersdenkenden gerichtete, scharfe, konsequente

Überwachung hätte das Christentum zuletzt doch ruiniert. Wir sehen ja doch, was die Inquisition mit ihrer eisernen Konsequenz, gestützt auf ein von Fanatismus dumpf glühendes Volk, aus Spanien hat machen können; hier hat wirklich das System, weil es erstaunlich gut und lange arbeitete, gesiegt. Aber hier war auch gegenüber der Begeisterung eines neuen Glaubens ein Gegenfanatismus vorhanden. Der fehlte in der alten Welt, denn der Haß gegen die Christen war nichts Positives. Die einzelnen Vorstöße der Statthalter stifteten nur teilweise Schaden, die letzten Frontangriffe der Kaiser kamen zu spät. So verlor die römische Religion und mit ihr der Staat sein Spiel, nicht sowohl durch den Gegner überwunden, als durch eigene Schuld. Für uns aber ist dies Schauspiel trotz der Abscheulichkeit der Christenverfolgungen und der Greuel, die dabei geschehen, doch alles in allem genommen noch weniger entsetzlich als die Vorgänge späterer Zeit, als das fortgesetzte Verfolgungssystem, das Jahr für Jahr der christlichen Ära unter Gottes freiem Himmel zu seiner Ehre die Scheiterhaufen flammen ließ, geschürt durch Christen zur Vernichtung von Christen.

IV. Die literariſchen Kämpfe mit den Griechen und Römern.

1. Erſte Waffengänge.

Es hat keine Bewegung der Geiſter gegeben, die mit gleicher Kraftentwickelung nach ſo verſchiedenen Seiten Front gemacht hat wie das Chriſtentum. Wir lernten die Apokalypſen und Sibyllen kennen, ihre kühnen Angriffe gegen Babel-Rom, wir werden uns nun mit den philoſophiſchen Schriften gegen das Heidentum, d. h. weſentlich gegen die Vertreter der griechiſchen Weltanſchauung, zu befaſſen haben und in unſerem letzten Kapitel ſehen, daß neben dem Kampfe gegen den römiſchen Staat auch noch ein Vernichtungskampf im Innern, gegen ſektiereriſches Weſen geführt worden iſt: ſo bewies ſich die Chriſtengemeinde gegenüber der übrigen Welt allerdings als das, wofür ſie ſich, ihrer Beſtimmung ſicher, ſchon frühe ausgegeben hat, als ein neues Volk. Und wie ein rein defenſiver Sieg eigentlich gar keiner iſt, ſo hat auch das Chriſtentum den Kampf auf der ganzen Linie faſt nur als Angriff geführt. Das ſoll uns auch wieder dieſes wie die zwei nächſten Kapitel lehren.

Die erſten Kämpfe beſtand die junge Lehre mit dem Judentume: der erſte Märtyrer war Stephanus, einer der hitzigſten Verfolger Paulus, der Neroniſche Chriſtenmord war, wie bemerkt, wahrſcheinlich von Juden inſpiriert, und noch aus ſpäterer Zeit liegen uns Akten einer chriſtlichen Auseinanderſetzung mit dem Judentume vor, alſo daß einer der ſchärfſten Angreifer des Chriſtentums, der Platoniker Celſus, im Eingange ſeiner Streitſchrift noch einen Juden als fingierten Eklaireur voranſendet, um den Kampf auf dieſe Weiſe einzuleiten.* Aber gleichzeitig beginnt auch, ſo jugendfriſch regt ſich

* Die ſchon in den Evangelien hervortretende apologetiſche Tendenz berühre ich hier natürlich nicht.

die Kraft der neuen Lehre, der Kampf mit den Griechen und Römern. Freilich ist dieser nicht etwas ganz Neues; auch die Juden hatten sich schon gegen die Kritik des Heidentums wehren müssen. Die allegorische Schrifterklärung, wie später jüdische Gelehrte sie übten, ist ein Verteidigungsmittel gegen die heidnische Kritik an der Bibel. Aber wir besitzen außerdem auch Schriften, die sich direkter, unmittelbarer, positiver gegen das Heidentum wenden, Traktate des edlen Denkers Philo und eine Apologie des bekannten Historikers Josephus. Philo ist, wie wir früher (S. 14) bemerkten, ganz von hellenischer Anschauungsweise durchdrungen, eine tiefe, ernste Persönlichkeit, kein Eiferer, so voll er sich des Gottesbewußtseins fühlt, so töricht er die Griechengötter findet; er will hinleiten zu einem beschaulichen Leben, in einer bestimmten jüdischen Sekte scheint er die Verwirklichung des Ideals gefunden zu haben. Aber er ist ein Apostel der Theorie, kein flammender Redner. Ihm zur Seite steht der grundverschiedene Josephus, ein Mensch voll von allgemein menschlichen, spezifisch jüdischen, ja man darf auch noch sagen: spezifisch griechischen Fehlern. Er ist im großen Judenkriege Vespasians zur rechten Zeit für seine persönliche Sicherheit zum Landesfeinde abgeschwenkt und ins Lager der Flavier, denen er dann mit der Leidenschaft des Renegaten diente, übergegangen. Aber die Sache seines Volkes lag ihm gleichwohl am Herzen, und da die starke jüdische Propaganda im Römerreiche stets viele und energische Feinde fand, die mit scharfer Feder die Anmaßung der Juden bekämpften, so wandte er sich in einer Streitschrift gegen eine Anzahl dieser Autoren, um nachzuweisen, daß es nie in der Welt ein gerechteres, klügeres, bedeutenderes Volk als die Juden gegeben habe, daß sie in jeglicher Kultur von jeher den Griechen — diese sind ja der Hauptfeind — überlegen gewesen seien. Seine Polemik, so interessant sie für den Historiker ist, bleibt bis zuletzt, untermischt mit ekelhaften persönlichen Ausfällen, unerfreulich, ja widerwärtig: eine hochmütige, saftlose Propagandaschrift. Welch wunderbaren, erfrischenden Gegensatz bildet nun dazu das erste polemische Auftreten des Christentums. Es ist derselbe Kontrast wie der zwischen jener traurigen jüdischen Apokalypse (vgl. S. 23. 30), die auf den rauchenden Trümmern des zerstörten Jerusalems mit Gott Zwiesprache hält, und den Trompetenstößen der Apokalypse des Johannes; aus dem Denkstübchen eines

Philo, vom galligen Tintenfasse des Josephus scheinen wir plötzlich an einen der heiligsten Plätze des Altertums durch den Odem der Geschichte versetzt zu werden, auf den Areopag von Athen, und vor uns steht Paulus und predigt von dem unbekannten Gotte und gegen die Götzen. Statt der Decke der Schreibstube der blaue attische Himmel über ihm, statt der Feder in der Hand das lebendige Wort in seinem Munde; zu seinen Füßen ungläubig lächelnde Epikureer und Stoiker, in seinem Herzen die Siegesgewißheit des Glaubens. Und doch: auch dies alles ist kaum je so Wirklichkeit gewesen, auch diese Darstellung ist nur ein Erzeugnis der Literatur. Aber das gilt hier gleich; in höherem Sinne, hat man neuerdings schön gesagt, ist Pauli Predigt in Athen voll geschichtlicher Wahrheit. Seine Gedanken, daß die Griechen doch schon Gott geahnt hätten, daß aber dieser Gott nicht in Tempeln von Händen gemacht wohne, daß Gott nach den Zeiten der Unwissenheit den Menschen ansagen läßt Buße zu tun, der Hinweis endlich auf das Gericht und die Totenerweckung, dies alles enthält im Kerne die Ideen der späteren Apologetik. Und es ist ein zukunftbestimmendes Programm. Denn wie die Apologetik ihrem eigentlichen strengen Wortsinne, der Schriftstellerei der Verteidigung, nur zum allergeringsten Teile entspricht, sondern fast durchweg Angriff ist, eben weil sie sich als Vorkämpferin eines neuen Glaubens, eines neuen Volkes fühlt, so ist Pauli Predigt ein direkter Vorstoß mitten ins Lager der Gegner, gerade los auf ihr Feldherrnzelt, auf das philosophische Athen. Und daß die Philosophen wesentlich an der Totenauferweckung Anstoß nehmen, entspricht absolut dem antik heidnischen Fühlen, gegen dieses Dogma hat sich das Heidentum am längsten und mit den schärfsten Mitteln gewehrt. So ist Pauli Predigt gewissermaßen die ideale Zusammenfassung aller jener ersten Auseinandersetzungen mit dem Griechentum in einer Person, in der Person des Heidenapostels Paulus; sie bleibt das Präludium der ganzen christlichen Apologetik.

Dieser Darstellung tritt mit der Zeit eine apokryphe Schrift zur Seite, die aber an Ursprünglichkeit weit hinter ihr zurückbleibt. Das ist die sogenannte Predigt des Petrus, die uns nur auszugsweise, im Zitate erhalten ist. Sie beginnt für uns mit dem Hinweise auf den einen Gott: „So erkennet denn nun, daß nur ein Gott ist, der den Anfang von allem gemacht hat und auch die Macht über das Ende hat, und der unsichtbar

iſt und doch alles ſieht, der nicht umfaßt wird und doch alles umfaßt, der nichts bedarf und deſſen alles bedarf, durch den alles iſt. Er iſt unbegreiflich, ewig, unvergänglich, ungemacht, er ſelbſt hat alles gemacht durch das Wort ſeiner Kraft. — Dieſen Gott nun verehret nicht nach der Griechen Art; denn ſie laſſen ſich von Unwiſſenheit leiten und verſtehen Gott nicht gleich euch nach euerer vollkommenen Erkenntnis, und ſie machen ſich von dem, worüber er ihnen Macht zur Benutzung gegeben, ein Bild, von Holz, Stein, Erz, Eiſen, Silber und Gold, und ſtellen, was der Materie unterworfen war, aus ſolchem Stoffe und Gebrauch, auf und verehren es, und was Gott ihnen zur Speiſe gegeben hat, die Vögel der Luft und die Fiſche des Meeres und das Gewürm auf dem Lande und die Tiere mit dem vierfüßigen Vieh des Ackers, Wieſel und Mäuſe, Katzen und Hunde und Affen (verehren ſie); und die eigenen Speiſen opfern ſie als Opfer Tieren, die auch verzehrt werden, und Totes bringen ſie den Toten dar, als ob dieſe Götter wären, und ſo erweiſen ſie ſich Gott gegenüber undankbar, denn damit leugnen ſie, daß er ſei. — Und verehret Gott nicht nach der Juden Weiſe, denn auch jene glauben allein Gott zu erkennen und verſtehen es doch nicht, indem ſie den Engeln und Erzengeln, dem Monat und dem Monde dienen. Und ſcheint der Mond nicht, ſo feiern ſie nicht den Sabbat, den ſie den erſten nennen, noch das Feſt der ungeſäuerten Brote, noch den großen Tag." — Dieſes Stück läßt uns zwei Dinge nacheinander erkennen: zuerſt die Abhängigkeit von der griechiſchen Polemik, die zu ihrem Inventar jederzeit den Spott auf die ägyptiſche Tierverehrung zählte (vgl. S. 12) und im engſten Zuſammenhange damit das Unvermögen ſchriftſtelleriſcher Darſtellungsweiſe. Denn die Behandlung des ägyptiſchen Beſtienkultus iſt ohne jeden Zuſammenhang der Polemik gegen die Griechengötzen angeſchloſſen, ſo daß wir erkennen, unſer Autor findet ſich auf dieſem Gebiete noch nicht ganz zurecht.

Dieſe Hilfloſigkeit in gewiſſem Sinne bleibt auch noch für die Folgezeit beſtehen; es hat etwas direkt Rührendes, die noch ungewiſſen Tritte des alten Chriſtentums auf dem Gebiete deſſen, was man damals Philoſophie nannte, zu ſehen. Denn die Chriſten geben ſich, ſo energiſch ſie ſich gegen die griechiſche Philoſophie wenden müſſen, doch vielfach auch für Philoſophen aus, einerſeits weil die literariſche Gewohnheit des Altertums

dieſe Klaſſifikation notwendig machte, anderſeits weil ſie doch oft genug auch eine gewiſſe Abhängigkeit von der helleniſchen Philoſophie fühlen mochten. Sie durften es jedenfalls mit demſelben Rechte, wie ſo viele Wanderphiloſophen, die damals oft in recht fragwürdiger Geſtalt und von befremdlichem Äußeren in der Welt herumliefen und ſich den erhabenen Namen Philoſophen beilegten. Und doch iſt und bleibt das Verhältnis der Chriſten zur Philoſophie ein recht unklares. Die heidniſche Bildung, die ganze ſie umgebende Welt drückt ihnen für den Streit mit dem heidniſchen Kultus durchaus dieſelben Waffen in die Hände, wie ſie damals und ſchon vor Jahrhunderten von den Philoſophen verwendet wurden, aber dieſer Streit iſt doch nur Negation, die poſitive Verkündigung ihrer eigenen Lehre aber iſt Religion, nicht aus dem denkenden Geiſte entſtanden, ſondern aus den heiligſten Schauern des gottdurchbebten Gemütes heraus empfangen und geboren, iſt Religion, aber nie Philoſophie. Darum gibt es auch mehrere unter den Chriſten, die nichts von den Philoſophen wiſſen wollen und ſie heftig, ſogar unflätig verhöhnen. Ja, ſelbſt die Perſon des Sokrates bleibt manchem Chriſten nicht heilig. Die meiſten erkennen, daß man mit ihm rechnen muß, viele erblicken in ihm eine Art Vorahnung des Chriſtentums, aber, weil er im letzten Grunde dem Chriſtentum und der Abſolutheit ſeiner Forderungen an den Menſchen doch nicht genügen kann, ſo ſuchen ſie allerhand Fehler in ihm zu entdecken, und ſchließlich hat man ihn nicht minder wie die anderen Philoſophen verläſtert. In ſpäteren Zeiten, als das Chriſtentum immer mehr auch die gebildeten Kreiſe ergriff, hat ſich denn eine eigene chriſtliche Philoſophie herausgebildet, die ganz ſicher der Religion in ihrem köſtlichſten Kerne Zwang antat durch die Spitzfindigkeiten des helleniſchen Geiſtes. Das hat der Religion an ſich damals wie ſtets geſchadet.

In der älteren Zeit aber ſind wir glücklicherweiſe noch nicht ſo weit, da haben wir einige wackere, einfache Leute, die ſich zwar Philoſophen nennen und ſich abmühen, philoſophiſch zu denken, aber doch in unſerem Sinne dieſen Namen mit Recht nicht führen dürfen. Der älteſte erhaltene dieſer Streiter, der, wie wir ſchon ſagten, nicht ganz mit Recht ſogenannten Apologeten, iſt der vor etwa 14 Jahren entdeckte Ariſtides, der ſich ſelbſt einen Philoſophen von Athen nennt. Die Apologie iſt gerichtet an den Kaiſer Antoninus Pius, einen wenig ener-

giſchen, nicht mehr jungen Mann, der die Schrift, wenn ſie überhaupt je in ſeine Hände gelangt iſt, wohl einfach zu den Akten gelegt haben wird. Hat er ſie aber doch vorgenommen, ſo wird er wohl nach den erſten Seiten nicht gerade munterer geworden ſein, als er ſchon war. Er als Mann der heidniſchen Bildung konnte auch kaum anders von dieſer Schrift berührt werden, die mit der alltäglichſten Polemik gegen die falſchen Götter und die Götzen des Griechentums begann: derartiges mochte er oft bei den Philoſophen des Tages gefunden haben. Wir aber denken und empfinden heutzutage ganz anders. Für uns iſt's eine köſtliche Urkunde, ein, wie ich eben ſchon ſagte, rührendes Dokument für die Geſchichte dieſer Streitliteratur. Der Autor ſteht in dem erſten polemiſchen Teile ganz unter dem Banne der Tradition, er bringt, oft mit großem Ungeſchick der Darſtellung, faſt nur ganz alltägliche Gedanken zum Ausdruck, die damals in der Luft lagen. Sie ſind ihm etwas Fremdes, äußerlich Angeeignetes, aber er iſt von ihrer Wahrheit, weil ſie ihm überliefert ſind, durchdrungen und wiederholt ſie daher gern, damit ſie ſich recht einprägen, ja, es iſt faſt, als ob er ſie ſelbſt noch für ſich repetierte. So iſt er trotz ſeines Philoſophennamens hier noch ein abſoluter Anfänger, aber gerade dies hat etwas Bewegliches und macht ihn uns intereſſanter als manchen geſchickten Autor und Literaten der Folgezeit. Seine Apologie beginnt nun auf gut ſtoiſche Weiſe: „Ich, o Kaiſer, kam durch die Vorſehung Gottes in die Welt. Und da ich betrachtete den Himmel und die Erde und das Meer, die Sonne, den Mond und alles andere, ſtaunte ich über die Ordnung dieſer Dinge. Ich begriff aber, daß dieſe Welt und alles in ihr durch die Notwendigkeit bewegt wird, und ſah ein, daß, der ſie bewegte und beherrſchte, Gott ſei, der da iſt verborgen in ihnen und bedeckt von ihnen; denn alles, was bewegt, iſt ſtärker als was beherrſcht wird." Ein Eindringen in dieſe letzten Gründe aber lehnt Ariſtides ab, denn Gott könne von niemand erfaßt werden: „Ich ſage aber, daß Gott iſt unerzeugt, ungemacht, daß er von niemandem umfaßt wird, ſondern ſelbſt alles umfaßt, ohne Anfang und Ende, unvergänglich, unſterblich, vollkommen und unbegreiflich. Vollkommen aber ... bedeutet dieſes, daß in ihm nicht ein Mangel iſt, und nicht iſt er irgendeines Dinges bedürftig, aber alles iſt ſeiner bedürftig. Und daß ich ſagte, daß er ohne

Anfang sei, bedeutet, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende hat, und was ein Ende hat, ist auflösbar. Einen Namen hat er nicht, denn alles, was einen Namen hat, ist Genosse der Kreatur. Eine Gestalt hat er nicht, auch nicht Zusammensetzung von Gliedern; denn wer diese besitzt, ist Genosse der geschaffenen Dinge." Und so geht es weiter, Gott wird nach älterem Vorgange durch rein negative Wesensbezeichnungen charakterisiert. Danach scheidet der Autor drei Geschlechter von Menschen im Hinblick auf die Religion: die Anbeter der Heidengötter, die Juden und die Christen. Er zeigt nun, wie die Heiden alle in die Irre gegangen seien, die Verehrer der Elemente und Gestirne nicht minder wie die der poetischen Griechengötter, zeigt das auf eine sehr ermüdende Weise, deren Grundrefrain immer derselbe bleibt, daß diese Gegenstände der Verehrung entweder veränderlich seien oder bestimmten Gesetzen unterworfen oder endlich sich selbst nicht zu helfen vermöchten. So heißt es z. B. von der Sonne, sie könne nicht Gott sein, denn sie bewege sich nach einem gewissen Zwange, habe bestimmte Pflichten, ließe sich in ihrem Laufe berechnen und entbehre ganz des eigenen Willens. Mit besonderer Schärfe geht Aristides dann gerade wie die jüdischen Literaten gegen die hochmütigen Griechen vor, die da sich weise dünken und doch schlimmer als die Barbaren, z. B. also die Anbeter der Sonne geirrt haben. Ihre Mythen und religiösen Vorstellungen werden nach bekanntem Schema zerpflückt, und der Apologet hält den Gegnern vor, wie sehr eine solch sündige Gesellschaft gleich den Olympiern geeignet sei, jegliche Sitte und Tugend durch ihr schlechtes Beispiel zu untergraben: auch dieser Vorwurf ist ganz nach griechischem Muster. Besonders schwelgt der Autor natürlich in den Sünden des Zeus und entrollt eine jener langen Leporelloliſten, auf denen alle die Ehebrüche des Götterkönigs verzeichnet waren. Greifen wir zur Charakteristik noch einiges heraus, den Abschnitt z. B. über Apollon und Artemis: „Und nach diesem führen sie einen anderen Gott ein und nennen ihn Apollon. Und sie sagen von ihm, daß er sei eifersüchtig und veränderlich und bald einen Bogen und Köcher hält, bald aber eine Kithara und ein Plektron, und er weissagt den Menschen, damit er von ihnen Lohn empfange. Ist denn nun des Lohnes bedürftig dieser Gott? Es ist schimpflich, daß dies alles gefunden wird in

einem Gott. — Und nach ihm führen sie ein Artemis, eine Göttin, die Schwester des Apollon, und sagen, daß sie eine Jägerin gewesen ist und einen Bogen und Pfeile trug und auf den Bergen umherstreifte, die Hunde führend, um entweder die Hirsche zu jagen oder Wildeber. Es ist schimpflich, daß ein jungfräuliches Mädchen allein umherstreift auf den Bergen und auf Tiere Jagd macht. Und deswegen ist es nicht möglich, daß Artemis eine Göttin sei." So geht es weiter bei jedem Gotte; ich denke, wir haben einen Begriff bekommen von der Eintönigkeit und dem Mangel an Originalität. Dieselbe Schwäche bekundet denn auch die nachfolgende Behandlung des ägyptischen Tierkultes, die wir als zum Inventar dieser Literatur gehörig schon kennen gelernt haben.

Aber nun setzt das Neue, das Erquickende ein. Nach einer kurzen Besprechung der jüdischen Religion, deren Anhängern der Christ das Lob vollkommenerer Gotteserkenntnis und großer Nächstenliebe nicht verweigert, geht er mit tiefer Wärme und überzeugender Kraft zu den Christen über, von deren Leben er eine eingehende Schilderung entwirft. Sie enthält gewissermaßen gegenüber den vielfachen moralischen Vorschriften des alten Christentums, gegenüber dem Soll das Haben der Christen und sticht in wohltuendster Weise ab von dem unerträglichen Selbstlobe der Juden in ihren apologetischen Schriften; denn alles, was hier zum Preise christlicher Sitte und Zucht gesagt wird, wird uns von anderer Seite, darunter auch heidnischer bestätigt. „Sie treiben", heißt es also, „nicht Ehebruch ... und geben nicht falsches Zeugnis ab und reißen nicht ein Depositum an sich, und nicht gelüstet sie nach dem, was ihnen nicht gehört; sie ehren Vater und Mutter, und denen, welche ihnen nahe sind, erweisen sie Gutes, und sie richten in Gerechtigkeit. Und die Götzen nach dem Bilde der Menschen beten sie nicht an, und etwas, was sie nicht wollen, daß es ihnen andere tun, tun sie nicht jemand an, und von der Speise der Götzenopfer essen sie nicht, denn sie sind rein, und denen, welche sie bedrücken, reden sie zu und machen sie zu ihren Freunden, und ihren Feinden tun sie Gutes. Und ihre Weiber sind rein, o Kaiser, wie Jungfrauen und ihre Töchter sanftmütig und ihre Männer enthalten sich von ... aller Unreinigkeit wegen der Hoffnung der zukünftigen Vergeltung, die bevorsteht in der anderen Welt. Die Knechte aber und Mägde oder die Kinder,

wenn einzelne von ihnen welche haben, unterweiſen ſie, daß ſie Chriſten werden, wegen der Liebe, die ſie zu ihnen haben. Und wenn ſie es geworden ſind, nennen ſie ſie Brüder ohne Unterſchied. Die fremden Götter beten ſie nicht an und in aller Demut und Güte wandeln ſie und Lüge wird nicht bei ihnen gefunden. Und ſie lieben einander und von den Witwen wenden ſie nicht ab ihre Aufmerkſamkeit und die Waiſe befreien ſie von dem, der ſie vergewaltigt, und der, welcher hat, gibt dem, der nicht hat, ohne Neid, und wenn ſie einen Fremdling ſehen, ſo bringen ſie ihn in ihre Wohnungen und freuen ſich über ihn wie einen wahren Bruder, denn nicht nennen ſie Brüder, die es im Leibe ſind, ſondern Brüder, die es im Geiſte und in Gott ſind. So oft aber einer von ihren Armen aus der Welt geht und ihn irgendeiner von ihnen ſieht, ſo nimmt er ſich nach Kräften ſeines Begräbniſſes an. Und wenn ſie hören, daß einer von ihnen gefangen iſt oder bedrückt wegen des Namens ihres Meſſias, ſo nehmen ſie ſich alle ſeiner Notdurft an, und wenn es möglich iſt, daß er befreit werde, ſo befreien ſie ihn. — Und wenn bei ihnen jemand iſt, der bedürftig und arm iſt, und ſie nicht überflüſſigen Bedarf haben, ſo faſten ſie zwei oder drei Tage, damit ſie den Armen erfüllen den Bedarf ihrer Nahrung ... An allen Morgen und zu allen Stunden, im Hinblick auf die Wohltaten Gottes gegen ſie, loben und preiſen ſie ihn, und in betreff ihrer Speiſe und in betreff ihres Trankes danken ſie ihm. Und wenn ein Gerechter unter ihnen aus dieſer Welt geht, ſo freuen ſie ſich und danken Gott und geleiten ſeinen Leichnam, als wenn er von einem Orte zu einem anderen reiſte. Und wenn einem von ihnen ein Kind geboren wird, ſo loben ſie Gott, und wenn es ſich wiederum ereignet und es in ſeiner Kindheit ſtirbt, ſo loben ſie Gott gewaltiglich, weil es durchſchritten hat die Welt ohne Sünden. Und wenn ſie wiederum ſehen, daß einer von ihnen geſtorben iſt in ſeiner Gottloſigkeit oder in ſeinen Sünden, ſo weinen ſie über dieſen bitterlich und ſeufzen als über einen, der im Begriff iſt zur Strafe zu gehen ... Und ſo vollenden ſie die Zeit ihres Lebens. Und weil ſie erkennen die Wohltaten Gottes gegen ſich, ſiehe, ſo dauern die Schönheiten, welche in der Welt ſind, fort ..." Nun wird der Kaiſer aufgefordert ſelbſt dieſe Schriften in die Hand zu nehmen; dann werde er erkennen, daß Ariſtides nicht der Anwalt der neuen Lehre ſei,

sondern aus unmittelbarem Drange so habe reden müssen, weil er die christlichen Schriften gelesen und auch die Weissagungen darin bestätigt gefunden habe, mit anderen Worten, weil er bis vor kurzem selbst noch Heide gewesen sei. Noch einmal betont er stärker als zuvor, daß nur die Christen durch ihr Gebet die Existenz der Welt verbürgten, noch einmal wirft er einen Blick voll Abscheu auf die Griechen, ermahnt sie, alle Verleumdungen gegen die Christen aufzugeben und sich zu bekehren, und schließt dann, wie später so manche ähnliche christliche Schrift, mit dem Hinweise auf das kommende Gericht Gottes.

Diese alte Apologie, die wir als ein Ganzes durch einen glücklichen Zufall jetzt wieder in Händen halten dürfen, bleibt für viele, die ihr nachgefolgt sind, der Typus. Denn immer wieder, oft in recht ermüdender Breite und sehr unoriginell, kehrt der Kampf gegen die heidnischen Anschauungen, und nur der positive Teil, die Hervorhebung dessen, was die Christen nun wirklich leisten, spricht zu unserem Innern, wie es Aristides im zweiten Teile seiner Schrift getan. — Wir sehen nun in Aristides' Schrift das Christentum schon mitten im Kampfe gegen seine Feinde. Wenn der Apologet die Heiden auffordert, von ihren Verleumdungen abzustehen, so haben wir das törichte Gerede über die Christen, die Beschuldigungen wegen Gottlosigkeit, Kannibalismus und Unzucht schon kennen gelernt. Aber viele andere Angriffe, feinere, spitzigere hatten sich diesen plumpen, mehr demagogischen schon zugesellt. Zunächst scheint die Polemik der Gegner und zwar, wie bemerkt, nicht ohne heftige Anteilnahme der Juden an diesem Kampfe schon früh die Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion getroffen zu haben, man nennt ihn hilflos, schwach und wenig tapfer gegenüber seinen Feinden, man begreift nicht, daß der Sohn Gottes, wenn er es denn wirklich ist, sich nicht in seiner ganzen Herrlichkeit den Richtern gezeigt habe, man nennt ihn um seiner Wunder willen einen Zauberer. Dem entsprechen in der heidnischen Anschauung denn auch die Vorstellungen vom Christengotte. Wenn er wirklich ewig ist, so fragen die Heiden ähnlich wie früher die Epikureer ihre stoischen Gegner, wo war er dann vor der Erschaffung der Welt, was hat er damals getan? Außerdem, heißt es weiter, stellen sich die Christen Gott nicht minder menschlich vor wie die Griechen ihre eigenen Götter: wie kann man z. B. von Gottes Finger reden, wie daran denken,

daß Gott im Paradiese spazieren gegangen? Ist nun Christus nicht von Gott gegen seine Feinde geschützt worden, so sind es auch seine Nachfolger nicht; warum schützt Gott diese denn nicht vor der Ungerechtigkeit? Wenn diese sich nun aber, wie sie doch immer vorgeben, so sehr nach Gott und dem Tode sehnen, so sollten sie doch ein Ende machen und durch freiwilligen Tod zu Gott gehen. Und ferner, wenn Gott die Götzen und ihren Dienst wirklich haßt, so bleibt es doch sehr merkwürdig, daß er nicht eingreift, nicht die Götzendiener vernichtet. Im übrigen irren sich die Christen sehr über ihre Gegner; diese denken ja gar nicht daran, die Bilder selbst zu verehren, die Bilder sind nur ein Behelf für die menschliche Schwäche. Auch wissen Griechen und Römer sehr wohl, daß ein Gott die Welt regiert, aber gerade so wie der Cäsar viele hohe Beamte unter sich hat, so stehen viele Götter als Vollstrecker des höchsten Willens unter einem Gotte. Diese weiter anzubeten ist einfach Pflicht der Pietät. Mit der christlichen Lehre steht es auch gar nicht so, wie sie vorgeben, sie ist durchaus nicht einheitlich, sie spaltet sich in Sekten ebenso wie die Philosophie. Aber Philosophen sind die Christen doch nicht; denn was für eine obskure, ungebildete, lichtscheue Gesellschaft bilden sie doch! — Ein antiker Rhetor, übrigens einer der seichtesten Schwätzer, die es je gegeben, läßt an einer der ganz vereinzelten interessanten Stellen seiner langatmigen Reden sich dahin vernehmen, daß diese Leute, die einfach gar nichts seien, sich unterständen einen Demosthenes zu lästern, während man in jedem ihrer Worte mindestens einen Sprachschnitzer fände. Selbst verächtlich verachten sie andere, urteilen über andere, ohne sich selbst zu prüfen, rühmen sich der Tugend und üben sie nicht, predigen Enthaltsamkeit und sind lüstern. Berauben nennen sie Gemeinschaft üben, Mißgunst heißt bei ihnen Philosophie und die Armut Verachtung der Güter. Dabei erniedrigen sie sich in ihrer Habsucht. Unverschämtheit heißen sie Freiheit, Gehässigkeit Freimut, das Empfangen von Gaben Humanität. Wie die gottlosen Leute in Palästina benehmen sie sich ebenso kriechend wie frech. Sie haben sich in bestimmter Richtung von den Hellenen oder vielmehr von allen Guten losgesagt. Unfähig, zu irgendeinem nützlichen Ziele mitzuwirken, verstehen sie meisterlich, ein Haus zu unterwühlen und die Hausgenossen aneinander zu bringen. Kein Wort, kein Gedanke, keine Tat von ihnen hat Frucht

getragen. Sie nehmen nicht teil an der Veranſtaltung von Feſten und ſie ehren die Götter nicht. Sie ſitzen nicht im Rate der Städte, ſie tröſten nicht die Traurigen, verſöhnen nicht die Streitenden, ſie fördern weder die Jugend, noch jemand anders, ſie achten nicht auf die Form der Rede; aber ſie verkriechen ſich in die Winkel und reden da klug. Sie wagen ſich ſchon an die Beſten unter den Hellenen und ſie nennen ſich — Philoſophen, als ob eine Änderung des Namens für ſich allein etwas bedeutete und einen Therſites zu einem Hyacinthus oder Narciſſus machen könnte.

Auf dieſe Vorwürfe, die zum Teil nicht ungeſchickt waren, geben die Chriſten oft nur halbe und ausweichende Antwort. Es iſt überhaupt in dieſem Kampfe, der ſich durch Jahrhunderte hindurchzieht, Jahrhunderte hindurch die Argumente auf beiden Seiten nur langſam verändert, hier wie dort viel an gründlichen Mißverſtändniſſen geleiſtet worden, beide Parteien reden zumeiſt aneinander vorbei, weil ſie beide von ganz verſchiedenen Vorausſetzungen ausgehen. Gründe und Gegengründe entſcheiden überhaupt den Streit der Geiſter und Herzen niemals. Aber eine Reihe von Beſchuldigungen haben die Chriſten doch aus der Welt ſchaffen und durch ihr Leben widerlegen können. Die Wut der Heiden über die Zurückgezogenheit der Chriſten, ihr Winkelweſen äußert ſich in den bekannten, früher ſchon behandelten (S. 54) Anklagen. Da es nun in Rom damals die verſchiedenartigſten geheimen Gottesdienſte gab, die nach orientaliſcher Sitte in blutigen und wollüſtigen Vorſtellungen ſchwelgten, ſo konnten ſolche Anklagen einen gewiſſen Boden finden, um ſo mehr als eine große Gemeinſchaft von Chriſten, die ſogenannten Gnoſtiker, im Anſchluſſe an orientaliſche Myſterien, ſich ſonderbarer Symbole und Zauberformeln bediente. Darum nicht zuletzt hatte die eigentliche Kirche, wie wir noch ſehen werden, auch die Notwendigkeit erkannt, mit dieſen Sekten ein Ende zu machen. Hier iſt es nun den Chriſten mit der Zeit gelungen, die Feinde wirklich mundtot zu machen; die Entwickelung der Dinge ſelbſt half ihnen, die zunehmende Öffentlichkeit ihres Gottesdienſtes widerlegte dieſe Beſchuldigungen, und in ſpäteren Jahrhunderten iſt von ihnen denn auch nicht mehr die Rede.

Eine eingehende Betrachtung dieſes Geiſterkampfes lehrt uns nun, wie ſchon bemerkt, die übrigens in der Geſchichte aller Zeiten ſich ſtets wiederholende Tatſache kennen,

daß die Waffen dieses Streites so ziemlich dieselben bleiben, ja daß teilweise die Kämpfe der heidnischen Philosophie, der Stoiker, Epikureer und Skeptiker sich hier fortsetzen (vgl. S. 14). Aber aus dieser Tradition, deren ermüdendes Fortwuchern durch viele langweilige Traktate bezeugt wird, hebt sich doch immer wieder die menschliche Persönlichkeit heraus, die Kraft des Individuums, die aus der eigenen Brust andere Töne hervorzuholen vermag. Da steht denn vor uns die Persönlichkeit des Apologeten und Märtyrers Justin. Er war von heidnischen Eltern etwa um das Jahr 100 geboren. Er war zuerst Platoniker, sah, daß die Christen verleumdet wurden, und in der Anschauung ihres Todesmutes vor Gericht gewann er nach seinem eigenen Zeugnisse den festen Glauben, daß Verbrecher einen solchen Todesmut nicht haben könnten. Auch er hat voll von dem neugewonnenen Glauben eine Apologie an den römischen Kaiser Antoninus Pius etwa im Jahre 150 gerichtet. Aus dieser redet nun schon ein ganz anderer Geist als aus der erst behandelten Apologie des Aristides. Er wendet sich an den Kaiser und seine Mitregenten mit der nachdrücklichen Forderung, den Christen endlich Gerechtigkeit zu gewähren. Es genügte damals, wie früher bemerkt, da Christentum und Opferfeindschaft dasselbe waren, die Anklage auf christliches Bekenntnis überhaupt; gab jemand vor Gericht zu, daß er Christ sei, so wurde er verurteilt als Anhänger einer verbrecherischen Sekte, leugnete er, so war er frei, vorausgesetzt daß man seinem Zeugnisse nicht mißtraute. Geradeaus dringt nun der Apologet auf den Kaiser und seine Genossen ein: Ihr heißt, ruft er, Fromme und Philosophen und Diener der Gerechtigkeit, es wird sich aber zeigen, ob ihr's wirklich seid. Denn schmeicheln können wir nicht, wir sind nicht von Gefallsucht wie die Abergläubischen den Menschen gegenüber befangen. Uns kann nach unserer Überzeugung nichts Übles widerfahren, ihr habt die Macht uns zu töten, aber nicht uns zu schädigen. Wir verlangen Prüfung der Anklagepunkte und Bestrafung, wenn es sich so verhält, wie man sagt, im anderen Falle beleidigt ihr euch selbst aus Leidenschaft. Unser Name bedeutet nichts zur Sache; sind wir wirklich böse Menschen, so darf er uns nichts helfen, aber wenn unsere Handlungsweise gut ist, so darf der Name „Christen" an sich uns auch nicht schaden. Jeder Übeltäter hat das Recht auf Untersuchung seiner Sache, dasselbe verlangen auch wir

von euch. Euer bisheriges Verfahren ist das Werk böser Geister, böser Dämonen; sie waren zu der Zeit, da Sokrates vor seinen Richtern stand, tätig, sie treiben auch jetzt euch zu urteilslosem Vorgehen an. Gewiß gibt es auch böse Christen, die Verurteilung mit Recht gefunden haben, aber eben darum muß das Leben eines jeden Christen, der vor Gericht steht, geprüft und darf erst danach entschieden werden. Dies alles aber sagen wir nur euretwegen; denn wir könnten ja leugnen. Das aber sei ferne, wir streben nach dem ewigen Leben; ist dies ein Irrtum, so trifft er uns allein und niemanden anders.

Mit großer Kühnheit hat der Apologet gesprochen; aber er wagt noch mehr. Wir sind euch ja selbst, fährt er fort, Helfer zum Frieden, wenn wir meinen, böse Menschen könnten sich Gott nicht entziehen. Dächten alle Menschen an das Gericht, so würden sie besser werden. Sie sündigen aber, weil sie glauben, euch, den Sterblichen, sich zu entziehen. Sonst würden sie sich auch der schlechten Gedanken enthalten. Aber ihr fürchtet wohl solch eine allgemeine Gerechtigkeit, fürchtet, keine Gelegenheit zur Strafe zu haben. Das wäre Henker-, nicht Herrscherweise, das Werk böser Dämonen. Doch ihr wollt ja Frömmigkeit und Philosophie. Wenn ihr aber vor die Wahrheit das Herkommen setzt, so merket wohl, daß solche Herrscher so weit wie Räuber in der Wüste kommen. — Dann folgt eine Betrachtung der christlichen Tugenden und der Lehre, an der das Heidentum stets besonderen Anstoß nahm, der Lehre von der Auferstehung. Wie gering, ruft Justin, schätzen die Gottes Macht, die da sagen, man gehe zurück, woher man gekommen. Diese hätten doch gewiß auch nicht geglaubt, daß diese ganze Welt, so wie sie ist, habe entstehen können. Besser ist zu glauben, was der eigenen Natur und den Menschen unmöglich ist als gleich den anderen ungläubig zu sein. Wenn wir also großartiger denken als eure Philosophen, warum werden wir da gehaßt? —

Noch aber sucht der Apologet, der einen Sokrates hochstellt und die Philosophie schätzt, eine Art Vermittelung. Er entdeckt allerhand Bindeglieder zwischen den Griechen und Christus, auch in der Religion der Hellenen findet er verwandte Vorstellungen, so unendlich viel höher als die Moral des hellenischen Götterolymps auch die christliche Sittlichkeit steht. Christi Ankunft, ja sein ganzes Leben ist von den Propheten vorhergesagt worden.

Wir glauben daran und infolgedessen auch an das Gericht. Übrigens sagt Platon ja Ähnliches; alles eben, was die Griechen über diese Dinge erzählen, verdanken sie den Propheten; widersprechen sie sich jedoch, so liegt dies an ihrem mangelnden Verständnisse. So hat denn der Geist Gottes auch schon früher in den Menschen gewirkt, und keiner, der vor Christus in seinen Sünden gestorben ist, hat eine Entschuldigung. — Mit einer Lehre über alle die bösen Maßnahmen der Dämonen und einer interessanten Darlegung der Abendmahlsgebräuche schließt diese Apologie.

Es steht, so wenig künstlerisch disponiert die Schrift ist, ein nicht unbedeutender Mensch dahinter, ein Mann von unerschrockenstem Freimut, unbeugsamem Rechtsgefühl und doch eine Persönlichkeit, die eine gewisse Vermittelung für möglich hält. Aber eben daraus, daß eine milde Natur hier so kühne Worte spricht, erkennen wir die Kraft der ganzen Sache, die in dem einzelnen wirkt. — Eine ganz andere Persönlichkeit als der milde, hellenisch gebildete Justin ist nun der unerfreuliche, aber originelle Babylonier Tatian. In ihm dringt wieder einmal das der hellenischen Kultur feindliche Orientalentum hervor, das eigentlich immer gegrollt und nur mit Widerstreben hier und da mit dem übermächtigen griechischen Wesen paktiert hatte. Tatian ist ein Barbar und nennt sich voller Stolz so. Für ihn ist alle Wissenschaft und Kunst bei den Orientalen ursprünglich, die Griechen sind nur Nachahmer. Die hellenische Wohlredenheit ist eitel Schwindel, die Poesie der Griechen lasterhaft, ihre Philosophen sind Prasser, hochnäsig, albern, sie widersprechen sich untereinander, alle Wissenschaft ist überhaupt Geschwätz. Dagegen enthalten die sogenannten barbarischen Schriften in ihrer äußeren Einfachheit die ganze Wahrheit. — Ich übergehe hier natürlich Tatians Ausfälle gegen die griechischen Götter und alle diese landläufigen Themata. Der Barbar ist allerdings nicht stark genug in ihm, um überhaupt von der griechischen Kultur abzusehen, er bringt auch allerhand Notizen über griechische Statuen bei, aber es ist ihm nachgewiesen worden, daß er irgendeine ältere Scharteke über dies Thema exzerpiert hat und nicht einmal genau, gleichwohl besitzt er die Unverschämtheit zu behaupten, daß er die Bilder alle auf seinen Reisen gesehen habe. Entsprechend seiner orientalischen Vorliebe schließt er denn auch mit der Hervorhebung des Alters

der jüdiſchen Schriften gegenüber der jungen griechiſchen Kultur. Er iſt alſo wirklich ein Barbar, und nicht einmal ein ganz ehrlicher, aber man möchte ihn doch nicht miſſen; ein Menſch von ſo elementarem Inſtinkte des Haſſes gehört in das Bild der Zeit hinein.

So hebt ſich denn eine intereſſante Perſönlichkeit nach der anderen vor uns empor. Aber auch das Heidentum beſann ſich und ging zu ſyſtematiſcheren Angriffen vor. Auch hier zählen wir bedeutende Perſönlichkeiten, und wenn auch keine unter ihnen hinanragt zur Höhe ſo mancher chriſtlichen, eines Tertullian und Auguſtin, ſo ſind ihre Argumente doch ſo ſcharf und fein, daß ſie bis auf den heutigen Tag ihren Wert behalten haben.

2. Die Zeit Tertullians.

Der bekannte Satz, daß Bücher ihre eigenen Schickſale haben, beſtätigt ſich in weiteſter Ausdehnung auch auf dem Gebiete der chriſtlichen Literatur. Eine Anzahl der allerälteſten, alſo auch der wichtigſten Schriften iſt uns verloren gegangen, andere haben ſich, nachdem man ſie lange verloren geglaubt, wie durch ein Wunder wieder entdecken laſſen, und bei der großartigen Findertätigkeit der modernen Wiſſenſchaft, die ſchon die Suche nach alten Büchern zu einer Art Methode ausgeſtaltet hat, ſind die größten Überraſchungen noch immer zu erwarten. Nur in einem Falle indeſſen wird man gut tun, ſeine Hoffnungen etwas zu beſchränken, wenn es ſich nämlich um Bücher handelt, die von den Chriſten ſelbſt nach Kräften der Vergeſſenheit oder der Vernichtung preisgegeben worden ſind. Da haben die Chriſten mit großem Erfolge und guter Methode gearbeitet. Das gilt einerſeits von den häretiſchen Schriften, die ſich auch nur zu einem unbedeutenden Teil trotz größerer, neuerer Funde erhalten haben, und zweiteus von den Streitſchriften gegen das Chriſtentum überhaupt. Von dieſen letzteren iſt bisher noch keine dem ſonſt ſo ertragreichen ägyptiſchen Boden entſtiegen, und meines Erachtens iſt auch nicht viel Ausſicht darauf, daß dies je geſchehen wird. Dieſe Streitſchriften ſind uns nun freilich zu einem guten, ja man kann ſagen, in ihrem beſten Teile durch chriſtliche Gegenſchriften, von denen freilich auch manche verloren gegangen, erhalten worden. In ihrem beſten, in ihrem intereſſanteſten Teile:

denn es lag den Christen bei ihrer Bekämpfung natürlich besonders daran, die schlimmsten, gefährlichsten Sätze aus ihnen gründlich zu widerlegen. Immerhin aber ist eine solche Erhaltung durch die Zitate der Gegner doch nur fragmentarisch; manches, das uns heute besonders interessieren würde, mag doch bei dieser Polemik unter den Tisch gefallen sein. Gleichwohl wird *eins* aus den christlichen Gegenschriften ersichtlich: die Gegner haben, wie schon früher (S. 78) bemerkt, zwar oft die Heiden mißverstanden und noch häufiger ihre Argumente nur sehr schwach widerlegt, aber niemals, wie wir es noch kontrollieren können, ihren Wortlaut verdreht oder auch nur leise Umstellungen versucht. Ihre Ehrlichkeit steht also ganz außer Frage.

Auf diese Weise ist uns denn ein guter Teil der berühmten Schrift des Platonikers *Celsus* gegen das Christentum erhalten. Er nannte sie das „*wahre Wort*". Sie galt für so gefährlich, daß noch 60 bis 70 Jahre nach ihrem Erscheinen — sie mag nach der Meinung der besten Kenner zwischen 177 und 180 n. Chr. entstanden sein — der Kirchenvater *Origenes* sich auf Wunsch eines Freundes entschloß, sie in einem umfangreichen Werke zu bekämpfen. Er hat sich dazu recht wenig Zeit genommen, seine schnell arbeitende Feder setzte sich in Bewegung, ohne daß er selbst einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit dieses Christenfeindes gewonnen hatte. Das zeigt sich besonders in einem Falle. Er hatte irgendwie sich die Meinung gebildet, Celsus sei Epikureer gewesen. Unter dieser Voraussetzung beginnt er seine Gegenschrift. Aber im weiteren Verlaufe seiner Arbeit findet er zu seiner Verwunderung, daß der Feind gar nicht so epikureisch denke, sondern vielmehr dem Platonismus zuneige. Anstatt aber nun seine Schrift noch einmal daraufhin umzugestalten oder durchzusehen, läßt er ruhig stehen, was er unter falscher Voraussetzung geschrieben: die Sache hatte eben Eile und die Arbeit sollte schnell erscheinen. So sind wir denn noch heute imstande, nachzuweisen, daß der christliche Gegner einer *verlorenen* heidnischen Schrift recht flüchtig gearbeitet hat. Aber auch sonst hat Origenes' Buch zahlreiche Mängel. In mehr als einem Falle fühlt er, daß der Feind gar nicht so unrecht habe, und weiß sich dessen treffenden Argumenten nur mit sehr gewundenen Gegengründen zu entziehen. Um sich zu helfen, sagt er nun bei jeder Gelegenheit, Celsus sei ein Wirrkopf ersten Ranges; aber durch

Origenes selbst haben wir zumeist den besten Gegenbeweis in Händen.

Celsus hatte sich etwas besser auf sein Werk vorbereitet als sein späterer Gegner. Fern davon, den albernen Volksgerüchten über die Vertreter des neuen Glaubens sein Ohr zu leihen, hatte er sich durch gründliche Lektüre der christlichen Bücher, der Bibel, der häretischen Schriften und der Apologien Kunde von der Lehre wie vom Leben der Christen zu verschaffen gewußt. In dieser Rüstung trat er den Gegnern in den Weg. Ihm gilt es vor allem die Wahrheit; seinem kritischen Verstande widersteht das bedingungslose Glauben im Christenlager, der Ruf: prüfe nicht! ist ihm ein Greuel. Denn eben bei einer genauen Prüfung zerfällt dieser Glaube ja in ein Nichts. Und nun begibt sich Celsus, dessen Gedankengang ich hier übrigens nicht wiederherstellen will noch kann, sondern nur ungefähr skizziere, an eine Widerlegung, die man, trotzdem sie auch früher Gesagtes gelegentlich wiederholt, eine entschieden wissenschaftliche nennen muß, weil sie von großen Gesichtspunkten ausgeht; er arbeitet nach einer Methode, die immer wieder von den Gegnern des Christentums befolgt worden ist. Vor allen Dingen muß man, meint Celsus, nicht das Christentum als gesonderte Erscheinung betrachten, sondern ihm seine Stellung innerhalb der Religionen der ganzen Welt zuweisen. Denn es hat Analogien zu anderen Religionen und Kulten; von dem heidnischen Gotte Asklepios werden ähnliche Dinge wie von Christus erzählt, Mithras und seine Mysterien finden Vergleichspunkte im christlichen Kult, und auch die Jungfrauengeburt ist nichts Originelles, sondern Ähnliches gibt es auch bei den Griechen. Dann aber trenne man doch ja das Alte Testament und das Neue. Das Alte Testament berichtet eine Menge der unsittlichsten Geschichten: wie kann man nur ein solches Buch als Erbauungsbuch ansehen! Dazu verheißt Moses lauter zeitliche Güter, während Christus Liebe und Enthaltsamkeit predigt. Das Törichtste ist nun, diese Geschichten, wie Juden und Christen es vielfach tun, allegorisch zu deuten, das ist ein sehr unsicherer und schwankender Boden, ist nur ein Auskunftsmittel der Verlegenheit. Aber nun nehme man überhaupt einmal das Alte Testament. Wie kindlich ist da doch die Schöpfungsgeschichte, der Bericht über den Sündenfall! Wie kann vor der Erschaffung der Sonne schon von Schöpfungstagen die Rede sein, wie kann Gott ruhen, wie

weiter ſprechen, wie endlich ſogar Reue über ſein Werk empfinden? Dazu wird dem Teufel hier und in dem Neuen Teſtamente viel zu große Macht über die Welt eingeräumt. Auch braucht Gott gar keine Sintflut für die Menſchen; denn alle Elementarereigniſſe dienen der geſamten Welt, und es iſt ſehr töricht, wenn die Menſchen alles nur auf ſich beziehen wollen. Und dieſer Gott nun ſendet, wie aus einem langen Schlafe erwachend, ſeinen Geiſt in einen ſolchen Winkel der Welt, nach dieſem kleinen verachteten Paläſtina? Er weiß, daß ſein Sohn leiden, ja beſtraft werden ſoll, und tut es dennoch trotz dieſer Vorausſicht? Und wie ſoll man ſich denn den ganzen Vorgang vorſtellen? Gott kann ſich doch nicht in einen ſterblichen Leib verwandeln, es muß doch ein Scheinleib ſein, den er annimmt; dann aber iſt's doch eine Überliſtung der Menſchen. Mit den Prophezeiungen aber komme man niemandem. Die Weisſagungen des Alten Teſtaments können ebenſogut auf ganz andere Vorgänge paſſen: es iſt alles prophezeit, weil es geſchehen iſt, nicht geſchehen, weil es prophezeit worden. Iſt Chriſtus wirklich Gott, ſo konnte er nicht leiden, ſo mußte er Unterſtützung durch Gott finden; ein Gott ißt auch nicht. Dazu ſteht die Überlieferung von ſeinem Leben auf recht ſchwachen Füßen. Seine Genealogie iſt falſch, bei der Taufe war niemand zugegen, und von der Auferſtehung zeugen nur ein hyſteriſches Weib und irgendwelche Zaubergenoſſen. Auch iſt es ſehr merkwürdig, daß ein echter Gott bei ſeinem Auftreten gleich ſo viel Unglauben findet, daß ſeine Jünger nicht mit ihm, noch für ihn ſterben. Kannte der Verräter wie der Leugner Chriſtus als Gott, ſo hätten ſie ſich wohl geſcheut, ſo zu handeln, wie ſie getan. Und endlich iſt ja auch Pilatus für ſeine Tat nicht beſtraft worden. Aber auch ſonſt hilft Gott den Chriſten nicht: berufen ſich dieſe darauf, daß die Schändung eines Götterbildes durch chriſtliche Hand keine Strafe dieſes Gottes nach ſich ziehe, ſo gilt dasſelbe vom Chriſtengotte, auch er hilft ſeinen bedrängten Gläubigen nie aus ihren Nöten. So folgt daraus der Schluß, daß, wie Gott den Juden und Chriſten bisher nicht geholfen hat, auch ein chriſtliches Rom durch ihn keine Unterſtützung finden würde. — Alle dieſe Widerſprüche und Halbheiten haben übrigens die Chriſten ſelbſt gefühlt und vielfach die Tatſachen und Ausſprüche der Evangelien umgebogen und ihnen eine andere Form zu geben verſucht; andere wieder haben ein kabbaliſtiſches

Myſterienweſen aus dem Chriſtentum entwickelt, kurz, auch die Chriſten widerſprechen ſich gleich den heidniſchen Sekten, und demzufolge iſt die Wahrheit nicht bei ihnen. Es iſt eine merkwürdige und allem menſchlichen Gedeihen ins Geſicht ſchlagende Religion: andere Kulte verlangen Reinheit des Herzens, ſie rufen die Sünder und Unreinen; ſie bilden eine Geſellſchaft von heimlichen, ängſtlichen Gottesanbetern, die ſich vor Dämonen fürchten; entweder, ruft Celſus, gebt die Welt ganz auf, oder ihr nehmt an allem teil, was uns bewegt, alſo auch an den Übeln.

Dieſe Argumente, zwar nicht durchweg neu, wie ſchon bemerkt, aber doch zum großen Teile ſo ſcharfſinnig und in gewiſſem Sinne ſo unwiderleglich, daß man ſie immer wieder benutzt oder erweitert hat, verſucht nun Origenes auf ſeine Weiſe, oft nicht ohne Geſchick, noch häufiger aber durch ſehr lahme Gegengründe zu entkräften. Es würde nach dem Geſagten ermüdend wirken, wollte ich hier auch die Entgegnung auf die Polemik einer Einzelbetrachtung unterziehen. Das hat etwas Negatives. Am friſcheſten wirkt immer die Perſönlichkeit, ſie bleibt zuletzt das wahrhaft Poſitive in der Geſchichte der Zeiten. Und ſo wollen wir dem klugen Heiden nun nicht ſeinen ſpäten Bekämpfer entgegenſtellen, ſondern einen anderen, gewaltigen Chriſten, der ihn durch die Kraft ſeiner Poſition bei weitem überragt, an die Seite ſtellen, den großen Kirchenvater Tertullian, deſſen Apologie zugleich mit Auguſtins Schrift vom Staate Gottes das Gewaltigſte iſt, was dieſe Schriftſtellerei, die Polemik gegen das Heidentum hervorgebracht hat.

Tertullian iſt Afrikaner und gehört einer Schule an, die die lateiniſche Sprache zum Inſtrumente eines Virtuoſen umzuarbeiten ſuchte. Aber er hat ſeine Meiſter durch die Kraft ſeiner Phantaſie und die Glut ſeiner Seele bei weitem übertroffen. Hören wir, wie ein Kenner des griechiſchen und lateiniſchen Stiles ihn charakteriſiert: „Von keinem iſt die lateiniſche Sprache auf einen ſo hohen Grad der Leidenſchaftlichkeit gehoben wie von ihm; das Pathos, das Tacitus mit vornehm verhaltener Indignation zurückdämmt, wird bei ihm zu einer alles Widerſtrebende mit ſich wirbelnden Sturmflut; er hat die hoheitsvolle Ruhe des Tacitus mit der turbulenten Leidenſchaftlichkeit und dem pamphletiſtiſchen Ton des Juvenal ſowie mit der affektierten Dunkelheit des Perſius verbunden ... Es gibt keinen lateiniſchen

Schriftsteller, bei dem die Sprache in so eminentem Sinne der unmittelbare Ausdruck des inneren Empfindens gewesen wäre ... Mit einer geradezu beispiellosen Willkür meistert er die Sprache, um sie in die Fesseln seines herrischen Denkens zu zwängen; er ist so recht eigentlich der Typus des christlichen Sprachschöpfers gewesen, aus den gewalttätigen Neuprägungen atmet der Geist eines Mannes, der von dem Glauben durchdrungen war, daß das Christentum als eine neue Größe in die Welt gekommen sei und daher neue Faktoren für seine Ausdrucksweise beanspruchen dürfe."

Wie der Ausdruck, so der Gedanke. Tertullian besitzt als Römer keine besonders tiefgehende Bildung, die Griechen unter den Verteidigern des Christentums, übrigens auch keineswegs gelehrter als der Durchschnitt ihrer Zeit, sind besser unterrichtet als er. Und doch klingt ihre Stimme dünn und matt neben dem gewaltigen Tonfall des Römers. Das beste Zeugnis dafür ist, daß die Griechen Tertullians Schutzrede in ihre Sprache übersetzt haben. Es ist interessant, den Anfang der Justinischen Apologie mit dem der Tertullianischen zu vergleichen. Wie einfach hatte noch der Grieche darauf aufmerksam gemacht, daß man die Christen nicht auf den Namen allein hin verurteilen dürfe, sondern erst eine Untersuchung anstellen müsse. Tertullian findet in der Entwickelung dieses Gedankens immer neue Pointen. Eine Verdammung, sagt er, ohne Untersuchung erweckt den Argwohn bösen Gewissens; nichts ist ungerechter als zu hassen, was man nicht kennt. Eins widerlegt sich durch das andere: die nicht zu kennen, die man haßt, die ungerecht zu hassen, die man nicht kennt. Alle die, welche erkannten, was sie gehaßt haben, hörten auf die christliche Religion zu hassen, d. h. viele Heiden haben sich durch diese Kenntnisnahme bekehrt. Die Heiden tun nichts, als daß sie ihre Ignoranz lieben. Rufen die Gegner, nicht deswegen sei das Christentum gut, weil viele sich bekehrt hätten, nicht die Masse ihrer Bekenner zeuge für die Wahrheit der Lehre, so hat das einen gewissen Schein von Berechtigung, aber nun frage man sich, ob jemand, der sich unter vielen Bösen befindet, sich dessen rühmt. An jedem Übel haften Furcht und Scham. Böse suchen sich herauszureden und zu entschuldigen, verurteilt brechen sie in Klagen aus. Ganz anders die Christen; Scham, Reue, Furcht bleibt ihnen fremd, der Angeklagte ist stolz.

Dieser wuchtigen Einleitung, wenn man ein solch schnelles in die Dinge Hineindringen überhaupt eine Einleitung nennen darf, entsprechen die weiteren Ausführungen. Das Gerichtsverfahren der Römer enthält den schlimmsten Widersinn. Ihr foltert, ruft Tertullian aus, sonst, um Geständnisse zu erpressen, bei den Christen tut ihr's, damit sie leugnen (vgl. S. 56). Da ihr es nun umgekehrt wie bei sonstigen Verbrechen macht, so sind wir keine Verbrecher. Wenn ich leugne, d. h. lüge, dann glaubt ihr mir. Die Christen gestehen, die Folter ist also sinnlos. — Der Christenname schadet einem guten Rufe. Er ist gut, sagt man von diesem oder jenem, freilich ein Christ; warum nicht gut, weil ein Christ, oder Christ, weil er gut ist? Man muß doch Verborgenes aus Bekanntem erschließen, nicht auf Grund von Unbekanntem Bekanntes im voraus verurteilen. Andere, die nichts als Lumpen vorher waren, werden unter den Augen der Heiden plötzlich anständig, und man erfährt nun, daß sie Christen seien. Gerade darüber ärgern die Heiden sich aber noch mehr. — Ganz töricht aber ist die Berufung auf die Gesetze und besonders auf die Verfügung, ein Kaiser dürfe nur nach der Befragung des Senates neue Götter einführen. Die Gesetze sind mannigfachem Wandel unterworfen, viele sind ja längst veraltet und daher abgeschafft worden. Vollends haben sich die Kaiser in der Frage nach der Duldung des Christentums wenig um den Senat gekümmert; die guten Kaiser waren stets milde gegen uns, Nero, den die ganze Welt als Bösewicht kennt, war unser erster Feind: das ist doch wohl entscheidend.

Kein anständiger Mensch sollte ferner den albernen Klatsch vom Kindermord und Kannibalismus der Christen verbreiten. Niemals ist je solch ein Kind gefunden worden. Die Fama lebt nur im Lügen, sie stirbt an der Wahrheit. Und nun stelle man sich doch auch die Gräßlichkeit des Kindermordes vor. Sind wir Christen anders organisiert als die Heiden, die vor solchen Taten doch auch Abscheu empfinden? Man denke sich doch einmal den Vorgang aus: soll es wirklich möglich sein, daß der Oberpriester den Neuaufgenommenen auf Kindermord verpflichtet? Beschuldigt nicht uns, sondern haltet Einkehr bei euch selbst, denkt daran, daß seit noch nicht gar langer Zeit Menschenopfer bei euch aufgehört haben.

Dann wendet sich der Autor in breiter Ausführung gegen die Götter und Götzendienste der Griechen und Römer. Dies

Thema war, wie wir wissen, schon so abgenutzt, daß selbst der spitzfindige Tertullian neues darüber nicht zu sagen weiß. Desto markiger klingt, was der große Mann über die Christen und ihren Gottesdienst spricht. Wir verehren nur den einen Gott, der die Welt geschaffen, zur Zier seiner Würde, der unsichtbar ist, obwohl er sich sehen läßt, unfaßbar, wenn er auch aus Gnade sich darstellt, unschätzbar, wenn er auch von menschlichen Sinnen geschätzt wird. Sollen wir ihn aus seinen Werken, aus dem Zeugnis der Seele selbst erweisen? Die Seele ist zwar von tausend Umständen bedingt, behindert und bedrängt, aber sie kommt doch hier und da zur Erkenntnis. Alle unsere sprichwörtlichen Redensarten beziehen sich auf Gott, wir sagen: Gott geb's, Gott sieht's, Gott befohlen. So bezeugt die Seele, daß sie vom Ursprung an Christin war. Beim Gebete aber sieht man zum Himmel auf, nicht zum Kapitol. — Gott hat uns seinen Willen durch die Schrift, die Propheten kundgetan. Ihnen danke ich meine Bekehrung: das Christenwesen ist ein Werdeprozeß, die Geburt tut nichts dazu. Unsere Prophezeiungen haben sich alle erfüllt, eure Sibyllen sind Lügnerinnen; ein Bücherschrank unserer Propheten besiegt eure ganze Wahrsagerei, unsere Prophetie ist zudem ja auch viel älter als die eurige. Die Erfüllung aller Weissagungen ist Christus; eure eigene Literatur, der Brief des Pilatus an Tiberius — der Apologet benutzt hier eine christliche Fälschung — bezeugt die Vorgänge, die in den Evangelien stehen. Christus hat nicht wie ein römischer König rohes Volk mit Gottheiten beladen, sondern den Gebildeten die Augen geöffnet. Schafft diese Erkenntnis bei den Menschen Besserung, so ist die Religion falsch, die Götzenbilder, Bilder von Toten verehrt.

Alles was bei euch schlecht und falsch ist, das ist der Dämonen Werk. Sie stiften auch wohl einmal Gutes, aber nur zum Scheine. Jeder dieser Geister ist beflügelt, sie erfahren alles. Sie sind's, die die Erfüllung auch heidnischer Weissagungen durch Diebstahl an der Bibel ermöglicht haben, sie machen sich selbst zu Göttern. Stellt einen Besessenen vor das Tribunal: auf den Befehl eines beliebigen Christen zu reden, wird jener Geist sich ebenso gewiß als einen Dämon wahrheitsgemäß bekennen, wie er sich anderswo lügnerisch für einen Gott ausgibt. Werden aber die Dämonen von Christen über Gott befragt, so bekennen sie den Christengott als den wahren.

Ist hier Tertullian ein Kind seiner aufgeregten Zeit, ja, mehr als das, vielleicht der gläubigste Verfechter des Dämonenwahns in jener Epoche, so ziemt es uns natürlich nicht, ihn dafür zu tadeln. Er gibt nur, freilich verstärkt durch persönlichste Akzente, wieder, was vergangene Zeiten, d. h. gerade die Hellenen geträumt hatten. Und anderseits dürfen wir uns auch wohl fragen, ob denn solcher Aberglaube in unserer Zeit ganz ausgestorben ist. Dazu sorgt Tertullian selbst stets dafür, daß, wenn wir einmal an einer Stelle stocken und den Kopf schütteln, die nächste uns wieder aufwärts reißt. Das gilt denn zunächst von dem gewaltigen Kapitel über die römische Religion und über die Staatsfeindschaft, die man den Christen vorwarf.

Es heißt, sagt er da, die Römer dankten ihre Größe ihrer Frömmigkeit. Was nun diese einfältigen römischen Feld-, Wald- und Wiesengötter ihren Verehrern an Dankeszoll entrichtet haben, das steht doch sehr dahin. Aber eine Anzahl Götter sind doch dann erst eingeführt, als Rom schon mächtiger dastand, d. h. die Frömmigkeit scheint doch nach der Größe gekommen zu sein; die große Einfachheit der religiösen Zustände im alten Rom konnte ja auch noch gar keine Frömmigkeit, d. h. keine intensive Götterverehrung hervorbringen. Nein — und nun erhebt sich der Apologet zu einer Darstellung, die in ganz Rom selten ihresgleichen gefunden — nein, die römische Größe stammt geradeswegs von Roms Gottlosigkeit, von Kriegen, Städtezerstörungen und ähnlichem, überall also daher, wo gegen die Götter gefrevelt wird: jedes römische Siegeszeichen bedeutet eine Heiligtumsschändung. Diese Götter also, die von den Feinden aller Religiosität verehrt werden, können keine Götter sein. Nein, Gott ist's, der die Reiche hebt und stürzt, Roms Religiosität, seine Gottesdienste sind jung, sie fallen lange nach den orientalischen Kulten.

Die Dämonen geben nun unseren Gegnern den hinterlistigen, zweideutigen Rat ein, zu opfern und uns unser Teil dabei zu denken (vgl. S. 63). Das ist der richtige Rat der Dämonen; überwunden wie sie durch uns sind, üben sie Vergeltung wie rachsüchtige Sklaven. Sie brechen hervor, wie die Bewohner von Arbeitshäusern und Bergwerken. Das schwerste Ansinnen aber, das man an uns stellt, ist das Opfer für das Wohl des Kaisers. Aber wie könnten wir den Göttern dafür

opfern! Denn die Götterkulte sind ja doch so vielfach abhängig vom Willen der Kaiser; durch das Opfer würden wir also die Kaiser ihren eigenen Werken unterwerfen. Wir machen es anders; wir beten zu Gott für den Kaiser. Der Kaiser weiß und fühlt, in wessen Gewalt er steht; den Himmel kann er nicht bekämpfen. Er ist groß, weil er kleiner als der Himmel ist. Zum Himmel blickend, mit ausgebreiteten Händen, barhäuptig, ohne Mahnung beten wir für den Kaiser, für alles Wohl seiner Person zu dem Gott, der uns das geben kann, uns, die wir für seine Lehre sterben, die wir ihm lebendige Opfer bringen, nicht schäbige, kranke Tiere. So, ruft Tertullian, die Nerven seiner Rhetorik zum höchsten, leidenschaftlichsten Pathos spannend, aus, so mögen uns, bei solchem Gebete eure Instrumente zerreißen, eure Kreuze erhöhen, eure Feuer lecken, eure Schwerter den Hals abschneiden, eure wilden Tiere anspringen ... das tut ... foltert uns die Seele beim Gebete für den Kaiser heraus.

Das also ist die Staatsfeindschaft der Christen, daß wir dem Kaiser andere Ehren darbringen. Wir machen den Staat allerdings nicht zur Garküche durch den Opferdampf, wir machen die heidnischen Feste mit all ihrer Buhlerei nicht mit. Aber wir sind treuere Diener des Kaisers als die Nichtchristen. In deren Herzen steht nur immer der neueste spendende Cäsar. Alle Kaisermorde sind von Heiden ausgeführt worden, denselben, die für den Kaiser opferten. Sind nun viele Römer Feinde des Kaisers und behandelt man sie doch als Römer, warum nennt man denn uns, die Freunde der Regierung, Nichtrömer?

Für alle Plagen aber, die über uns durch die Heiden gekommen sind, haben wir niemals Rache genommen, obwohl wir es doch könnten. Denn Waffen stehen uns zu Gebote, und unsere Zahl gestattete uns, ganze Heere aufzustellen, zahlreicher als die der Reichsfeinde. Trotzdem wir erst von gestern stammen, erfüllen wir Städte, Inseln usw. Auch könnten wir ja auswandern: da wäre euer Reich wie ausgestorben.

Wir sind keine Reichsfeinde, denn unser Staat ist die Welt. Unsere Genüsse sind von edlerer Natur, als eure Freuden im Zirkus, Theater und in der Arena. Was kümmert das euch; wenn wir keine Vergnügungen der Art besitzen, so ist das zuletzt unser Unglück.

Nachdem der Apologet mit einem Nachdruck und einer überwältigenden Kraft, die ſelbſt durch gelegentliche Spitzfindigkeiten und auch Wiederholungen früherer Argumente kaum vermindert wird, ſo geſprochen, wie nie jemand vor ihm und kaum Auguſtinus wieder nach ihm, ſetzt er nun nach dem negativen Teil ſeiner Rede mit dem poſitiven ein; nachdem er gezeigt, was die Chriſten nicht ſind, entwirft er nun ein Bild ihres Lebens. Aber der Standpunkt des Apologeten und das eigene Naturell zwingen auch hier immer wieder dem machtvollen Manne das Schwert in die Hand. Kaum hat er ein Bild von der chriſtlichen Gemeindeverfaſſung gegeben, von der Liebestätigkeit der Chriſten untereinander, ſo ſtößt er wieder gegen den Feind vor. Ja, ruft er, das ſtört nun wieder einige. Sieh, wie ſie ſich lieben, heißt es — natürlich, denn jene haſſen ſich untereinander — ſieh, wie ſie füreinander ſterben wollen — natürlich, denn ſie morden ſich. Wir nennen uns Brüder, haben alles gemeinſam außer unſeren Frauen: gerade da trennen wir, wo die anderen, dieſe Ehebrecher, Gemeinſchaft haben. Aber gleichwohl gellt gegen uns bei jeder Gelegenheit, wenn der Tiber ſteigt, wenn der Nil nicht ſteigt, das Geſchrei: Mit den Chriſten vor den Löwen! So? gab es etwa vor Chriſti Ankunft keine Unglücksfälle, ſind nicht gerade der Elementarereigniſſe vor Chriſtus ſehr viel mehr als jetzt geweſen? Ja, verbrannten nicht Sodom und Gomorrha vor der Ankunft der Juden in Paläſtina? Alle Plagen aber dienen uns zur Mahnung, für euch bedeuten ſie eine Strafe. Sind es aber eure Götter, die euch unſertwegen treffen, ſo ſind ſie ja recht undankbar und ungerecht gegen euch. —

Wenn nun mancher Grieche unter den Apologeten die Frage geſtellt hat, warum man nicht die philoſophiſchen Götterleugner unter den Heiden weiter verfolge, ſo will Tertullian als der Mann, der keine Vermittelung kennt, davon nichts wiſſen. Die Philoſophen ſind alle nur halbe Menſchen, ein Chriſt hat keine Gemeinſchaft mit ihnen, an denen allen menſchliche Fehler, ja Laſter haften. Älter als alle Philoſophen iſt die Wahrheit, die die Philoſophen durch ihren unklaren Skeptizismus wieder ihrer urſprünglichen Einfachheit beraubt haben. Was die Philoſophen etwa richtiges haben, das beſitzen ſie von uns: wir ſind der Körper, ſie der Schatten. Der Hauptanſtoß für euch bleibt aber immer die Auferſtehung. Wie kann,

fragt ihr, der Körper aus der aufgelösten Materie wieder erstehen? Denkt da doch an die Zeit vor der Geburt, da wart ihr auch nichts, hattet keine Erinnerung. Du kamst aus dem Nichts, warum kannst du nicht wieder aus dem Nichts erstehen? Alles Wesen der Schöpfung formt sich neu aus dem Untergange, so auch wir. Also, sagt ihr, müssen wir immer sterben, um immer wieder aufzuerstehen? So ist es nicht; erst sind wir sterblich, dann unsterblich. In der Mitte ist eine Grenze, auch für die Welt eine Art Vorhang. Dann erneut sich das Menschengeschlecht zum Gericht. Dann ist kein Tod, kein Wechsel mehr.

Endlich ist unser Tod nur ein neuer Sieg. Eure Grausamkeit ist nur eine Lockspeise, denn trotz der Strafen und Folterqualen werden unser immer mehr. Eure Philosophen raten Standhaftigkeit im Tode an, das sind Wortemacher, wir beweisen durch Taten. Sieht man uns so standhaft, so fragt man unbedingt nach den Gründen dieser Haltung. Wer aber fragt, der tritt uns bei, der will selbst leiden, um Gottes Gnade zu erkaufen. So sind wir denn euren Urteilssprüchen nur dankbar, Welt und Gott streiten sich um uns: ihr verurteilt uns, Gott spricht uns frei. — — —

Es ist kaum ein erhabeneres Schauspiel denkbar als dieses: hier die römische Größe mit ihrem ganzen kaiserlichen Glanze, dort als ihr Gegner wieder ein Römer, ebenfalls ausgerüstet mit allem, was Rom groß gemacht hat, auch er typisch für Rom durch seine Rücksichtslosigkeit, seine unbeugsame Beharrlichkeit, die Konsequenz seiner Darlegung, seinen schonungslosen Rechtssinn. So wird Rom durch einen seiner größten Söhne bekämpft, und wenn bei derartigen Verhandlungen, bei rein geistigen Auseinandersetzungen je ein Ergebnis erzielt werden könnte, so hätte Tertullian ein Resultat gewinnen können, denn in ihm waren wirklich Riesenkräfte tätig.

Seine Wirksamkeit fällt in eine Zeit, die noch viel mehr als das erste Jahrhundert unserer Ära in religiösen Vorstellungen lebte. Wir haben davon schon kurz gesprochen und werden im nächsten und namentlich im letzten Kapitel gelegentlich der Mithrasreligion noch ähnliche Beobachtungen machen und von dem heißen Bemühen jener Menschheit, durch Kasteiung und Selbstqual Reinigung und Sühnung, Frieden mit Gott zu finden Kenntnis nehmen. Hier möchte ich nur ein konkretes Beispiel herausgreifen, das uns vielleicht deutlicher als irgendeine Schilderung

den Geiſt der Zeit kennen lehrt. Wir ſtehen in der Epoche des frommen Kaiſers Marc Aurelius, der jenes köſtliche Büchlein „Selbſtbetrachtungen" geſchrieben, in dem er auch von der chriſtlichen Anſchauung über den Tod redet. Er hatte einen Feldzug gegen ein Volk an der Donau unternommen. Da kam ſein Heer in eine wüſte, waſſerloſe Gegend. Heiß brannte die Sonne, nirgends ein Tropfen Waſſer: das Heer wollte erliegen. Da zeigten ſich plötzlich Gewitterwolken, die unendliche Gabe ſtrömte hernieder, ſo daß das Heer ſie kaum faſſen konnte, ja, der Wolkenbruch überſchwemmte ſogar verderblich das feindliche Lager. Jetzt vermochte man neugeſtärkt den Kampf gegen den Feind aufzunehmen, und bald war der Sieg in der Römer Hand. Dieſe Tatſache, zugleich mit einer anderen, der Vernichtung einer feindlichen Belagerungsmaſchine durch einen Blitz, leſen wir nicht ſowohl nur in hiſtoriſchen Berichten, als vielmehr auf einem ſteinernen Monumente, der Marc Aurelſäule der Piazza Colonna in Rom, die auf beſondere Veranlaſſung unſeres Kaiſers bis ins kleinſte photographiert worden iſt. Dieſe Säule zeigt uns das Ereignis mit erwünſchter Deutlichkeit. Die Römer ziehen hier alſo in quadratiſcher Marſchordnung, in der rechten Seite der Feldherr, der hier nicht Marc Aurel iſt; da muß der Zug Halt machen. Es tritt offenbar die Naturgewalt hemmend ein. Wir ſehen ein Rind ſterbend zu Boden ſtürzen, ein anderes wild darüber ſpringen. Ein Soldat, im oberen Teile, hebt die rechte unbewehrte Hand und das Antlitz zum Himmel empor. Daneben aber tränkt ſchon ein Krieger ſein Roß hinter einem Geſchütz, ein anderer trinkt im ſtrömenden Regen, andere wieder wehren dem Elemente mit ſchützend emporgehobenen Schilden. Weiter rechts ſieht man dann die merkwürdige Perſonifikation des Regengottes, eine Figur von glücklicher Plaſtik, der aus Haar und Bart, Flügeln und Armen das ſtrömende Naß quillt. Der Erfolg zeigt ſich bald. Die eben noch ſtockende römiſche Linie gerät, erquickt durch die Wundergabe, wieder in Bewegung. Aber das Schwert allein braucht nicht mehr zu entſcheiden: die Barbaren erfaßt der Waſſerſchwall, in Gebirgsſchluchten ſieht man Roſſe mit dem hier übrigens nicht ſichtbar gemachten Elemente ringen oder unterſinken, die Feinde, Vornehme und Geringe, liegen tot am Boden, ihre Waffen ſieht man an einem Orte zuſammengeſchwemmt, ganz ſo, als ob die Waſſer ſich wieder verlaufen hätten. Alles dies

hat die Säule zwar recht unkünſtleriſch, aber doch mit deutlichem Realismus, in einem klaren Nacheinander angegeben: die Römer beten in der Not des Durſtes, der Himmel öffnet ſeine Schleuſen, ſchon wird's dem Heere faſt zuviel des Guten, den Feinden jedenfalls. Dieſer Realismus bürgt uns auch für die geſchichtliche Wahrheit des Vorganges.

Es iſt alſo ein Wunder, das die bildliche Darſtellung ohne Kommentar entwickelt, d. h. in dieſem Falle ohne den Kaiſer in irgendeiner melodramatiſchen Attitüde, betend, dankend oder ſonſtwie vorzuführen. Auf der anderen Szene, da wo der Blitz die feindliche Maſchine vernichtet, iſt der Kaiſer allerdings ſichtbar, aber mit antiker Einfachheit, die auch durch den höchſt plumpen Charakter der Bildwerke bedingt wird, weiſt er nur mit der Hand auf den niederflammenden Donnerkeil. Wir wiſſen nun, daß der Kaiſer dem Senate in einem Briefe von dem Wunder Kunde gab; den Brief ſelbſt halten wir in urſprünglicher Form nicht mehr in Händen. Denn alle Urſprünglichkeit iſt in den hiſtoriſchen Berichten verloren gegangen, das ganze Ereignis, das von der Mitwelt durchweg als ein Wunder betrachtet wurde, hat augenblicklich Heiden und Chriſten zu wildphantaſtiſchen Schilderungen angeregt. Der Heide konnte ſich natürlich nicht ohne den Schwall ſeiner Rhetorik zu ergießen, über das Wunder ergehen und glaubte, es magiſchen Künſten zuſchreiben zu müſſen, der Chriſt ſah hierin den Finger Gottes. Aber er ging noch weiter. Er entdeckte, das Regenwunder ſei auf das Gebet chriſtlicher Soldaten geſchehen, und ſpann das Märchen aus, der Kaiſer habe in ſeiner Not gehört, in ſeinem Heere weilten Chriſten, denen auf ihr Gebet alles zuteil würde. Dieſe hätten denn nun auch für das Heer gebetet, die Befreiung aus der Not ſei eingetreten, und ſeitdem habe die Legion, in der dieſe Chriſten geſtanden, den Namen der Donnerlegion erhalten. Dies hat wirklich in einer chriſtlichen Schutzſchrift geſtanden, die dem Kaiſer Marc Aurel, dem Zeugen dieſes Ereigniſſes, übergeben werden ſollte: ſo geſchäftig war ſchon die chriſtliche Sage oder Fälſchung tätig. Denn wir wiſſen, daß die ſogenannte Donnerlegion, die legio fulminatrix, lange vor dem Feldzuge ſchon dieſen Namen führte, daß alſo die Chriſten ſich eine faſt unglaubliche Irreleitung der öffentlichen Meinung erlaubt haben. Sehr bald ſind denn auch die Heiden gegen ſie aufgetreten und haben erklärt, das Wunder ſei nur auf das

Gebet ihres frommen Kaisers in Wirksamkeit getreten. Doch die Christen hatten immer noch nicht genug. Nun ward von ihnen ein wunderlicher Brief des Kaisers an den Senat komponiert, der in überaus phrasenhafter Weise den Bericht über das Ereignis enthält. So ward denn das Wunder immer wieder zwischen den Christen und Heiden hin und her geschoben und bis an die Grenze des Mittelalters in verschiedenartigem Sinne behandelt, bis endlich das Heidentum ausstarb und die Donnerlegion ungehinderten Schrittes durch die Jahrhunderte marschieren konnte. Unsere Zeit hat ihr den Glorienschimmer genommen, die Fälschung der Christen liegt klar vor Augen. Aber sie ist trotz ihrer Naivität viel milder zu beurteilen als so manche andere, die wir schon kennen gelernt haben. Alle Welt war ja überzeugt, daß der fromme Kaiser mit seinem Heere durch ein Wunder gerettet worden sei. Ein Wunder konnte in den Augen der Christen nur durch Gott geschehen, und da Gott doch schwerlich einem heidnischen Heere und einem christenfeindlichen Imperator durch sein Eingreifen geholfen hätte, so mußte es um der Christen willen, d. h. auf das Gebet christlicher Soldaten hin geschehen sein. In Augenblickes Schnelle entstand, wie bemerkt, diese wundersame Mär und mußte nach dem Naturgesetze der Legende sich weiter kräftig entwickelnd neue Fälschung nach sich ziehen. Die Erzählung in dieser Form selbst hatte ja einen doppelten Nutzen: sie zeigte nicht nur die Größe des Christengottes, sondern war auch darauf berechnet, die Anklagen der Gegner zu entwaffnen. Die Christen waren somit keine Feinde des Römerstaates, sie sprachen für sein Heil heiße, wunderkräftige Gebete, sie entzogen sich auch nicht der Dienstpflicht. Es galt dabei den Verfechtern des christlichen Glaubens ganz gleich, ob sie selbst und andere ihrer Sittenlehrer das Soldatenhandwerk für den Christen nicht geziemend fanden: gedacht wird in dem leidenschaftlichen Streite des zweiten Jahrhunderts überhaupt oft recht wenig gründlich.

Aber auch die Gegner machen sich dieses Fehlers schuldig, denn auch der heidnische Wunderglaube jener Epoche ist uns bekannt. Die Zeiten des absoluten Skeptizismus sind für die Griechen und Römer vorbei, seine Waffen braucht man nur im Kampfe gegen die Christen, aber sonst ist man ebenso wundergläubig wie diese. So sehr jedoch eine solche Empfänglichkeit dem Christentume nützen mußte, so schwach machte es

die Stellung des Heidentums. Es ist doch ein Zeichen des Alters, wenn man den früheren Glauben mit den kräftigsten und ernstesten Gründen abgetan hat und dann wieder auf die ältesten Geschichten, Orakel, Träume, Vorbedeutungen, Erweckungen zurückkommt. Wir dürfen ja sicher nicht gering von einer Zeit denken, die solche Bedürfnisse des Innenlebens hatte, die sich so verzweifelt nach dem Frieden der Seele sehnte, aber ein trauriger Anblick bleibt dies Chaos doch. Es war ein ganz natürlicher Prozeß, daß das Christentum dieses Wunderwesen auffog, denn am Eingange seiner Religion stand ebenfalls das Wunder und wird das Wunder stehen bleiben, mit welchem Augenmaße auch immer wir sein Wesen betrachten werden.

3. Die Zeit Augustins.

Das dritte Jahrhundert n. Chr., in dem sich allmählich der politische Sieg des Christentums vorbereitet, ist eine der furchtbarsten Zeiten gewesen, die das Abendland, damals also die Welt des Mittelmeeres durchgemacht hat. Alles scheint zu wanken, nirgends ein fester Halt. Der Osten und der Norden waffnen sich in gleicher Weise wider Rom; immer wieder rennen die Perser, die nach langer Ruhe mit orientalischer Schnelligkeit unter gewaltigen Despoten ein machtvolles Reich aufführen und bis ins siebente Jahrhundert auf seiner Höhe halten, gegen die römischen Ostprovinzen an, germanische Völkerfluten durchwogen das Reich, die Provinzen werden unsicher, die Soldateska wirft bald diesen, bald jenen wilden Hauptmann auf den Thron der Cäsaren, den nur wenige starke und zielbewußte Charaktere einige Zeit behaupten können. Es ist ein allgemeines Chaos, in dem alles wüster Barbarei zu erliegen droht. Alle römische Kraft, alle griechische Bildung und Sitte, alles, was der Mittelmeerwelt ihren Charakter verlieh, scheint sich verlieren zu wollen, im Strudel unterzugehen. Aber was Jahrhunderte mühsam aufgeführt haben, das kann doch nicht so schnell in sich zusammenbrechen, und nach Jahrzehnten des Elends siegt noch einmal wieder der alte große Staatsgedanke Roms. Wie Augustus nach den Bürgerkriegen, so eint Konstantin, nach ungleich größerer Not der Zeit ein ungleich größerer Mann, das Reich in seiner Person, eine eiskalte, klare, dämonisch die Zeit erkennende, beherrschende, auf viele Jahrhunderte bestim-

mende, eine echt antike Persönlichkeit, der wir darum, nicht weil er das Christentum zum Siege führte oder vielmehr seinen Sieg erleichterte, den Beinamen des Großen unbedingt geben müssen. Das Christentum ist damals die einzige Potenz, die, durch den Jammer der Welt unberührt geblieben, sich immer stärker und stärker hatte entwickeln können, wo alles ins Schwanken kam, alles in Auflösung geriet. Die Verfolgungen, besonders die einzige, die wirklich systematisch mit allen Mitteln des Despotismus von oben her durchgeführt worden ist, die Verfolgung des Decius hatten das Christentum nicht dauernd geschwächt, sondern im innersten Kern nur gestärkt, so viele seiner Glieder auch aus Angst vor dem Feinde vorübergehend abtrünnig geworden waren. Und als nun aus dem allgemeinen Chaos sich das Imperium wieder selbst findet, als der Reichsgedanke wieder zum Siege kommt, steht neben ihm nur noch die eine Macht, das Christentum, vom Wandel der Zeiten unberührt, ja durch ihn nur neugekräftigt da. Die Staatsklugheit des Konstantin erkannte, daß dem geretteten Reichskörper vor allen Dingen innere Ruhe zur Gesundung und Kräftigung nötig sei, und so ließ er das Christentum im Reiche aufgehen oder das Reich im Christentum aufgehen. Seine persönliche innere Stellungnahme blieb durchaus indifferent, als echter Romane machte er kühl bis ans Herz hinan alles mit, ohne seine Entschlüsse durch irgendein Gebot des Christentums beeinflussen zu lassen. Befreit aus langer Not hat das Christentum seine Person mit einem Mythenscheine verklärt und alle seine Schandtaten, die er der Staatsraison zuliebe für nötig hielt, zu ignorieren oder zu entschuldigen gewußt.

Aber selbst in dieser furchtbaren Epoche, die mit so vielen Feinden von außen beschäftigt war, loderte der Kampf der Geister weiter. Die griechisch-römische Welt hatte, wie bemerkt, sich aus dem Skeptizismus wiedergefunden und neue Positionen besetzt. Die Feinde, die hier dem Christentume entgegentreten, sind von diesem besonders gehaßt, aber auch in gewissem Sinne geachtet worden, weil sie nicht rein negierten, sondern ein eigenes System schufen. Es sind dies die Neuplatoniker, die eine eigentümliche theosophische Ideenwelt ausbildend den engsten Anschluß an die Gottheit suchten, der sie durch Verzückung teilhaftig werden, der sie durch Askese nahe kommen wollten. Sie nahmen zwischen Gott und dem Menschen vermittelnde Kräfte an sie

verwarfen in keiner Weiſe die griechiſchen Götter, ſondern ſuchten dieſe in Begriffsgeſtalten umgeſetzt ihrem Syſteme von den göttlichen Kräften anzupaſſen. Sonderbare Orakelſammlungen, die bei ihnen im Schwange waren, nannten Chriſtus einen durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneten Menſchen, nur von ſeiner Göttlichkeit wollten ſie nichts wiſſen. Die Sehnſucht dieſer Philoſophen nach der Gottheit, ihr reines Streben konnte ſie den Chriſten auch ſonſt in etwas nähern, und ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen beiden hat denn auch in einzelnen Perſönlichkeiten Ausdruck gefunden; der Stifter der Sekte, wenn man ſo ſagen will, war aus dem chriſtlichen Lager hervorgegangen, Auguſtin iſt vorübergehend Neuplatoniker geweſen, und wir wiſſen, daß ein anderer Anhänger der Sekte den Prolog des Johannesevangeliums laut geprieſen hat. Die Lehre des Chriſtentums aber blieb zuletzt mit dem neuplatoniſchen Syſteme gänzlich unvereinbar; die Neuplatoniker waren trotz der Askeſe, trotz ihrer Orakel vom höchſten Gotte und ſeinen Kräften im letzten Grunde echte und rechte Griechen, die mit den Sinnen an der Erde hafteten und es lächerlich fanden, wenn gewiſſe phantaſtiſche Chriſtenſekten ſich nach einer anderen Welt ſehnten, die es doch gar nicht gebe. Aus den Neuplatonikern iſt denn auch einer der heftigſten Feinde des Chriſtentums hervorgegangen, der Syrer Porphyrios (geb. 233 n. Chr.), den man im Chriſtenlager 200 Jahre lang mit Eifer bekämpft hat. Seine Schrift gegen die Chriſten, 15 Bücher an der Zahl, iſt mit Gewalt vernichtet worden, mehrere der ihn bekämpfenden Gegner ſind ebenfalls verloren gegangen; gleichwohl wiſſen wir genug daraus, um uns von ihm ein ungefähres Bild machen zu können.

Porphyrios beſteht aus Gegenſätzen, zwei Seelen wohnen in ſeiner Bruſt. Auf der einen Seite bekämpft er den Glauben der Chriſten und ſeine Überlieferung durch alle Mittel einer Kritik, die zwar durchaus nicht von ihm ſelbſt allein gefunden, ſondern vielfach übernommen, aber doch jedenfalls fortgeſetzt worden iſt, auf der anderen Seite begeiſtert er ſich für alle Myſtik, ja ſogar für die wertloſeſten Orakel, deren Fälſchung auf der Hand liegt. So hat er ein Buch geſchrieben: „Über die Philoſophie aus den Orakeln“, in dem er allen Ernſtes jene bei den Neuplatonikern gebräuchlichen Götterſprüche über das Weſen des höchſten Gottes, über die Religion der Juden und Chriſten als tiefſte Offenbarung von oben treugläubig hin-

nimmt. So gehen Kritik und Unverstand bei ihm durcheinander. Und dieselbe Beobachtung machen wir in Einzelheiten. Er verurteilt gleich Celsus die allegorische Erklärung der Bibel und vergißt dabei ganz, daß er selbst an der allegorischen Deutung der Gedichte Homers festhält.

Sein großes Werk nun, von dem uns nur wenige, aber charakteristische Zitate erhalten sind, läßt uns in ihm, wozu auch seine sonstigen erhaltenen Schriften stimmen, keinen eigentlich originellen Kopf erkennen. Die Polemik, die er anwandte, war wie bemerkt nicht neu, ähnliches war schon früher gesagt worden. Aber wie er in seinem großen Werke eben diese früheren Angriffe umfaßte, so scheint er auch die Methode der älteren Polemik weiter entwickelt zu haben. Das Christentum war, wie man richtig bemerkt hat, in der Zeit von Celsus bis Porphyrios durch die Ausgestaltung des Kanons seiner Schriften Buchreligion geworden, und gegen diese einzelnen Bücher der Bibel richten sich die Einwände des Porphyrios. Er scheint somit die Widersprüche der Evangelien noch deutlicher als sein heidnischer Vorgänger aufgedeckt zu haben und namentlich ist er dem Propheten Daniel energisch zu Leibe gegangen. Schon oben lasen wir (S. 85) Celsus' treffendes Wort von den Prophezeiungen im Alten Testamente; Porphyrios scheint diese Kritik durch eine genaue historische Interpretation des Buches Daniel, das er als eine Prophezeiung nach dem Ereignis, als eine Schrift aus der Zeit des Antiochos Epiphanes bezeichnet, erweitert zu haben: er hat damit der Forschung unserer Tage in denkwürdigster Weise vorgearbeitet. Aber sicher ist dies freilich nicht ganz, es kann sein, daß er auch hier nur rekapituliert hat. Doch eben in dieser Masse seiner Polemik lag seine Bedeutung, die Christen mußten dagegen mit ebenso dicken Büchern auftreten, um die in diesem Feinde sich zusammenballende griechische Polemik in ihrer Ganzheit zu erschlagen. Als Neuplatoniker gehörte zudem Porphyrios der Richtung an, die keine Sekte mehr war, sondern die heidnische Philosophie der Zeit überhaupt darstellte, und so mußte der Kampf des Christentums gegen ihn notwendig so lange dauern, als der Neuplatonismus sich noch kräftig erwies. Dem gegenüber haben denn auch die Neuplatoniker mit dem Feinde fast nie transigiert und sind erst spät der Gewalt gewichen. Die vornehmeren Christen aber, d. h. besonders ein Augustinus, haben den Porphyrios

in gewiſſem Sinne geehrt, denn er war ein durchaus redlicher, offenherziger Mann, er hat ehrlich bekannt, daß die chriſtliche Religion ſchon zu ſeiner Zeit die heidniſchen Götter verdrängt habe.

So wird denn der Kampf, den die Chriſten führen müſſen, immer intenſiver; je weniger der Feinde an Zahl werden, deſto bedeutender werden die einzelnen Perſönlichkeiten, die hüben und drüben auf dem Plane erſcheinen, deſto umfangreicher geſtalten ſich auch die chriſtlichen Widerlegungsſchriften, denn mit der älteren aus Tradition noch immer bekämpften Philoſophie galt es nun auch die neue zu befehden. Da iſt denn am Ende des dritten Jahrhunderts der Kirchenvater Laktanz gegen den alten wie gegen den neuen Feind mit einem dicken Buche, das er mit einem halbjuriſtiſchen Titel „Göttliche Inſtitutionen" nannte, in die Schranken getreten, ein Mann, der nun ſchon mit dem ganzen Rüſtzeug heidniſcher Bildung ausgeſtattet die Feinde auf ihrem eigenen Boden angreifen will. In Laktanz kündigt ſich eine neue Zeit an, in gewiſſem Sinne haben wir in ihm ſchon eine Vorahnung des mittelalterlichen Geiſtes. Wir haben geſehen, daß der Zeitgeiſt ſeit mehr als einem Jahrhundert der eigentlichen Wiſſenſchaft, vor allem der exakten, die von den Griechen in ſo einzig vorbildlicher Weiſe entwickelt worden war, keine Gunſt entgegenbrachte. Man lehnt dieſe Dinge ab, man will ſich der Verinnerlichung des Gemütes widmen. Aber eine wirkliche Feindſchaft gegen des Menſchen allerhöchſte Kraft, gegen dieſen edlen griechiſchen Erkenntnistrieb bringen erſt die römiſchen Kirchenväter auf. Alle Naturwiſſenſchaft, ſagt Laktanz, iſt ein Unding, die Welt um uns her zu ergründen, hieße dasſelbe, als wollten wir über eine entfernte, nie von uns geſehene Stadt Auskunft geben. Die Natur kann der Menſch doch nicht erkennen; wer das will, iſt wahnſinnig. Gott hat dem Blicke des Menſchen alles, was innerhalb ſeines Leibes vorgeht, entzogen, weil er nicht wollte, daß der Menſch nach Dingen forſche, die ihm nicht ziemen. Alle Aſtronomie iſt ein Wahnſinn, die Kugelgeſtalt der Erde bleibt zweifelhaft, ein Globus iſt ein Unding. Es gibt nur eine Wiſſenſchaft: die von Gott, der ganze Sinn unſeres Lebens iſt die Religion; die Naturforſcher nennen Natur, was nichts anderes als den Ruin der Religion bedeutet. Durch dieſes trotz aller Torheit gewaltige Wort leitet Laktanz über zu der Weltanſchauung, die für die Folgezeit, nur ſchwach noch einmal durch das Wiederaufleben

der griechiſchen Mathematik unterbrochen, maßgebend geworden iſt. Das ganze Leben wird vom Geiſte auf das Gemüt zurückgelenkt, die Wiſſenſchaft wird durch die Bibel verdrängt. Dieſe wird die Norm für alles, ſie muß ſchließlich auch über die Natur Auskunft geben, das Wunder des Joſua verdrängt die Kunde der Sterne, die Aſtronomie darf höchſtens noch in der Aſtrologie, weil gegen dieſe nicht alle Chriſten eingenommen ſind, ein dürftiges Daſein friſten. Es iſt die Weltanſchauung, die ſpäter den Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen warf, die Galileis wiſſenſchaftliches Gewiſſen durch die Folter zu knebeln ſuchte. Aber wie wir die Pflicht haben, jeden einzelnen Menſchen als ein Ganzes zu betrachten, ſo müſſen wir in viel höherem Sinne auch eine ſolche Entwickelung, eine ſolche Weltanſchauung verſtehen. Hand in Hand mit dieſer Abkehr von der Wiſſenſchaft geht eben doch die tiefſte Einkehr in das Gemüt. In ihm und in der Bibel wurzeln die letzten Denker des ausgehenden Altertums, wurzeln die tiefſten Geiſter des Mittelalters, wurzelt ja ſchließlich auch noch ein Luther. Eins iſt mit dem anderen unlöslich verkettet, wir können eine ſolche Zeit nicht hier herb tadeln, dort loben: auf einem einzigen Boden iſt ihr ganzes Weſen gewachſen, und dieſen Boden allein gilt's zu kennen.

Und auf dem Boden des Chriſtentums ſchafft Laktanz neue Werte. Er hat, wie keiner ſonſt, mit der oberflächlichen Anſchauung, mit der die Griechen die Schrecken des Todes zu verdrängen ſuchten, gebrochen. Wenn die Hellenen zumeiſt meinten, der Tod habe gar keine Beziehung zu uns, denn lebten wir, ſo ſei er nicht da, träte er aber ein, ſo ſeien wir nicht da, ſo betont Laktanz mit einigen wenigen heidniſchen Denkern wieder den furchtbaren Prozeß des Sterbens, des allmählichen Todes. Wenn aber ſonſt manches, das er oft in höchſt oberflächlicher Weiſe den Gegnern erwidert, notwendig verſtimmend wirkt, ſo hat ſeine chriſtliche Ethik, die in die Tiefen der Sünde und der ſinnlichen Verführungen mit weltſicherem Fuße hinabſteigt, etwas unbedingt Erhebendes.

Denn allerdings, die Chriſten leben jetzt in der Welt. Wenn Tertullian noch meinte, der wahre Chriſt ſehne ſich nur ſo bald als möglich abzuſcheiden, ſo iſt nun bei Laktanz zwar noch keine Weltfreudigkeit, wohl aber eine notwendige Abfindung mit dieſem Daſein erſichtlich. Der Chriſt glaubt nicht mehr

an das baldige Nahen des Antichriſts und des Gerichtes, vollends hat der Gedanke vom wiederkehrenden Nero keine Stätte mehr bei ihm. Das Ende muß natürlich einmal kommen, und auch Rom — mit Furcht und Zittern ſpricht der Apologet es aus — muß ihm erliegen. Entſprechend der breiten Anlage ſeiner Schrift gibt er zwar noch ein in weiteſten Rahmen geſpanntes Bild der letzten Dinge, aber er glaubt doch nicht mehr an den baldigen Eintritt aller dieſer Prophezeiungen.

Nahm das Chriſtentum teil an der Welt, ſo beſtand natürlich auch die Gefahr der Verweltlichung. Ihr ſind wie begreiflich viele unter den hervorragenden Kirchenlehrern der Folgezeit erlegen. Da ſtand nun glücklicherweiſe als nicht mehr allzu gefährlicher, aber doch als mahnender Gegner allezeit auf dem Poſten das Heidentum da. Es war ja, obwohl Konſtantin das Chriſtentum freigegeben, noch lange nicht beſiegt. Wenn die Chriſten, wie vorher bemerkt, zweihundert Jahre lang den Porphyrios bekämpfen zu müſſen glaubten, ſo war deſſen Gemeinde groß genug. Sie rekrutierte ſich aus den Beſten der helleniſchen Kultur, aus ihren vornehmſten Geiſtern. Ihnen tritt nun der Kirchenvater Euſebios gegenüber, eine der letzten Perſönlichkeiten des Altertums, denen man wirklich den Namen eines Gelehrten geben kann, ein Mann, dem man trotz vieler Schwächen, trotz einer gewiſſen Begabung für den Stand des Höflings — ſo ſchrieb er ein Buch zur Verherrlichung des Konſtantin — und trotz vieler Flüchtigkeiten im einzelnen doch wiſſenſchaftlichen Sinn und einen weit umſpannenden Geſichtskreis nicht abſprechen darf: er und der ſpätere Auguſtin ſind die bedeutendſten Typen des untergehenden Hellenismus und Romanismus. Euſebios will die Juden, deren Angriffe noch immer fortdauerten, und beſonders die Heiden, d. h. nicht nur die Griechen, ſondern auch alle orientaliſchen Völker widerlegen. Dazu wappnet er ſich mit einem gewaltigen Rüſtzeug. Er läßt die ganze theologiſche und hiſtoriſche Weisheit der Ägypter, Babylonier und Griechen, ſoweit dieſe ſich mit der Frage berührt, in ausführlicher Exzerptenreihe an dem Auge des Leſers vorübergleiten; danach, nachdem er den Widerſinn dieſer Anſchauungen klargelegt, beſchäftigt er ſich mit der griechiſchen Philoſophie von ihren Anfängen an bis auf Porphyrios. Alle Sätze dieſer Philoſophie, die dem Chriſtentum widerſtreiten, ſo beſonders die Anſchauung vom Schickſale,

erfahren ausführliche Behandlung. Natürlich ficht auch Eusebios mit dem alten Trugschlusse, daß die weisen Griechen, wo sie mit den Juden zu stimmen scheinen, diese benutzt haben, denn sie seien jünger als diese, aber im Unterschiede zu früheren Apologeten ist ihm doch nicht so ganz wohl bei diesem Satze und er gibt wenigstens die Möglichkeit zu, daß Platon zu seiner erhabenen Weisheit durch eine Erleuchtung von Gott her gekommen sei. Aber freilich, so hoch er Platon stellt, glaubt er doch, wie auch die anderen Apologeten, der Athener habe sich, obwohl voll von heiliger Weisheit, vor den Athenern gefürchtet, sie offen zu bekennen. Im letzten Grunde kommen eben Philosophie und Christentum doch nicht zusammen.

Aber die heidnischen Federn ruhten, obwohl das Christentum äußerlich gesiegt hatte, nicht. Vor einigen Jahrzehnten hat sich ein ungenannter Feind der Christen in einer christlichen Gegenschrift wieder aufgefunden. Man pflegt ihn mit Porphyrios zu identifizieren, von dem er in der Tat einiges entlehnt hat, zu dem er aber auch wieder starke Gegensätze zeigt. Immerhin ist er oder sind die bei bei ihm zu lesenden Gegengründe scharfsinnig genug; kein geringerer als Harnack hat ihn in seiner Art unwiderleglich genannt. Er hat nach bekannter Methode Angriffe von großer Schärfe gegen die Evangelien gerichtet, deren Widersprüche er zum Teil mit ganz moderner Kritik aufdeckt. So weist er auf die verschiedenen Berichte über die Worte Christi am Kreuze hin und ruft: ja, wenn die Christen nicht einmal über diese letzten Augenblicke Bescheid gewußt haben, so ist eben alles ein episches Gedicht und Wahrheit nicht darin zu finden. Solcher Polemik gegenüber bleibt denn der Christ, der uns darüber berichtet, ziemlich hilflos, wenn er entschuldigend sagt, die ganze Natur sei ja bei Christi Tod in solchem Aufruhr gewesen, daß die Evangelisten notwendigerweise ganz konfus werden mußten und somit ihre Berichte widerspruchsvoll ausfielen. Auch weiß dieser Heide vortrefflich die Punkte, die zum Angriffe locken, zu finden. Bekanntlich ist eine der Stellen im Neuen Testament, die edle Menschen am tiefsten erregt haben, die Episode zwischen Jesus und dem reichen Jüngling. Man hat in der begreiflichen Erregung über dies furchtbar gebieterische Wort, der ja auch die Jünger Ausdruck geben, die verzweifeltsten Interpretationskünste versucht, aber der gewaltige Spruch steht gleichwohl in seiner vollen Eindeutigkeit da. Der

antike Mensch mußte erst recht hier Anstoß nehmen: ein guter Reicher, folgert hier der Heide, hat ja nach diesem Worte überhaupt keinen Nutzen von seiner Tugend, ein Armer dagegen darf frisch sündigen. Das kann Christus, schließt er weiter, überhaupt gar nicht gesagt haben, hier ist Tendenz, d. h. ein sozialer Klassenhaß zu verspüren. Und ganz besonders heftig ist der Heide gegen Paulus eingenommen. Harnack hat hier treffend den Gegensatz zwischen dem Griechen und dem Juden empfunden. Die Dialektik des Paulus, sein rabbinisches Wesen ist dem Hellenen absolut verschlossen, die Auseinandersetzung über das Gesetz und das Evangelium versteht er nicht, er findet Paulus' Haltung da, wo er sich auf sein Römerrecht beruft, bei einem Juden sehr zweideutig. Endlich nimmt er an den Erwartungen der Christen vom Ende, an ihrer Vorstellung vom Untergange des Himmels, am Symbole des Abendmahls den lebhaftesten Anstoß: mit einem Worte, wir haben hier vor uns den Gegensatz zwischen dem rationalistischen, sinnlich zu denken gewohnten echten Hellenentum und der orientalischen Offenbarungsreligion mit all ihrem überwältigenden Reichtum an Heiligung des inneren Menschen, an tiefernster und doch faßlicher Moral, wir haben den Gegensatz zwischen Okzident und Orient.

Zur Seite steht diesem Ungenannten der Kaiser Julianus Apostata. Man pflegt von der Höhe der fünfzehn Jahrhunderte herab, die seitdem verflossen sind, diesen Herrscher einen Romantiker auf dem Throne zu nennen, sein Wesen als einen Anachronismus zu bezeichnen. Seinen Zeitgenossen aber erschien dieser Mann als sehr gefährlich; wie ihm die Heiden mit unwandelbarer Treue anhingen, so verfolgte ihn der Haß der Christen mit unauslöschlicher Glut, die aller Würde vergaß. Dem ruhmgekrönten Feldherrn, der den Feind im Felde schlug, wünschen sie verbissenen Sinnes schwere Niederlagen, seinen Tod in siegreicher Schlacht sehen sie als die Rache des Himmels an, und der traurige Zustand Roms nach des Kaisers Tod gilt ihnen natürlich als durch Julian allein verschuldet. Julian selbst hat nie daran gedacht, das Christentum als solches zu verfolgen, so sehr damals auch die Kirchenmänner die Märtyrermiene aufsteckten. Aber er zog die Konsequenzen aus der Entwickelung der Dinge, er erkannte scharfen Sinnes, daß die Christen ursprünglich mit der Kultur des Griechentums nichts zu tun hätten; hatten sie diese ja doch direkt in zahllosen

Schriften wieder und wieder bekämpft. Jetzt war die Welt zum großen Teile christlich geworden, und die siegreiche Einwohnerschaft des Reiches wollte nun auch teilnehmen an dem, was bisher nur die Heiden getrieben, wollte ebenfalls Rhetorik und Philosophie nicht nur lernen, sondern auch lehren. Da aber sprach Julian sein kaiserliches Veto, er entzog den Christen, die ja zur Entwickelung dieser Lehrfächer selbst nicht beigetragen, sondern hier nur auf den Schultern des Heidentums standen, die Lehrfreiheit. Es war durchaus Konsequenz in diesem Schritte, daß aber diese Tat den Christen ins Fleisch schnitt, beweist ihr wütender Haß gegen den Kaiser. Den gleichen Charakter nüchternen Verstandes zeigen seine Schriften gegen die Christen, die uns natürlich wieder nicht erhalten geblieben, sondern nur durch Zitate bewahrt sind, d. h. durch die teilweise recht stupiden Gegenschriften seiner christlichen Feinde. Julian rückt den Christen recht nahe, er will, daß sie auf seine Fragen richtigen, klaren Bescheid geben, daß das polemische Chaos, wie es bis dahin bestanden, indem jeder den Gegner wütend anschrie, aufhören solle. Er ist dabei durchaus ehrlich, er findet die Heiden sittenlos, freilich die Christen seiner Zeit, vielleicht nicht ohne Recht, nicht minder. Dann macht er sich daran, die Widersprüche der Bibel, ganz in der Weise des Celsus, hervorzuheben und das Alte Testament im gleichen historischen Sinne wie dieser als ein Dokument jüdischer Mythologie zu behandeln. Seine Frage, in welcher Sprache wohl die Schlange des Paradieses geredet habe, ist weit entfernt davon ein frivoler Scherz zu sein, sondern soll nur die Gegner auf das Mythenähnliche der Erzählung hinweisen. Und so fährt er denn fort, den babylonischen Turmbau, die Sprachenverwirrung als Sage zu behandeln. Die Juden des Alten Testaments haben ferner gar nichts vor den anderen Völkern voraus, die guten Gesetze der Griechen sind den jüdischen mindestens gleich, die Juden hatten blutige Opfer, sie gaben durchaus nicht den anderen Völkern den Anstoß zu aller Kultur. Die Griechen allein sind's gewesen, denen alle Kultur auf der Welt ihre Ausbildung verdankt. — Schneidend aber wird Julians Polemik, wenn er auf das Christentum seiner Tage kommt. Er wirft ihm vor, daß es die Wut der Märtyrer durch den Umsturz der Tempel und Altäre nachahme. Ihr tötet, ruft er, nicht nur die Heiden, sondern auch die Anhänger der Sekten, die nicht so wie ihr

den toten Chriſtus beklagen. Davon, von ſolch lautem gehäſſigen Weſen weiß weder Chriſtus noch Paulus. Die erſten Chriſten ſuchten in aller Stille die Menſchen für ihre Lehre zu gewinnen. Und dann dieſer üppige Kult der Gräber! Überall ſehen die Chriſten die Spuren der Apoſtel und Heiligen, bauen Gräber und Denkmäler ihnen zu Ehren, während doch Chriſtus die Phariſäer mit häßlichen Gräbern vergleicht und ruft: Laß die Toten ihre Toten begraben.

Doch dürfen wir hier nicht allzulange mehr verweilen, wenn wir dem eigentlichen Thema unſeres Kapitels gerecht werden wollen, der Zeit des Auguſtin. Übergehen konnten wir freilich dieſe Dinge nicht; wenn wir von dem Manne ein Bild bekommen wollten, der den eigentlichen Schlußpunkt zu dem Kapitel über die geiſtigen Kämpfe zwiſchen Heidentum und Chriſtentum gemacht hat, ſo galt es, die Zeit bis zu ſeinem Auftreten einigermaßen kennen zu lernen. Denn, wie erſt ſchon bemerkt, das Heidentum war noch lange nicht tot. Das Elend der Zeit, die Einfälle der Barbaren in das immer blutloſer werdende Römerreich, reizte die Heiden, wie ſchon einmal zu Anfang des dritten Jahrhunderts, zu der bitteren Frage an die Chriſten: wo iſt nun euer Gott? Das Reich iſt doch zum größten Teile chriſtlich; hat euer Gott euch in der Zeit der Verfolgung nicht geholfen, ſo tut er es auch jetzt nicht, er hilft ſeinen Anhängern nicht, und wir, die Heiden, müſſen mit euch vergehen: wer weiß, ob das nicht die Strafe der Götter iſt, die durch den neuen Gott entthront worden ſind! Und nun erfolgte die Plünderung Roms durch die Goten, ein Ereignis, das auf alle Zeitgenoſſen den niederſchlagendſten Eindruck gemacht hat. Eine neue giftige Schmähſchrift aus heidniſcher Feder bereitete ſich vor. Da trat Auguſtin auf den Plan. Er war kein weltfremder Asket, er hatte die Sünde nicht wie ein Eremit in der Phantaſie ſchaudernd vorempfunden, eher hatte er erfahren, wie nahe der höchſten geiſtigen Verzückung oft der tiefſte Fall ins gemeinſte animaliſche Leben liegt. So war er der Sünde erlegen und hatte ſich aus dem Elend durch eigene Kraft wieder emporgearbeitet. Er war der griechiſch-römiſchen Weisheit kundig und verachtete ſie nicht, wie manche unter den früheren Apologeten, ſondern ſchätzte ſeinen Platon und ehrte auch den Porphyrios. Und dazu kam noch eins, in ihm lebte ein Reſt von Römerſtolz, von Staatsbewußtſein, der ſich freilich unaus-

geglichen mit der Idee vom Gottesſtaate in ſeiner Seele paarte. In dieſer gewaltigen Waffenrüſtung warf er ſich auf den Feind und ſchrieb die Bücher vom Gottesſtaate, eins der herrlichſten Werke der römiſchen Literatur nicht minder wie des Chriſtentums.

Er begegnet zuerſt der Frage nach den Übeln der Zeit. Natürlich vermag er ebenſowenig wie irgend ein Menſch auf der Welt eine entſcheidend befriedigende Antwort zu geben. Aber Auguſtins Geſichtspunkte, zum Teil freilich der heidniſchen Philoſophie entlehnt, bleiben doch großartig. Nicht daß wir ebenſo wie die Böſen leiden müſſen, kann nach ihm hier in Frage kommen, ſondern die Folgen des Leides gilt es bei Guten und Böſen zu betrachten. Das Ungemach beſſert die Guten, verſchlechtert die Böſen. Der böſe Heide, wenn er es nicht mehr ertragen kann auf der Welt, nimmt ſich das Leben, nur wenige Beſſere haben davon eine Ausnahme gemacht; der Chriſt harrt aus im Elend, bis ans Ende geduldig. Aber ſolche Fragen ſind's ja auch gar nicht allein, die euch bewegen. Ihr klagt nur über das Chriſtentum, weil ihr in euerm alten frevelhaften Überfluſſe weiter leben wollt. Die ganze Welt um euch herum, die Völker des Oſtens beklagen euren Untergang, und ihr ſchreit nur nach dem Theater; ihr ſeid ſchlecht geblieben. — Und nun wendet er ſich, ähnlich wie es auch frühere Apologeten getan, aber mit ganz anderem Nachdrucke gegen die Anſchauung, daß Rom durch das Chriſtentum zurückgegangen ſei und gibt einen Rückblick auf die römiſche Geſchichte und die angebliche Förderung Roms durch die heimiſchen Götter, überhaupt durch den Kult der Vielgötterei. All das Elend früherer Zeiten, die Verbrennung durch die Gallier, die großen Niederlagen im Felde, haben die römiſchen Götter ruhig mit angeſehen. Schliefen ſie denn, als die Gallier das Kapitol erklommen? Da wachten nur die heiligen Gänſe und erhielten dann freilich eine Verehrung, ähnlich dem ägyptiſchen Beſtienkult. Schöne Götter, die ihr Volk nicht erziehen, ſondern es verlaſſen, obwohl man ſie ehrt. Ein Marius blieb ungehindert in ſeinem Wüten, edle Bürger gingen zugrunde: das iſt das Werk eurer Götter! Wendet euch darum zu Gott! „O Rom voll Ruhm und Ehre, Volk des Regulus und Scävola, der Scipionen, des Fabricius, danach ſoll dein Streben gehen, ſcheide zwiſchen dieſem und der abſcheulichen Nichtigkeit, der trügeriſchen Bosheit der Dämonen. Gab dir die Natur, Lob über alle zu erwerben.

ſo gilt es jetzt dieſes zu reinigen und zur Vollendung zu bringen, durch wahre Frömmigkeit, denn die Gottloſigkeit richtet es zugrunde und beſtraft es. Jetzt ſtehſt du am Scheidewege, nicht in dir ſelbſt ſollſt du Ruhm finden, ſondern ohne jeden Irrtum in Gott. In alten Zeiten hatteſt du Ruhm auf Erden, aber nach dem verborgenen Ratſchluſſe der göttlichen Vorſehung konnteſt du die wahre Religion noch nicht finden. Auf, erwache, es iſt Tag, wie du erwachteſt in denen, deren erhabene Tugend, deren Leiden für den wahren Glauben unſer Stolz iſt, die bis zum letzten Augenblicke gegen die bitterfeindlichen Mächte ſich ſchlugen und durch tapfern Tod ſie beſiegten, und ſo durch ihr Blut uns ein Vaterland erworben haben. An dies Vaterland, rufen wir dir mahnend zu, ſchließe dich an, du ſollſt zu den Bürgern gehören, deren Aſyl die wahre Vergebung der Sünden heißen darf." — In dieſen gewaltigen Worten, wie ſie ſeit Tertullian nie wieder ſo köſtlich, ſo tief gemütvoll ein Römer geſprochen, weiſt er über die rauchenden Trümmer Roms hinaus nach dem Gottesſtaat, wie einſt dem Apokalyptiker nach Jeruſalems Zerſtörung das neue Jeruſalem in den Wolken erſchien.

Aber ſo heiß ſein Herz noch für die Rettung römiſcher Seelen erglühen kann, eben dieſe Idee des Gottesſtaates muß ihn von allem Irdiſchen ablenken. Es iſt nicht umſonſt, daß ſolche Worte vor dem endlichen Falle Roms geſprochen worden ſind, ein Jahrhundert früher wäre dieſer Ton nicht möglich geweſen. Die ganze römiſche Geſchichte iſt Auguſtin kaum der Mühe wert. Was iſt denn erreicht worden, fragt er; nach 240 Jahren Blutvergießens ſeit der Gründung hatte die Stadt 20 Millien Landes mehr gewonnen! Das Ende von allem war nach Strömen des Blutes die Knechtung des entnervten Staates durch Auguſtus. Hätte es nun damals ſchon Chriſten gegeben, man hätte ihnen ſicher all dieſes Elend zugeſchrieben. — Noch immer ferner hält es der Apologet für notwendig, den Götterglauben zu widerlegen. Er brauchte dabei ihrer Qualität nach keine anderen Mittel als die Vorgänger, nur daß er wieder ganz anders in die Breite arbeitet als jene, eine viel größere Beleſenheit zeigt. Ihm kommt es vor allem darauf an, den tiefen Spalt zwiſchen dem Glauben der gebildeten Griechen und Römer und dem des Volkes wieder und wieder zu zeigen und demgegenüber das Chriſtentum in ſeiner ganzen Konſequenz darzuſtellen. Und ſo rühren ihn auch nicht die alten Einwände der Gegner, warum

Gott denn die den Christen so anstößige Heidenwelt hätte werden lassen, warum er den Sündenfall, den er doch voraussehen mußte, zugegeben. Neben den vielen und bedeutenden Abhandlungen der Griechen und ihrer römischen Nachtreter über das Geschick, das Fatum, spielen Augustins Anschauungen, obwohl sie nicht ganz originell sind, um ihrer Entschiedenheit willen doch keine kleine Rolle. Das Römerreich, sagt er, stammt von Gott, wie Assyrer und Perser, wie die ganze Entwickelung der Welt. Er gab das Reich Guten und Bösen, einem Vespasian und Domitian, einem Konstantin und Julian, dem Abtrünnigen. Die Einzelgründe sind nicht deshalb ungerecht, weil sie dunkel sind. Ebenso steht es mit dem einzelnen Menschen: das Fatum und der freie Wille schließen sich nicht aus, denn unser Wille ist nur ein Teil von der Dinge Ordnung.

Von unendlicher Erhabenheit ist sein weiterer Kampf gegen die Philosophie der Heiden. Wer diese ganze Literatur durchmustert, von den ersten oft so ungeschickten und doch so suffisanten christlichen Angriffen auf das erhabene Gebäude der griechischen Philosophie an bis auf diese Zeit, der muß notwendig Augustin die Palme reichen. Seine Vorgänger blieben mit wenigen Ausnahmen an den Außenwerken hängen, die von selbst schon zerfielen, er dringt auf die Zitadelle des Feindes vor. Die anderen schimpfen, er streitet. Er vermag historisch zu denken, das Heidentum ist ihm nicht ein Schwindel, ein Spuk, sondern eine große Weltanschauung. Er ist ehrlich genug, den Kampf für sehr schwer zu halten; denn, sagt er, diese Philosophen stimmen sehr häufig mit uns. Er gibt die auch von Eusebius schon zögernd verlassene Position, daß Platon von den Propheten gelernt habe, auf und verweist dabei auf die chronologische Unmöglichkeit dieser fast schon zum Dogma gewordenen Anschauung. Platon und Porphyrios könnten im Austausch *eine* christliche Persönlichkeit bilden. Und noch mehr: er gibt zu, daß diese Heiden einen Vorzug vor den Christen besaßen: sie sprachen seinerzeit ihre Anschauungen offen und rückhaltlos aus, ein Christ muß heutzutage sich in acht nehmen, religiöse Ohren zu beleidigen. Das ist nicht nur ehrlich gesagt, sondern in der vollen Zuversicht des Siegers gesprochen, der des Kernes seiner Sache gewiß ist, mag auch hier und da im einzelnen etwas nicht so ganz sicher sein. Wenn also die Feinde, ein Celsus z. B., sich über die Naivetät der

christlichen Schöpfungsgeschichte aufhielten, darüber, daß es Tage schon vor der Erschaffung der Sonne gegeben haben sollte, spotteten, so erwidert Augustin, daß solche Einzelheiten sich unserem Verständnisse entzögen; wenn man frage, was denn Gott vor seinem Werke getan, so sei das ein törichter, ein Gott menschlich messender Einwand: Gott in der Ruhe ist derselbe wie Gott in der Tätigkeit. Die Bibel lehrt, daß etwa 6000 Jahre seit Erschaffung der Welt verflossen seien, und damit scheinen die orientalischen Berechnungen zu stimmen. Aber will man auch den Gegnern entgegenkommen und 6000 · 6000 Jahre annehmen, so sind diese doch nur kurz gegen die Ewigkeit. Und wenn man auf heidnischer Seite betont, daß nichts gegen die Natur sein könne, so weisen wir Christen auf viele Wunder, die auch in heidnischer Zeit geschehen sein sollen, hin: ein Wunder geschieht nicht gegen die Natur, sondern nur gegen unsere eigene Naturerkenntnis. — Es ist dies wieder einer der tiefsten Sätze des Augustin, von ewiger Gültigkeit, nicht sowohl, weil er ihn zuerst ausgesprochen hat, als weil er den tiefsten Kern aller Apologetik gegen solche Angriffe enthält und demgemäß heutzutage immer wieder neu gefunden wird. Freilich hat diese Anschauung auch ihre großen Schwächen. In dem Kampfe gegen die treffende hellenische Skepsis hat sich Augustin eifrig nach Wundern umgesehen und sie überall zu finden gemeint; er redet von wunderbaren Krankenheilungen, er will sogar, hier einem alten Volksglauben folgend, durch Beobachtung erfahren haben, daß der Kadaver eines Pfaues unverweslich sei. Er hat damit, namentlich mit diesem letzten Satze, der Anschauung des Mittelalters auf folgenreichste Weise vorgearbeitet, hat mit bewirkt, daß der edle, unerschütterliche Christenglaube, der im Kampfe mit der griechischen Skepsis sich emporgerungen hatte und groß geworden war, wieder zum Aberglauben ausartete.

Demgemäß bilden denn auch seine Anschauungen über die exakte Wissenschaft die Vorahnung des Mittelalters. Die Schönheit der Schöpfung genügt ihm, die Zweckmäßigkeit des menschlichen Körpers ist ihm klar, eine Erforschung des einzelnen hat keinen Zweck. Die grausame Kunst der Ärzte hat zwar den Körper der Toten zerfleischt, aber sie hat bei diesem Werke doch nichts zu entdecken gewußt, die Harmonie eines jeden Organs hat niemand finden können noch zu finden gewagt.

Am Ende seines Werkes faßt er dann die Idee des Gottesstaates in seiner Verwirklichung noch einmal ins Auge. Fünf Zeitalter, entsprechend den Tagen der Woche sind ihm dahingegangen, jetzt ist das sechste da, dessen Dauer sich freilich nicht ermessen läßt. „Danach wird Gott wie an einem siebenten Tage ruhen, wenn er diesen siebenten Tag, dem wir seine Bedeutung geben, in sich selbst ruhen läßt. Von diesen Zeitaltern will ich nun hier nicht im einzelnen reden, aber dieser siebente wird unser Sabbat sein, dessen Ende nicht der Abend ist, sondern der Tag des Herrn, ein achter Tag in der Ewigkeit, verklärt durch Christi Wiederkunft, der eine ewige Ruhe nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes bedeutet. Dort werden wir ruhen, dort schauen, schauen und lieben, lieben und loben. Das ist das Ende ohne Ende. Denn ist das ein Ende, das Reich zu sehen, das kein Ende hat?"

Mit diesem fast apokalyptischen Ausblicke schließt der große Mann sein großes Werk. Es steht für uns, wie öfter schon bemerkt, an der Schwelle zweier Zeitalter; dem griechischen Altertum in gewissem Sinne noch gerecht, weist er doch auf eine neue Weltanschauung, die des Mittelalters hin. Der Glanz einer solchen Persönlichkeit tötete die sterbenden Flämmchen der Gegner. Sie hatten ja auch alles gesagt, was zu sagen war: der Standpunkt beider Gegner war unvereinbar. Widerlegt hatte im eigentlichen Sinne niemand den anderen. Die scharfsinnigen Einwände der Griechen waren selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft worden, auch durch Augustin nicht entkräftet. Seine eigene Position aber war so groß, so erhebend, daß sie seine Gesinnungsgenossen über etwaige Zweifel leicht hinwegtragen konnte. Aber durch Gründe, durch Disputationen, durch Bücher und Vorträge von Rhetoren werden, wie immer wieder bemerkt, solche Geisterschlachten nicht entschieden: dafür gibt es in der Geschichte schier unzählige Analogien. Es sind unerklärliche Mächte, die hier ihr Wesen treiben, dem menschlichen Auge zumeist nur durch die Ergebnisse sich enthüllend. Nur so viel können wir hier sagen, das Heidentum starb allmählich an Blutleere. Langsam genug freilich; denn auch das fünfte Jahrhundert, die Zeit Augustins, hat es noch nicht ganz verbleichen sehen, dazu bedurfte es einer längeren Entwickelung. Noch immer weiter schreiben die Christen und Griechen gegeneinander; freilich wird der Ton dieser Schriften hüben und drüben immer

verſöhnlicher und akademiſcher. Aber ſelbſt die Schließung der Philoſophenſchule von Athen im Jahre 529, die Austreibung der Neuplatoniker bildet noch nicht den Schlußſtein dieſes Streites. Die Volksreligion der Griechen zählte noch im 9. Jahrhundert n. Chr. auf dem Peloponnes Anhänger, aus byzantiniſcher Zeit wiſſen wir von ſatiriſcher Schriftſtellerei gegen das Chriſtentum, und mancher Literat jener Epoche mochte ein geheimes Glaubensbekenntnis beſitzen, das mit der Kirchenlehre wenig zu tun hatte. Aber es ſind nur die letzten Zuckungen eines Körpers von einſtiger gewaltiger Lebensfähigkeit und Kraftentwickelung. — Die Geſchichte der Apologetik zeigt uns dagegen ein ſtetiges Wachstum der Kräfte bis zur Stabilierung einer umſpannenden neuen Weltanſchauung. Damit war das Werk der Apologetik vorläufig getan. Aber nur für eine gewiſſe Spanne Zeit. Die Neuzeit hat die alten Kämpfe wieder aufleben laſſen, alle die griechiſchen Gründe haben ſich mit einer gewiſſen Naturnotwendigkeit wieder eingeſtellt, und auch die chriſtlichen Antworten ſind wieder ähnlich ausgefallen. Ein Ende, ein Ziel iſt da kaum abzuſehen, auch die vielgeprieſene Klärung des eigenen Standpunktes, die man durch den Disput erreicht haben will, iſt eine Selbſttäuſchung. Mit ſolchem Hin und Her wird nichts gewonnen. Und doch darf der Skeptizismus hier nicht das letzte Wort behalten, doch ſind dieſe Kämpfe nötig und heilſam. Ein bequemes Sichberuhigen bei den Fragen der Religion iſt der Tod der Religion. Die Religion aber, die nicht wirbt, die nicht angegriffen wird, ruht. Das Beiſpiel Chriſti, der jeden Tag ſeines öffentlichen Lebens warb und kämpfte, muß der Prototyp des Chriſtentums bleiben.

V. Orient und Okzident im alten Christentum.

Wie das Christentum den äußeren Verfolgungen nicht erlegen war, so hatte ihm auch die literarische Polemik der heidnischen Gegner keinen großen Abbruch getan. Freilich hat es die Bosheiten seiner Gegner nicht vergeben und vergessen: das Pamphlet „Über den Tod der Verfolger" ist ein verspäteter Racheakt, ein nachträglicher Lufthieb gegen die Schatten feindlicher Cäsaren, und die systematische Vernichtung der antichristlichen Literatur ist eine andere wirksamere Vergeltung für andere heidnische Angriffe. Dies Vorgehen der Christen, die konsequente Zerstörung der ihnen und der Kirche feindlichen Literatur hat aber nicht nur die Schriften der Heiden getroffen, sondern auch einen Teil der christlichen Literatur in Mitleidenschaft gezogen; die Schriften der Häretiker, der Irrlehrer sind mit demselben Hasse und nahezu dem gleichen Erfolge dem Verderben überliefert worden. Schon früher haben sich solche häretische Meinungen in die Kirche einzudrängen, haben sich Sekten ihr anzuhängen und sie dann umzugestalten versucht. Die Apostelgeschichte kennt schon den großen Irrlehrer Simon Magus, der erste Johannesbrief und auch der zweite sprechen von den vielen Antichristen, die da lehren, Jesus sei nicht der Christus. Andere Stellen späterer Autoren reden noch deutlicher vom Abscheu gegen die Irrlehrer. Als zu dem greisen Johannesjünger und Märtyrer Polykarp einer dieser Sektierer trat und ihn fragte: „Erkennst du uns?" erhielt er die Antwort: „Ich erkenne den Erstgeborenen des Satans", und ebenso soll nach einer allerdings höchst unwahrscheinlichen Erzählung schon Johannes selbst, als er in ein Badehaus getreten sei, dies schleunigst bei der Ankunft eines Glaubensfeindes verlassen haben, aus Furcht, es möge über jenem und ihm zusammenbrechen. Wer sind nun diese Sektierer gewesen, was wollten sie, warum traf sie dieser heiße Haß?

Um diese Fragen einigermaßen reif und umfassend beantworten zu können, dürfen wir allerdings diese Dinge nicht

gleich aus unmittelbarer Nähe betrachten, sondern müssen versuchen, eine höhere Warte zu erklimmen und von da aus weitere Umschau zu halten. Und da gilt es denn das Verhältnis des Orients und Okzidents im Altertum, die Wechselwirkung von Ost und West einmal wieder ins Auge zu fassen.

Was wir an den antiken Denkern immer wieder aufs neue bewundern, ist, daß sie zumeist nur durch ein sehr geringfügiges und lückenhaftes Material unterstützt so tiefe und weittragende Wahrheiten haben finden können. Eine solche Wahrheit ist Herodots Anschauung vom Kampfe zwischen Asien und Europa, die, wenn wir uns in die Zeit des Autors selbst versetzen und danach bedenken, was alles seither in der Geschichte geschehen ist, fast wie eine Prophezeiung klingt. In der Tat waren die Perserkriege nur die letzten gewaltigen Ausläufer der großen Bewegung, die viel, viel früher einsetzt: sie sprachen Griechenland auf lange von der Beeinflussung durch den Osten frei. Aber in Tat und Wahrheit leugnet heute kein Kundiger mehr, daß die Griechen die „Elemente materieller Gesittung" wie die ersten Versuche künstlerischer Tätigkeit dem Einflusse des Ostens verdanken. Doch damit nicht genug; auch die Religion der Griechen, so ursprünglich sie auf hellenischem Boden gewachsen scheint, hat Anregungen vom Osten empfangen. Von den Sibyllen war früher schon die Rede gewesen, ihr orgiastisches Wesen, ihre Ekstase, vielleicht auch ihr Name trägt asiatisches Gepräge. Aber noch eine andere Erscheinung des religiösen Lebens in Griechenland weist nach Asien. Das ist die sogenannte Orphik, d. h. die theosophische Lehre des angeblichen Sehers Orpheus, dichterische Sprüche voll von Tiefsinn über die Entstehung der Welt, halb mythologische, halb theologische. halb spekulative Lehren über das All, dazu Vorschriften für die Erlösung des Einzelmenschen aus dem Zwange des steten Umschwunges auf Erden durch heilige Weihen, Mysterien und besonders durch die Askese. Die Weltentstehungslehre des um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebenden Pherekydes von Syros, des ersten greifbaren Vertreters dieser Richtung, mutet uns schon ganz ungriechisch an. Pherekydes hatte astronomische Studien getrieben; die Kunde aber der Gestirne stammt aus Babylon Er kennt einen Götterkampf, nicht etwa wie die Griechen sonst davon sangen, zwischen Zeus und seinem Vater, sondern einen Streit zwischen dem Ur- und Zeitprinzipe

Chronos und einem Schlangengott. Der Kampf findet seinen Beschluß, indem die eine Partei in die Tiefe des Meeres, den „Ogenos" stürzt, worin man das babylonische Wort Uginna (Kreis, Gesamtheit) wiedergefunden hat. Als ferner Zeus die Welt gestaltet, verwandelt er sich in den Liebesgott Eros; er schafft ein großes und schönes Gewand, in das er das Bild der Erde, des Ogenos, und seiner Behausungen einwirkt und das er über die geflügelte Eiche legt. Zu diesen symbolisch schillernden, sonderbaren, abstrusen, uns fast abgeschmackt bedünkenden Phantasmen traten in der Folgezeit Fortsetzungen des Gedankens von der Schöpfung. Über allem thront das Zeitprinzip, das von Ewigkeit her lebt; der Licht- oder Feuerstoff, der Äther tritt neben dem Chaos erst später in die Existenz. Aus beiden bildet Chronos ein silbernes Ei, dem der Lichtgott Phanes, der auch Liebesgott und Einsicht heißt, entspringt. Er ist männlich und weiblich, er erzeugt aus sich selbst die Nacht, dann eine große Schlange und mit der Nacht den Himmel und die Erde, die Vorfahren des mittleren Göttergeschlechtes. Zu diesem gehören auch Kronos (nicht Chronos) und Rhea, deren Sohn Zeus den Phanes verschlingt und danach das letzte Göttergeschlecht erschafft. — Diese wüsten Bilder und gestaltlosen Vorstellungen sind nun des babylonischen, wie des vielfach mit ihm sich vereinigenden iranischen Wesens echte Kinder. Ganz abgesehen von dem allgemeinen Eindrucke der grandiosen, uns geradezu übernehmenden Willkür dieser Gestaltungen entsprechen sich auch einzelne Züge. So ist in erster Linie der Götterkampf babylonisch. Der Gott des Frühlings, Marduk, vernichtet bei der Weltschöpfung das Chaos, die Tiâmat; er kämpft mit dem Urmeer, spaltet die Tiâmat und macht die eine Hälfte zum Himmelsgewölbe. Das Zeitprinzip ist ferner, wie wir noch sehen werden, in der iranischen Mithrasreligion wiedergefunden worden, Begriffsgestalten oder Personifikationen wie Phanes = Einsicht zeigt ebenfalls die iranische Religion, wie sie auch die Selbstzeugungen, die Ausscheidungsgestalten oder Emanationsgebilde hat. Dem babylonischen Kreise entstammen dann wieder die mannweiblichen Gottheiten und die Schlangenwesen. So hat denn also hier der Orient außerordentlich stark eingewirkt, und da orientalische Kulte und Anschauungen, die uns aus späterer Zeit bekannt sind, ebenfalls den Gläubigen die Erlösung vom Zwange unheimlicher Ge-

walten verſprechen und ſie durch die Myſterien und die Askeſe zu dieſem Ziele führen, ſo dürfen wir auch in dem, was die griechiſche Orphik da verhieß und verlangte, orientaliſchen Einfluß ſehen.

Die Berührung dieſer Dinge war, ſo wenig ſie vielleicht zum Thema zu gehören ſcheint, doch unbedingt nötig, ſie baut uns die Brücke zum Verſtändnis vom Siege unſerer eigenen neuteſtamentlichen Religion: wieſo, werden wir bald ſehen. Die orphiſchen Myſterien und Anſchauungen haben ſich mit der ungeheuren Zähigkeit, die alles geiſtliche und geiſtige Leben in Griechenland charakteriſiert, viele Jahrhunderte gehalten. Ihres Urſprungs iſt man ſich freilich in Hellas nicht bewußt geworden. Dazu war auch keine Gelegenheit, denn bald brauſte der Perſerſturm heran, und nachdem der Okzident glänzend geſiegt hatte, flutete das orientaliſche Weſen weit zurück. Das kulturelle Übergewicht des Weſtens dauert lange Zeit und ſcheint endlich durch den Alexanderzug dauernd beſiegelt. Aber Alexander hat durchaus nicht nur die Einflußſphäre des Griechiſchen bis zum Indus getragen, ſondern ebenſo die ganze orientaliſche Bewegung entfeſſelt, von der uns die nach ihm kommenden Zeiten ſo beredtes Zeugnis geben. Hatten bisher nur einzelne Griechen über den Oſten geſchrieben, ſo treten jetzt in die dichten Reihen der Hiſtoriker, die ſich mit dieſen Dingen abgeben, auch echte Orientalen ein, die in griechiſcher Sprache die Hellenen über die Geſchichte und die Kultur des uralten Oſtens authentiſch zu belehren ſuchen. Von dem Babylonier Beroſſos haben wir ſchon oben geſprochen; ſeinen beſonderen Wert zu erkennen, iſt erſt der Neuzeit durch die Entdeckung des babyloniſchen Sintflutberichtes, der ſeiner Darſtellung ſo ähnlich iſt, gelungen. Es beginnt die Überſetzung des Alten Teſtamentes, die gewaltige Ausbreitung des Judentums über den Boden der Alten Welt. So viele helleniſierte Juden es gab, ſo viele Hellenen und Römer ſchloſſen ſich dem jüdiſchen Weſen an und wurden mit eigenem Namen „die Gottesfürchtigen“ genannt. Und zugleich wuchs auch die phyſiſche Macht des Orients wieder heran. Obwohl Alexander die Kraft der Perſer zertrümmert hatte, dauerte die griechiſch-makedoniſche Herrſchaft über das beſiegte Land doch nicht allzu lange. Eine parthiſche Dynaſtie ſchüttelte das fremde Joch vom Nacken der Iranier ab, die Parther traten als die Großmacht des Oſtens

dem Westen, d. h. besonders den Römern entgegen. Eine nationale und religiöse Reaktion begann trotz der vielen griechischen Kulturelemente, die auch das parthische Land, besonders am Königshofe, kannte, ihren Siegeszug und erhielt in späterer Zeit durch die Erhebung des sassanidischen Königsgeschlechtes seine Vollendung: der Iranismus, der, wie ein bedeutender Forscher unserer Tage sagt, nie zugunsten des Hellenismus abgedankt hatte, steht als eine Rom binnen kurzem fast ebenbürtige Macht da: jüdische Apokalypsen sehen die Reiterheere der Parther heranstürmen. „Der römische Staat", sagt Mommsen, „opfert das erste wesentliche Ergebnis der Politik Alexanders und leitet damit jene rückläufige Bewegung ein, deren letzte Ausläufer im Alhambra von Granada und in der großen Moschee von Konstantinopel endigen."

Diese gewaltige Bewegung trägt nun auf ihrem Wellenkamm eine Menge religiösen Stoffes. Der Angriff des Orientes auf den Okzident wird nicht nur durch das Vordringen des Judentums charakterisiert, sondern in fast gleicher Stärke durch die Propaganda, die persisch-babylonische Anschauungen verbreitet. In Babylon war das Judentum mit der iranischen Religion bekannt geworden, und jenes zeigt in seiner weiteren Entwickelung den Einfluß dieser. Das gilt namentlich von den apokalyptischen Ideen, die wir oben (S. 19 ff.) in ihrer Ganzheit, ohne die Frage nach ihrem Ursprunge zu behandeln, an uns haben vorüberziehen lassen. Die persische Apokalyptik läßt in Perioden von Jahrtausenden das böse und das gute Prinzip miteinander um die Weltherrschaft ringen. Öfter erscheint dann ein Retter der Welt, aber die Macht des Bösen nimmt doch immer wieder zu. Endlich kommt der letzte Retter, der von einer Jungfrau geborene Held. Dann naht das Weltende, die Auferstehung der Toten und das Gericht. Ein vom Himmel herabstürzendes Feuer verzehrt die Erde. Die Menschen müssen durch das Feuer hindurchgehen; während die einen leicht und ungefährdet wie durch warme Milch hindurchkommen, leiden die anderen, deren Unvollkommenheiten die Lohe tilgt, schwere Qualen. Aber zuletzt werden alle gerettet. Ahura Mazda besiegt durch sein Wort, d. h. durch die Zauberformel des Gebetes den Ahriman (Angra-Mainyu), und es beginnt auf der erneuten Erde, der nun auch alles schädliche Getier fehlt, das neue Leben. — Sicher und deutlich erkennen wir die Unter-

schiede zwischen der persischen und jüdischen Anschauung; hier den Pessimismus der Juden, die durchaus nicht alle Menschen gerettet sehen wollen und die eine wirkliche Reinigung von der Sündenschlacke verwerfen, dort den zukunftssicheren erhabenen Optimismus des Persertums, der alle Menschen zuletzt in das Licht aufgenommen haben will. Aber gerade diese Diskrepanz beweist mit den sonstigen Ähnlichkeiten zusammengehalten den inneren Zusammenhang beider Religionen: das folgerichtige Judentum hat eben diese versöhnende Idee verworfen und in ihr Gegenteil umgesetzt. Auch der Dualismus des späteren Judentums mit seiner Vorstellung vom Kampfe Gottes gegen den Teufel oder auch dem Antichrist deutet jedenfalls auf iranische Entwickelungen hin.

Auf weiteres können wir uns hier nicht einlassen, die Religionswissenschaft bewegt sich hier noch immer auf nicht sehr gewissem Gebiete. So viel wird klar geworden sein, daß die religiösen Ideen des Orients jeder Zeit mit außerordentlicher Stärke und Nachhaltigkeit gearbeitet haben, wenn innerhalb der griechischen und der jüdischen Religion Stücke begegnen, die einen ganz fremden Charakter zeigen und nach dem babylonischen und iranischen Oriente hinweisen. Aber noch ist ein Hauptstück dieser Entwickelung unerwähnt gelassen, noch fehlt das Schlußglied dieser Kette: der Mithrasdienst. Über diesen haben wir neuerdings durch ein großartiges Werk des Genter Professors Cumont gründliche Belehrung erhalten. Mithras ist der Genius des himmlischen Lichtes, er überwacht mit Hilfe der Sonne, des Mondes und des Sternenheeres die Welt; er steht zwischen Ahuramazda, dem ewigen Lichte, und Ahriman, dem bösen Geist, als ein „tätiger Gott" ist er der „Botschafter, der Anführer der himmlischen Heere in ihrem ununterbrochenen Kampfe gegen den Gott der Finsternis". Mithras war aus einer Felsmasse entsprungen, das Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt; in der Linken führt er eine Fackel, in der Rechten ein Messer. Die Hirten kamen und beteten das Kind an, brachten ihm die Erstlinge ihrer Herden und Früchte. Bald erstarkte der Knabe und rüstete sich nun zum Kampfe gegen andere Mächte. Er besiegte den Sonnengott und schloß mit ihm einen Vertrag, dann bezwang er, den Menschen die Kultur des Ackers bringend, den wilden Stier und begann ihn rückwärts unter vielen Mühsalen in seine Höhle zu ziehen; aber das Tier entkam, und nun mußte Mithras den Stier töten,

aus dessen Bestandteilen neue Wesen sich entwickelten. Jetzt entstanden die Menschen, und Mithras nahm sich ihrer gegen die Verfolgungen durch den bösen Ahriman an. Eine Sintflut und ein großes Feuer können die Menschheit nicht dauernd zerstören, das Geschlecht der Sterblichen wächst und gedeiht unter Mithras' Schutz, und der Held kann endlich, nachdem er in einem gemeinsamen Mahle das Ende seiner Mühsale mit dem Sonnengotte und den anderen Kampfgenossen gefeiert hat, seine irdische Mission als erfüllt ansehen und zu den Unsterblichen eingehen. Diese Mythologie, die den siegreichen Kampf des Lichtes mit der Finsternis durch einen „Mittler", wie Mithras genannt wird, einem Gestalter der Welt, darstellt, assimilierte sich nun dem babylonischen Religionswesen, der Gestirnwelt des Euphratvolkes. „Die Legenden der beiden Religionen wurden einander näher gerückt, ihre Gottheiten identifiziert, und die semitische Astrolatrie, das monströse Produkt langer wissenschaftlicher Beobachtungen, begann sich über die naturalistischen Mythen der Iranier zu breiten." Eine ungeheure Macht haben bei den Babyloniern die Planeten. Jedem von ihnen ist ein Tag der Woche untertan, jedem ist ein Metall heilig, die Zahl 7 verdankt der Anzahl der Planeten ihre besondere mystische Kraft. Die Seelen, die auf die Erde herabkommen, empfangen von den Planeten nach und nach ihr Wesen. So ist denn nach babylonischem Glauben diesen Sternen alles Irdische widerstandslos unterworfen, die Konstellationen sind die unumschränkten Mächte unseres Daseins. Aber diese himmlischen Gewalten lassen sich versöhnen, es gibt wohltätige Beschützer, die die schlimmen Mächte bekämpfen; deren Beistand heißt es zu gewinnen. Mithras unterstützt den Frommen, der es aufrichtig meint, in dem Kampfe gegen die Bosheit der Dämonen. Wer hienieden rein lebt und gegen die Sinnlichkeit ringt, wer die heiligen Mysterien des Lichtgottes kennt, der kann erlöst werden, wird des Heiles in dieser wie in jener Welt teilhaftig. — Jene Welt ist nun eigentümlich genug gestaltet. Wenn die Seele, die sich des Guten befleißigt hat, sich zu den oberen Regionen erhebt, so findet sie den Himmel in sieben Sphären gegliedert, von denen jede einem Planeten angehört. „Eine Art Leiter, aus acht übereinander gestellten Toren zusammengesetzt, von denen die sieben ersten aus sieben verschiedenen Metallen bestanden,

diente in den Tempeln als ſymboliſche Erinnerung an den Weg, den es zurückzulegen galt, um bis in die oberſte Region der Fixſterne zu gelangen.“ Den Übergang von einem Stockwerke zum anderen bewachte an einer Pforte jedesmal ein Engel des Ahuramazda. Nur wer die myſtiſchen Formeln kennt, kann dieſe herben Wächter beſchwichtigen. Im weiteren Verlaufe ihres Aufſteigens läßt nun die Seele bei je einem Planetentore je eine ihrer Eigenſchaften zurück, ſo daß ſie endlich, von allem Irdiſchen befreit, in den achten Himmel gelangen kann, um damit unendlicher Seligkeit teilhaftig zu werden. — Mit Recht hat man darauf hingewieſen, daß uns in dieſem Etagenbau der jenſeitigen Welt nur ein metaphyſiſches Abbild vom babyloniſchen Turme gegeben werde. Es iſt der bekannte Turm der ſieben Planeten, ein Bau von ſieben aufeinandergeſetzten Türmen, zu oberſt ein achter, der eigentliche Tempel der Gottheit. Jedes Stockwerk hatte, wie die Unterſuchungen an Ort und Stelle gelehrt haben, ſeine eigene Farbe. So verbindet ſich denn in dieſem merkwürdigen Kulte, wie treffend geſagt worden iſt, Spekulation und Naturalismus. — Aber Mithras iſt doch nicht der höchſte Gott dieſer orientaliſchen Religion. Die Spitze wird dargeſtellt durch die unendliche Zeit, gerade ſo wie jene griechiſche Lehre, die wir oben kennen gelernt, dachte. Es iſt dies der Aión, den man als ein Ungeheuer in Menſchengeſtalt mit einem Löwenkopfe darſtellte; den Leib umwand eine Schlange, in jeder Hand hielt er einen Schlüſſel zum Himmel. Er trug auch noch Flügel, um die Schnelligkeit ſeines Laufes zu verſinnbildlichen; die Schlange ſollte die gewundene Bahn der Ekliptik zur Darſtellung bringen. „Er ſchafft und zerſtört alle Dinge, er iſt der Herr und Führer der vier Elemente, aus denen das Weltall beſteht, und er vereinigt virtuell in ſich die Macht aller Götter, die er allein erzeugt hat.“ So iſt dies Götterbild für uns eine echt orientaliſche Erſcheinung, deren Züge wir darum gut tun uns neben allem anderen Angeführten zu merken.

Aber auch jetzt ſchon läßt ſich einiges nach dieſer Richtung erkennen. Der Mithrasdienſt, durch Soldaten aus dem Oſten nach dem Weſten getragen, von ſyriſchen Kaufleuten und orientaliſchen Sklaven verbreitet, gewann eine Ausdehnung im Römerreiche wie nie ein Kult zuvor. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ward er, nachdem er zuerſt die

unteren Stände gewonnen, die Hofreligion und genoß über ein Jahrhundert den besonderen Schutz der Cäsaren; schließlich ward dieser solare Pantheismus, wie Cumont sagt, die letzte Zuflucht der Konservativen gegen das Christentum. In der Tat prallten beide Religionen heftig aufeinander. Mit den alten griechischen Göttern machte das Christentum, wie wir gesehen haben, nicht viel Federlesens, aber der Mithraskult war ihm neben dem Neuplatonismus gefährlich. Beide Religionen, die Jesu Christi und die des Mithras, stammten aus dem Osten, beide schienen sich mit gleicher Schnelligkeit verbreitet zu haben, beide stellten hohe Anforderungen an die Seelenreinheit ihrer Gläubigen, versprachen Ungeheures. Dazu ließen sich gewisse geheime Beziehungen selbst durch die fanatische Polemik der Christen nicht wegdeuten. Hier wie dort hatten die Hirten das eben geborene Kind angebetet, hier wie dort heiligte man den Sonntag, feierte man am 25. Dezember die Geburt der Sonne, hier wie dort hatte man neben einer Art Taufe auch eine Art Kommunion, hier wie dort stand ein göttlicher Mittler zwischen der obersten Gottheit und dem Menschengeschlechte. Diese Ähnlichkeiten fielen auch den Heiden auf und sie zogen ihre scharfen Schlüsse daraus, die nicht zugunsten der Christen ausfielen; diese leugneten natürlich ebensowenig die Berührungspunkte, sahen aber in ihnen nur die von Dämonen beeinflußte Nachahmung durch die Mithrasdiener. Wir haben uns gegenüber diesen Ähnlichkeiten hier noch des Urteils zu enthalten, das Ziel unserer Ausführung liegt ja auch auf einer etwas anderen Richtungslinie.

Denn es handelt sich hier hauptsächlich darum, vom Wesen dieser ganzen Bewegung, von der Kraft ihres Triebes eine Vorstellung zu erhalten, vom Werden des Prozesses, dessen reiner Kristallisationspunkt sich im Christentume bildet. Das Christentum ist nur ein Faktor der ganzen großen Bewegung, die die religiöse Schaffenskraft des Orients bis auf Mohammed dauernd in Atem hielt, freilich sein kräftigster, in sich gefestigtster. Einen Teil dieser Bildungen, die sich an das Christentum in gewissem Sinne anhängen, oder es wenigstens nicht abstoßen, wollen wir nun kennen lernen.

Da tritt uns denn zuerst die merkwürdige Sekte der sogenannten Gnostiker entgegen, wenn man einen Glauben, der sich in eine Menge von Sekten gespalten hat, überhaupt eine Sekte nennen darf. Die Gnostiker sind die „Männer

der Erkenntnis", sie streben nach der „Gnosis", nach der tiefsten Erkenntnis, ob ihnen „durch Geistes Kraft und Mund, nicht manch' Geheimnis würde kund", mag ihnen nun der Schlüssel dazu auch durch Zauberei gegeben werden; sie wollen erfahren „was die Welt im Innersten zusammenhält". Dazu ist ihnen das Christentum, so wie wir es kennen, nur eine Vorstufe, die einfachen Worte des Herrn müssen auf etwas anderes, höheres bezogen werden. Das Ganze, die Gottheit und ihre Ziele, ihr Walten früher, jetzt und in Zukunft sind ein Mysterium, durch Mysterien nur kann man sich der Erkenntnis nähern. Man hat aus diesen und anderen gleich zu entwickelnden Gründen den Gnostizismus für den Orient in Anspruch genommen und meines Erachtens zum großen Teil damit recht getan. Dagegen bleibt Harnack dabei, diese religiöse Richtung bedeute den ersten großen Versuch des Hellenismus, das Christentum mit seinem Geiste zu durchdringen, und die Gründe des großen Theologen sind, wie sich das von selbst versteht, schwerwiegend genug. In der Tat haben, wie es scheint, beide Parteien recht; in dieser Zeit, wo sich die alten philosophischen Systeme auflösen, wo die Religionen einander durchdringen, die Kulte sich umsetzen, ja die Nationen zu einem Weltvolke sich umzuschmelzen scheinen, kann von einem ganz reinen Religionsgebilde nicht mehr die Rede sein.

So viel muß unbedingt festgehalten werden, daß in dem Gnostizismus, der im zweiten und dritten Jahrhundert die apostolische Lehre aufzusaugen drohte, ein starkes griechisches Ingrediens steckt. Die Gnostiker üben an einer Anzahl von christlichen Anschauungen und Sätzen die allerschärfste Kritik. Wir haben nun oben gesehen, wie sich die heidnischen Bestreiter des Christentums über dessen einzelne Aufstellungen äußern. Wir lasen, daß sie den Gott des Alten Testamentes wohl von dem des Neuen unterschieden, hier den eifrigen, zornmütigen, dort einen liebevollen Gott erkannten und einen energischen Widerspruch zwischen beiden konstatierten. Ihre Philosophen fanden ferner, die Welt sei keineswegs in jeder Weise vollkommen geschaffen, Gott habe durchaus keinen Grund gehabt mit ihr sehr zufrieden zu sein. Christus als Sohn Gottes sei so, wie er nach der Schrift erscheint, unmöglich; ein Gott dürfe nicht leiden, klagen, sterben; auch stimmten die Verheißungen des Alten Testaments nicht auf ihn. Den verfolgten Christen selbst nun raten die Heiden, doch nicht so massenhaft

in den Tod zu stürzen, sie könnten ja auch leicht durch irgend ein gleichgültiges Zugeständnis sich aus der Not befreien. Merkwürdig genug denken die Gnostiker nun ganz ähnlich; sie haben die Polemik der Heiden auf sich wirken lassen. Sie erklären die Anbetung der Götzenbilder und das Opfer für irrelevant, wenn es nur nicht aus dem Herzen komme, sie sind der Überzeugung, Christus habe nur einen Scheinleib gehabt, nicht wirklich gelitten, sei auch nicht menschlich geboren worden; sie geben zum Teil die Verheißung des Alten Testamentes als nicht auf Christus zu beziehen auf; sie nehmen eine andere Weltschöpfung durch eine andere erschaffende Macht an, ja sie verwerfen das Alte Testament wegen seiner Widersprüche mit dem neuen. Freilich hatte man schon früh, wie wir gesehen (S. 68), am Alten Testamente gerüttelt. Die häufige allegorische Erklärung des Buches beweist, daß man den absoluten Wortsinn nicht mehr in allen Stücken schützen konnte. So kamen denn einige sogar dazu, das Alte Testament direkt als ein Buch aus des Teufels Hand zu erklären. Dem hat nun ein berühmter Gnostiker des 2. Jahrhunderts n. Chr. sich widersetzt. In einem noch erhaltenen Briefe an eine Christin seiner Gemeinde weist er diese Heißsporne zurück, ohne sich doch der schärfsten Kritik an dem Buche selbst zu enthalten. Er erkennt, daß das Ganze des jüdischen Gesetzes nicht von einem einzelnen gegeben sein könne, nicht von Gott allein stamme, sondern durch Menschenhände, also durch Moses Zusätze erhalten habe. Moses' Gesetze stehen im Widerspruche zu Gottes Gesetz, er hat Konzessionen gemacht, ja um der menschlichen Schwäche willen solche machen müssen. Ebenso sind einige Überlieferungen der Ältesten in das Gesetz eingeflochten worden. Das alte echte Gesetz Gottes ist nun entweder vom Heiland vollendet worden, oder vollkommen aufgehoben oder vergeistigt. Dieser Gott nun, der das Gesetz gegeben hat, ist natürlich nicht der Teufel, aber auch nicht der vollkommene Gott selbst, sondern ein von beiden verschiedener. Das ist der sogenannte Demiurg oder Schöpfer dieser ganzen Welt, ein Mittlerer. Dieser Gott ist niedriger als der vollkommene Gott, er ist gezeugt worden, ist nicht unerzeugt wie der Vater des Alls, ist aber größer und erhabener als der Widersacher. — Diese wie die früher entwickelten Ideen sind nun nicht sowohl selbst philosophische, als vielmehr durch die griechische Philosophie hervorgerufen.

Aber der griechische Einschlag in das Religionsgewebe der Gnostiker ist doch nicht sehr stark gewesen. Neben der scharfen hellenischen Kritik an der Überlieferung, die einem Theologen wie Harnack begeisterte Worte des Beifalls entlockt hat, steht eine religiöse Spekulation, zum besten Teil so voll wunderbarer Gebilde, daß man in ein völlig phantastisches Geisterreich zu blicken glaubt und aufs lebhafte an die Gestalten und den Geist jener orientalischen Schöpfungen erinnert wird. Rein ethische oder intellektuelle Begriffe werden zu plastischen göttlichen Gestalten, erzeugen andere aus sich, kämpfen mit göttlichen Mächten, erliegen, siegen: ein Durcheinander von oft greifbarer, dann wieder dem Griffe entrinnender Spekulation, wildester Willkür der schaffenden Phantasie und uralt ererbter Vorstellungen orientalischer Mythologie. Einen solchen Eindruck haben wir gleich, wenn wir uns die Ideen Simons, des Zauberers, vorführen, den die Überlieferung den ersten Gnostiker nennt. Simon gab sich nach dieser selbst für Gott aus, er sei, sagte er, unter den Juden als Sohn (Messias) erschienen, in Samaria als Vater herabgestiegen, unter die Heiden als heiliger Geist gekommen, als höchste Gottheit habe er sich von den Menschen unter allerlei Namen, Zeus, Ormuzd usw. verehren lassen. Er führte ein Weib mit sich, die er Helena nannte und von der er aussagte, sie sei die göttliche Einsicht, die Mutter aller, die eigentliche Darstellung der Idee Gottes, die ihn bei der Erschaffung von Engeln und Erzengeln geleitet habe, so zwar, daß sie aus ihm herniedergestiegen und diese Schöpfung vollzogen habe. Diese Engelmächte haben dann wieder die Welt geschaffen. Danach aber verleugnen sie die Mutter, beschimpfen sie und schließen sie in menschliche Leiber ein. So wird sie die Helena des troischen Krieges und wandert von Leib zu Leib bis in die Helena des Simon. Sie ist das verlorene Schaf, zu dessen Erlösung der Vater in Simon herabstieg, um den Menschen Heil zu bringen. Denn die Engel regierten schlecht auf der Welt, und so kam Gott herab zu den Menschen, freilich ohne zu leiden, in den drei obengenannten Erscheinungsformen. — Man kann sich nach dem Angeführten denken, wie eine solche Lehre von den Aposteln und ihren Schülern perhorresziert wurde, wie die Gestalt des Zauberers sich unter ihnen und ihren Nachfolgern dämonisch auswuchs; da wurde denn Simon zum Antichrist und vermochte in Rom vor allem Volke durch die Luft zu fliegen.

Schwindelt uns schon bei Simons religiösem Aufbau, soweit er wirklich als solcher bestanden hat, so reißen uns andere gnostische Systeme geradezu in tolle Wirbel von mythologischen Vorstellungen, in ein wild brodelndes Chaos. Da thront über dem ganzen Dasein eine Allmutter „Weisheit", oder auch ein jungfräulicher Lichtgeist, Barbelo, beherrscht die Lichtwelt. Diese erzeugt aus sich heraus einen dämonischen Sohn, Jaldabaot, der wiederum neue Wesen aus sich hervorbringt, zuletzt noch aus den Tiefen des Grundstoffs einen Sohn in Schlangengestalt gewinnt. Dieser Sohn verdirbt seinen bösen Vater noch mehr, da er mit ihm im Himmel und im Paradiese weilt. Jaldabaot ruft: „Ich bin Vater und Gott, und über mir ist niemand!" Da beruft ihn die Mutter: „Lüge nicht, Jaldabaot, denn über dir ist der Vater von allen, der erste Mensch und der Mensch, des Menschen Sohn." Da erschrickt Jaldabaot und ruft seine sechs Mitherrscher auf: „Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde." — Eine andere Sekte, die sich selbst nach dem griechischen Ausdrucke für Schlange die „Ophiten" nannte, erklärte die Schlange des Paradieses als die Allmutter Weisheit, sie habe die Erkenntnis des Guten und Bösen gelehrt, die Schlange sei darum als Bild der Gottheit von Moses aufgerichtet worden. Aber Jaldabaot habe sie verjagt. Doch genügt selbst alles dies noch nicht. Eine Unmenge von Begriffsgottheiten lösen sich sonst noch aus der gnostischen Phantasie aus; der „ewige Sinn (Nus)", das „Denken", die „Wahrheit", die „Liebe", der „Wille", alle werden zu festen Gottheiten, die Vereinigungen untereinander schließen und sich gruppieren, bald diese, bald jene Handlung vornehmen, welche angeblich in der Bibel selbst vorkommen soll: ein rasender Geistertanz, der uns oft durchaus nicht mit bedächtiger Schnelle, sondern in wildestem Wechsel vom Himmel durch die Welt zur Hölle führt. Ist es also fast unmöglich, diese Vorstellungen überhaupt zu sondern und aus einander abzuleiten, geschweige denn hier, an dieser Stelle zur vollen Darstellung zu bringen, so ist doch ein fester Kern, wenn man es so nennen darf, herauszuerkennen, der Orientalismus dieser Phantasien. Darauf läßt sich schließlich das meiste zurückführen. Die uns, wenigstens unserem okzidentalischem Denken so erscheinende Willkür, das Erzwungene dieser Vorstellungen fällt zunächst ins Auge. Dazu aber kommen allerhand einzelne

Faktoren, die noch viel deutlicher orientalisches Gepräge tragen. Da haben wir den Dualismus dieser ganzen Welt, böse und helfende Götter, da haben wir die Götterkämpfe, den Streit des Lichtes mit der Finsternis, des Himmels mit dem Abgrund und seinen Wesen, da haben wir die echt orientalischen mannweiblichen Gebilde, da endlich jene Emanationen, jene Selbsterzeugungen.

Dieser Orientalismus aber verkündet sich noch deutlicher in Einzelheiten. Wir lernten früher die Vorstellung der Mithrasreligion von dem Aufstiege der Seelen bis zum höchsten reinsten Sein kennen und erinnern uns, daß dies eine babylonische Lehre, deduziert vom astronomischen Turm zu Babel war. Ganz ähnlich denkt der Gnostiker. Seine Lehre, die Erkenntnis der göttlichen Geheimnisse, soll dem Menschen durch die Mysterien ermöglichen, aufwärts zu dringen bis an den seligen Ort der höchsten Fülle, in das sogenannte Pleroma hinein. Die ganze Welt und der Einzelmensch ist dem bösen Walten der Planeten, ist sieben furchtbaren Mächten unterworfen. Deswegen kam der Herr vom Himmel hernieder, der Stern von Bethlehem löste die alte Gestirnreihe ab. Aber noch immer gilt es für den einzelnen, diese Gewalten zu bekämpfen. Die Gnosis führt uns auf rechter Straße zu diesem Ziele. Sie nimmt, wie die Orphiker und die Mithrasreligion ein Hauptprinzip, die ewige Zeit, den Äon postulierten, eine Reihe von sieben Äonen an, die einst Christus auf seinem Wege zur Erde durchmessen, sieben Stufen der Erkenntnis, die jetzt wieder von der Seele an der Hand der Gnosis zu passieren sind. Aber diese Stufen, diese Äonen werden von schlimmen Herrschern bewacht, von den sog. Archonten, den Planetengöttern; die gilt es zu überwinden. Heilige Formeln, heilige Abzeichen, Mysterien helfen dem Menschen dazu. Er muß die Astrologie kennen, mit ihrer Hilfe bezwingt er die bösen Weltherrscher. Dazu ist nun die Magie nötig, darum treibt der Mensch, der gerettet werden will, auf Erden diese Kunst, um später durch sie zu siegen. So sind uns denn noch eine Menge der sinnlosesten Formeln und Buchstabenkompositionen verschränktester Art, Anrufungen Gottes u. a. überliefert worden, von denen zum Teil dreist behauptet wird, daß Jesus Christus sie selbst seinen Jüngern als Mittel des Heils vorgeschrieben habe. Auch die Taufe unterliegt dem Dämonenzwang. Mit syrischen Formeln wird getauft, die man zur Zeit der Anwendung gar nicht mehr verstand, die daher

nur noch die Wirkung von Zaubersprüchen haben. Desgleichen findet sich auch ein gnostisches Totensakrament, das an den Leichen vollzogen wird, damit die Seele den feindlichen Mächten unangreifbar werde.

Diese Zauberformeln wollen wir nun hier nicht weiter mehr berücksichtigen. Denn durchaus nicht alles bei den Gnostikern reduziert sich auf diesen Hokuspokus, obwohl die Kirchenväter natürlich mit besonderer Energie gerade diese Dinge behandeln. In den Zusammenkünften der Gnostiker wurden auch Hymnen gesungen, die uns, so mystisch sie stellenweise klingen, zeigen, daß das Gemüt der Gläubigen denn doch von Vorstellungen erfüllt war, die auch wir, weil sie von Furcht und Hoffnung, vom Harren auf das Unaussprechliche menschlich schön zeugen, oder weil sie von göttlichen Geheimnissen eine Kunde zu haben glauben, auf unsere Weise zu würdigen imstande sein werden. Da tönt denn ein solcher Hymnus:

Durchdringend erzeugte das All zuerst
Der Geist, und der Erstgeborne danach
Erzeugte das Chaos ausgießend.
Zu dritt geschaffen empfing daher
Die Seele ihr treibendes Leben.
Daher nun ringt sie in Hirschesgestalt
Sich ab mit dem Tode, der rauh sie zerrt.
Bald blickt sie im Königsstolze zum Licht,
Bald wimmert sie tief in des Jammers Sturz,
Bald wechselt mit Lachen und Klage sie ab,
Bald stürzt die Unselige tief in das Leid
Endlos labyrinthischer Irrfahrt.

Jesus sprach: Sieh hin, o Vater,
Wie dies Wesen auf der Erde,
Aller Übel Ziel und Opfer,
Fern von deinem Hauche irrt.
Sieh, das bittre Chaos flieht es
Ratlos, wie's hindurch soll finden.
Darum sende mich, o Vater:
Siegel tragend steig' ich abwärts,
Der Äonen Zahl durchschreit' ich,
Jede heil'ge Kunde deut' ich,
Zeige dann der Götter Bildnis.
Und so schenk' ich euch des heil'gen
Weges tief verborgene Kunde
Gnosis heißt sie nun für euch

Und so preist der Psalm der Gnostiker die Weisheit:

Das Mägdlein ist des Lichtes Tochter,
Es ruht auf ihr der Könige stolzer Glanz,
Ergötzend ist ihr Anblick,
In strahlender Schöne erglänzt sie.
Ihre Gewänder gleichen Frühlingsblumen,
Lieblicher Wohlgeruch entströmt ihnen.
Ihr zu Häupten thront der König
Und nährt, die unter ihm wohnen, mit seiner Götterspeise.
Wahrheit ruht auf ihrem Haupte,
— — — — — — — — — —
Gleich Stufen steigt ihr Nacken auf,
Ihn schuf der erste Weltbaumeister.
Ihre beiden Hände deuten verkündend auf den Chor der glücklichen Äonen,
Ihre Finger auf die Tore der Stadt.
Ihr Brautgemach ist licht,
Von Balsam duftend und jeglichem Wohlgeruch,
Strömt süßen Geruch von Myrrhe und Würzkraut aus.
Drinnen sind Myrrhenzweige und allerlei süß duftende Blüten gestreut,
Die Eingänge mit Rohr geschmückt.
Umschlossen halten sie ihre Brautführer, sieben an der Zahl,
Die sie selbst erwählt hat;
Ihrer Brautführerinnen sind sieben,
Die vor ihr Reigen tanzen.
Zwölf sind es an der Zahl, die vor ihr dienen
Und ihr unterstellt sind.
Ihren Blick richten sie gespannt auf den Bräutigam,
Um durch seinen Anblick erleuchtet zu werden,
Und werden in Ewigkeit bei ihm sein zu der ewigen Freude
Und sitzen bei jener Hochzeit, zu der sich die Vornehmen versammeln,
Und werden weilen bei dem Mahle, dessen die Ewigen gewürdigt werden,
Und königliche Gewänder anziehen und glänzende Kleider antun
Und in Freude und Jauchzen sich beide befinden
Und werden preisen den Vaters des Alls,
Dessen stolzes Licht sie empfingen
Und erleuchtet wurden im Anblick ihres Herrn,
Dessen Götterspeise sie entgegennahmen,
Die unvermindert in ihnen bleibt,
Auch tranken von seinem Wein,
Der ihnen nicht Durst noch Begehren erregt,
Lobten und priesen mit dem lebendigen Geiste
Den Vater der Wahrheit und die Mutter der Weisheit.

Bei weitem schöner noch klingt das kurze Bruchstück eines gewaltigen gnostischen Lehrers und Redners, wenn er in einer Predigt sagt: „Ihr seid von Anfang unsterblich und ihr seid Kinder des ewigen Lebens und wolltet den Tod auf euch verteilen, damit ihr ihn aufbrauchtet und aufzehrtet, und also der Tod stürbe in euch und durch euch. Denn wenn ihr die Welt auflöset, ihr selbst aber euch nicht auflöset, so seid ihr Herren der Schöpfung und aller Vergänglichkeit."

Haben wir uns somit einen kurzen, freilich sehr lückenhaften Überblick über die große Sekte verschafft, haben wir gesehen, wie einerseits die griechische Kritik von dem Gnostizismus angenommen wird, anderseits aber die Spekulation über das All, der Glaube an die Erkenntnis durch die Mysterien, die Läuterung der Seele echt orientalischem Denken und Fühlen entspricht, so treten jetzt auch die Punkte in ein helleres Licht, wo die scheinbar unvereinbaren Gegensätze, Orientalismus und helleniſches Denken einander angepaßt wurden. Die Gnostiker verwarfen das Alte Testament und seinen starken eifrigen Gott, aber sie eliminierten ihn durchaus nicht ganz, sondern erklärten ihn für eine schaffende Macht, eine treibende, wenn auch nicht die höchste göttliche Kraft: das entsprach dem orientalischen Dualismus. Ebenso glaubten sie nicht an Christi Leiden; folglich differenzierten sie wieder und unterschieden zwischen dem Jesus, der gelitten habe als Mensch, und einem Christus, der in ihm vorübergehend gewohnt habe. Andere nahmen auch an, daß der vom Alten Testamente verheißene Messias, der nach dem Wortlaut des Buches nur ein kriegerischer Fürst sein könne, noch kommen, und daß der wahre Christus dann mit ihm kämpfen solle. So hat der Gnostizismus es nicht ohne Kunst versucht, die Zweifel, die jedem kritisch Lesenden auftauchen, durch eine eigenartige Verbindung von Scharfsinn und Mythologie zu beseitigen, die sonst übliche allegorische Deutung des Alten Testamentes, jene klägliche Zuflucht vor dem Zweifel, verwerfend dem alten Buche in gewissem Sinne seine Autorität zu bewahren und mit dem Neuen Testamente organisch zu verbinden. Aber eine reine Hellenisierung des Christentums kann die Gnosis doch nicht heißen.

Richtig ist allerdings, daß sich der Haß der Kirche und ihrer berufenen Vertreter mit Energie auch gegen das Helleniſche im Christentum wendet. Die Konzessionen im Dogma an die

Heiden konnte man sich nicht gefallen lassen, ohne an den Grundfesten der werdenden Kirche zu rütteln, die Gleichgültigkeit gegen das Götzenopfer und gegen die Ableugnung des Christentums bei den Verfolgungen schwächte ebenso die Einheit des Auftretens. Aber auch sonst mußte sich das Christentum im eigentlichen Sinne es verbitten, mit dem Gnostizismus verwechselt zu werden. Die Feinde der Christen wiesen voll Spott auf die gnostischen Mysterien, ihren Zauberspuk hin, auf die Ähnlichkeit mit orientalischen Kulthandlungen. Auch da galt es offenes Visier zeigen zu können, auch da mußte man denen, die sich Christen nannten und es doch nicht zu sein schienen, zurufen: ihr habt einen anderen Geist als wir. Es ist oft gesagt worden und nicht mit Unrecht, daß es sich während dieses Kampfes darum handelte, ob das Christentum von einer Hochflut heidnischer Vorstellungen wieder verschlungen werden sollte. In der Tat sah es so aus, als ob die Riesenwelle, die aus dem Orient heranflutend das Christentum emporgetragen hatte, es nun wieder in ihre trüben Strudel zurückreißen wollte. Dagegen hat sich der einfache Sinn der Apostel und ihrer Jünger wie später der okzidentalische Geist der Kirchenväter mit allen Kräften gewehrt und es verstanden, die vom Gnostizismus drohende schlimme Gefahr abzuwenden. Freilich ward zugleich damit auch manches Gute vernichtet.

Die Stärke der orientalischen Strömung ist in jener Zeit eine ganz ungeheure. Unter den Hufen persischer Rosse erdröhnt vom 3. Jahrhundert ab der Boden Kleinasiens, orientalische Kaiser, vom östlichen Volke mit Begeisterung gefeiert, besteigen den Cäsarenthron, und endlich erhält der griechische Orient seine Reichshauptstadt. Vollends zeigt sich dies Wesen auf dem religiösen Gebiete. Nach dem Gnostizismus tritt uns da die Lehre der sogenannten Manichäer entgegen. Schon war der ältere Gnostizismus im Erliegen, schon auch die Frage, ob Christus oder Mithras im römischen Reiche herrschen sollte, fast entschieden, da zeigte der Orient noch einmal seine ungeheure religiöse Schöpferkraft und die Lehre des Babyloniers Mani drang gegen den Westen vor. Es war der letzte, der schwerste Kampf. — Mani, 215/6 n. Chr. in Babylonien geboren, ist ein Religionsstifter gleich Mohammed gewesen. Er wollte den Persern eine bessere Religion geben, nicht das apostolische Christentum verdrängen. Er knüpfte zwar

an ein gnostisches System an, aber die Form seiner Lehre war heidnischer als die Gnosis. Wie alle Glaubensbekenntnisse der Zeit mit Ausnahme des Christentums nahm auch das seinige die verschiedensten Bestandteile in sich auf, wir finden parsistische, buddhistische, babylonische und orientalisch-christliche Elemente. Darum wirkte auch seine Lehre so tief, von Hochasien drang sie bis zu den Säulen des Herkules und nach Gallien hinein, vom 4. Jahrhundert bis nahezu ins 12. Jahrhundert hat sie sich behaupten können und Kirchenvätern wie Kirchenfürsten die allerschwersten Stunden bereitet. Mani also, so erzählte die Sage, wurde durch einen Engel berufen, dann trat er im 28. Lebensjahre als Religionsstifter auf, er behauptete nach Buddha, Zarathustra, Jesus der letzte Gesandte Gottes zu sein. Seine Lehre war absolut dualistisch; wieder treffen wir zwei Mächte, das Urlicht und die Finsternis als den anfänglichen Zustand der Welt an. Das Urlicht besteht aus zweimal fünf Elementen, die die Namen von sittlichen Zuständen führen. Zu dem Lichtreiche aber gehört noch eine Lichterde, die ein Lichtgott regiert, eine Art himmlischer Abspiegelung der Menschenerde. Darunter liegt die Finsternis, sie ist wie die babylonische Tiâmat persönlich gedacht; sie hat wieder fünf Elemente, wieder eine Erde der Finsternis. Aus der Finsternis erwuchs der Satan, der den Kampf mit dem Reiche des Lichts begann. In diesem Streite nun tritt eine Unmenge sinnverwirrender, neu erzeugter mythologischer Gestalten auf; endlich siegt das Urlicht. Aus der Vermischung der Licht- und Finsterniselemente entsteht nun die sichtbare Welt. In ihr besteht das Mißverhältnis zwischen Licht und Schatten weiter fort, das auch im Menschen sich erhält, sein Leib ist von Dämonen erzeugt, seine Seele gehört dem Lichte, doch so, daß Adam mehr Lichtteile als Eva enthielt. Darum wird den Menschen ein Tröster, Jesus, der sie über diesen traurigen Zustand belehrt, gesandt. Es folgen dann mannigfache wildphantastische Ausschmückungen der Fabel von Kain und Abel; endlich geht Adam ins Reich des Lichts ein, Eva zur Hölle. Von gleicher Zügellosigkeit der Einbildungskraft ist die Darstellung der letzten Dinge, die wir hier nicht zu verfolgen brauchen; genug, daß hier ebenso wie in allen sonstigen Anschauungen der Manichäer die Idee von der endlichen Vereinigung aller im All vorhandenen Lichtelemente vorherrscht und dem Lichte die definitive Sicherheit vor der Finsternis gewährleistet wird.

Diese Idee vom Lichte durchdringt auch die Ethik. Gewisse Speisen sollen genossen werden, weil sie Lichtteile enthalten, unreine Worte aus dem entgegengesetzten Grunde gemieden werden, desgleichen gewisse Beschäftigungen und unreine Handlungen und Gedanken. Die Gläubigen zerfielen dementsprechend in der Hauptsache, da unmöglich alle diese Gebote halten konnten, in „Vollkommene" und „Hörer"; die letzteren brachten den ersteren eine unendliche Verehrung, gleich wie Verklärten entgegen. — Die Lichtreligion charakterisiert sich auch im äußeren Ritus; die vier täglichen Gebete richten sich nach dem Stande der Sonne, der Inhalt des Gebetes gilt allen den Lichtwesen des manichäischen Glaubens.

Über Christus dachte Mani ähnlich wie viele Gnostiker. Der von den Juden gekreuzigte Jesus heißt bei ihm „der Sohn der armen Witwe" und ist eine Art Teufel, der wahre Erlöser besaß eine Art Scheinleib, seine Geburt, Taufe, sein Leiden war Schein. Damit hängt dann eine genaue Scheidung zwischen Echtem und Unechtem in der Bibel zusammen; der Lichtprophet Mani hält im Neuen Testament u. a. für besonders echt natürlich die Verklärungsgeschichte und danach die Ethik Christi. Das Alte Testament wird demzufolge selbstverständlich gänzlich verworfen; Moses ist ein Apostel der Finsternis.

Mit Recht hat man den Manichäismus die vollendetste Gnosis genannt. Er nahm viele Elemente der schon erliegenden großen Sekte in sich auf und überflutete den Osten und Westen noch einmal mit Vorstellungen babylonischen Heidentums. Babylonisch war ja auch die Gnosis im letzten Grunde gewesen. Aufs neue machte die Kirche gegen den neuen Feind Front. Aber er war schwerer zu überwinden als die eigentliche Gnosis. Augustin, der selbst lange Jahre im Lager der Manichäer geweilt, ist wohl einzelner Manichäer Herr geworden, aber großen Erfolg hatte er sonst gegen die Sekte nicht. Sie hielt sich, wie gesagt, bis tief ins Mittelalter unter dem Namen der „Katharer" (d. h. der Menschen der Reinheit). Neben dieser gnostischen Lehre hat noch eine andere Abart, die Sekte der Mandäer, die sich die Jünger des Johannes nennen, bis auf den heutigen Tag ihr Dasein zu fristen vermocht. Sie leben in den Sumpfgegenden des unteren Euphrat und Tigris und zählen ungefähr noch 1500 Köpfe: ein letzter, höchst merkwürdiger Rest der alten Gnosis, dessen Lehren wir hier nicht mehr behandeln wollen.

* * *

Blicken wir jetzt auf die Entwickelung des alten Christentums zurück, so müssen wir wiederholen, daß unsere Bewunderung vor seiner Kraft gar nicht groß genug sein kann. Es nahm den schweren Kampf gegen die heidnische Polemik auf, gegen die griechische Skepsis. Ein Sieg war, wie oft schon bemerkt, hier nicht zu erstreiten, aber es geschah alles, was geschehen konnte, wenn man stets auf dem Platze war und ohne Zaudern auf den Feind losschlug. Schwer war auch der Kampf mit dem heidnischen Staate und seinen Machtmitteln. Aber gerade da half dem Christentum schon die gewaltige Zahl seiner Anhänger; die systematischen Verfolgungen kamen zu spät. Viel ernster war der Streit mit der neu erwachten heidnischen Frömmigkeit, die in dem Mithras-Kult des Volkes, wie im Denken der neuplatonischen Philosophen dem Verehrungsbedürfnis, dem Verlangen der Heiden nach dem Anschlusse an die Gottheit Ausdruck gab. Am schwersten aber ward dem Christentum die Bekämpfung der Sekten in seiner Mitte. Gegen diese hat die Kirche stets wie gegen Verräter gestritten und ihre Vernichtung auch durch systematische Verfolgung ihrer Literatur durchgesetzt. Der Sieg in diesem ganzen ungeheuren Kampfe mit mehreren Fronten zu gleicher Zeit läßt sich jetzt auch vielleicht auf seine historischen Gründe zurückführen. Wir haben oben schon (S. 16) die größere Konzentration des Christentums als eine Ursache seines Sieges bezeichnet, eine andere in der allgemeinen Stimmung der Zeit, dem Bedürfnis nach der Vertiefung des inneren Lebens gefunden. Aber von viel größerer Kraft als diese Einzelfaktoren scheint die Gesamtentwickelung der Dinge, d. h. in diesem Fall: die religiöse Aktion des Orientes gewesen zu sein; sie bezwang den ganzen Westen, sie verhalf auch dem Christentum zu seinen ersten Siegen. Doch rasch stieß dieses den überwuchernden Orientalismus ab. Obwohl selbst eine orientalische Religion, besaß es doch eine wundervolle Mischung von Mystik, die zu jeder Religion gehört, und von einfach handlicher Moral, die mit einem göttlichen Vorbilde eins war. Kamen dann erregte Zeiten, so nahm auch das Christentum ekstatische Formen an; kehrte die Ruhe zurück, so erfüllte es erst recht die Seelen seiner Anhänger. Dazu stellte das Christentum, unähnlich den anderen Religionen des Orients, als echte Volksreligion so wenig komplizierte Anforderungen an den einzelnen, daß die Gefahr eines Zuflusses neuer orientalischer Elemente überwunden werden

konnte. Der Kampf, den dann die Apologeten mit den gelehrten heidnischen Gegnern führen mußten, drückte ihnen die philosophischen Waffen der Feinde in die Hand, drückte ihrem Geiste griechisches Siegel auf. Der Grundzug des griechischen Wesens aber ist immer ein gewisser Rationalismus geblieben. Und dieser Rationalismus lehnte die Phantastik der orientalischen Gnosis ab: der Westen reagierte so gegen den Osten. So konnte das orientalische Wesen nur die Kreise der Sekten erfüllen, nicht zur Gesamtreligion werden. Aber vielleicht ist auch alles dies nur Klügelei, und gehört der Sieg des Christentums zu den historischen Wundern, deren Ursachen uns stets ein „Ignorabimus" bleiben, ein Geheimnis, immer wieder lockend, immer wieder sich verhüllend, wie das Wesen Jesu Christi selbst.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Privatdozent Weinel. Geh. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.

Das Buch will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher (Tolstoi, W. Kirchbach u. a.) Allegorisierung der Gleichnisse Jesu ihre richtige, wörtliche Auffassung, wie sie mit so großem Erfolg besonders von Ad. Jülicher herausgearbeitet worden ist, in den Kreisen der Nichttheologen, vor allem der Lehrer bekannt machen. Es verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie an den drei ersten Evangelien und dem Leben Jesu und will dadurch seine Leser in den Stand setzen, gegenüber überlieferter unkritischer Hinnahme oder moderner Unechterklärung des gesamten Evangeliumstoffes selbst zu verstehen, wie viel wir wirklich von Jesus wissen können und mit welcher Methode wir diese Erkenntnis festzustellen vermögen. Endlich entwirft das Buch ein Bild des Seelenlebens des Dichters und Propheten Jesus auf Grund seiner Gleichnisse.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht.

Geh. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.

Seit manchem Jahrzehnt hat die Wissenschaft daran gearbeitet, das hochwichtige Gebiet der israelitischen Religionsgeschichte, das aufs innigste mit den Kulturen des alten Orients verbunden ist, zu erschließen. Angesichts des lebhaften Interesses, das sich durch die Populariſierung der Ausgrabungsresultate aus den Ländern der alten Welt diesen Fragen zugewendet hat, erscheint es angemessen, auch die Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Nicht haltlose, kühne Hypothesen galt es hier zu veröffentlichen, sondern das in langer Arbeit Bewährte, durch Zustimmung der Besten oder durch Anerkennung mancher Forschergenerationen Gesicherte dem großen Publikum zu bieten.

Palästina und seine Geschichte. 6 volkstümliche Vorträge von Prof. Dr. von Soden. Mit Ansichten aus dem heil. Lande, 2 Karten und einem Plan von Jerusalem. Geh. *M* 1.—, geschmackvoll geb. *M* 1.25.

Auf Grund einer Reise durch Palästina hat der Verfasser uns hier ein Bild gezeichnet nicht nur von dem Lande selbst, sondern auch von all dem, was aus demselben hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrtausende — ein wechselvolles, farbenreiches Bild — die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Muhammeds lösen einander ab.

„Ein köstliches Volksbuch! Auf wissenschaftlicher Grundlage und doch so frisch und lebenswarm!"

(Allgem. Deutsche Lehrerzeitung. 1900. Nr. 2.)

Die Jesuiten. Eine historische Skizze von H. Boehmer-Romundt. Geh. *M* 1.—, geschmackvoll gebunden *M* 1.25.

Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens. Es gibt ein umfassenderes und klareres Bild als all die bisherigen Darstellungen dieser Art und damit auch solchen, welche die großen Quellenwerke nicht studieren können, die Möglichkeit, über den Orden gerecht und zutreffend zu urteilen.

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Prof. Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch. 2. Auflage. In Leinwand geschmackvoll gebunden *M* 5.—

„... Es ist eine wahre Lust, diesem kundigen und geistreichen Führer auf dem langen, aber nie ermüdenden Wege zu folgen, den er uns durch Asien, Afrika und Europa, durch Altertum und Mittelalter bis herab in die Neuzeit führt. ... Es ist ein Werk aus einem Guß, in großen Zügen und ohne alle Kleinlichkeit geschrieben. ... Überhaupt möchten wir mit diesen Bemerkungen keineswegs das Verdienst des Verfassers schmälern, dessen schönem, inhaltsreichem und anregendem Buche wir vielmehr einen recht großen Leserkreis nicht nur unter den zünftigen Gelehrten, sondern auch unter den gebildeten Laien wünschen. Denn es ist nicht nur eine geschichtliche, d. h. der Vergangenheit angehörige Frage, die darin erörtert wird, sondern auch eine solche, die jedem Denkenden auf den Finger brennt. Und nicht immer wird über solche Dinge so kundig und so frei, so leidenschaftslos und doch mit solcher Wärme gesprochen und geschrieben, wie es hier geschieht."

(W. Nestle i. d. Jahrbüchern f. d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Liter.)

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen von Geh. Rat D. Dr. Vogel. Dritte Aufl. Geheftet *M* 3.20, geschmackvoll gebunden *M* 4.—

„Wem daran liegt, daß die wahre Einsicht in Goethes Wesen und Art, das echte und rechte Verständnis unseres Dichterfürsten immer mehr gewonnen und die Erkenntnis seiner Größe immer klarer, sicherer und inniger werde, der wird es mit lebhafter Freude begrüßen, daß die vorliegende Schrift in neuer Auflage erschienen ist. ... Das gesamte geistige und soziale Leben unseres Volkes wird aus Vogels schönem Werke reichen Gewinn ziehen, namentlich aber ist der Freund und Verehrer Goethes dem Verfasser für seine mühevolle und selbstlose Arbeit zu wärmstem Danke verpflichtet. ..."

(Otto Lyon in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 1900. 2. Heft.)

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart von A. Riehl. Acht Vorträge. gr. 8. geh. *M* 3.—, geb. *M* 3.60.

Inhalt: 1. Vortrag: Wesen und Entwicklung der Philosophie. — Die Philosophie im Altertume. 2. Vortrag: Die Philosophie in der neueren Zeit. — Ihr Verhältnis zu den exakten Wissenschaften. 3. Vortrag: Die kritische Philosophie. 4. Vortrag: Die Grundlagen der Erkenntnis. 5. Vortrag: Der naturwissenschaftliche und der philosophische Monismus. 6. Vortrag: Probleme der Lebensanschauung. 7. Vortrag: Schopenhauer und Nietzsche. — Zur Frage des Pessimismus. 8. Vortrag: Gegenwart und Zukunft der Philosophie.

Von den üblichen Einleitungen in die Philosophie weicht die hier angezeigte Schrift schon durch ihre Form ab. Weniger zu belehren, als vielmehr anzuregen ist die Bestimmung der Schrift; sie denkt sich daher auch den Leser als Hörer. Sie will der Philosophie unter den wissenschaftlich Gebildeten neue Freunde gewinnen und weiteren Kreisen das Verständnis für die philosophischen Bestrebungen der Gegenwart vermitteln.

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Prof. Dr. K. Brandi. 2. Aufl., Geheftet *M* 5.—, gebunden *M* 6.—

Das Buch bietet die erste zusammenfassende und entwickelnde Behandlung dieser für die Geschichte des menschlichen Geistes so bedeutenden Zeit. Alle wichtigen Erscheinungen des Lebens, Sozialgeschichte und Politik, Kunst und Wissenschaft, kommen gleichmäßig zur Geltung. Die Ausstattung des Buches ist im Sinne der Drucke aus der Renaissancezeit gehalten.

„Wir haben ein ganz vortreffliches Buch vor uns, das, mit weiser Ökonomie den reichen Stoff beherrschend, weiteren Kreisen der Gebildeten, die das Bedürfnis empfinden, die unsterbliche Kunst der italienischen Renaissance im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, von der sie abhängig ist, zu begreifen, nur lebhaft empfohlen werden kann."

(Köln. Zeitung. 1900. Nr. 486.)

„Im engsten Raum stellt sich die gewaltigste Zeit dar, mit einer Kraft und Gedrungenheit, Schönheit und Kürze des Ausdrucks, die klassisch ist."

(Die Nation. 1900. Nr. 34.)

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet 1 Mark.

in Bändchen von 130–160 Seiten. Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Gebunden Mk. 1.25.

Die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" sucht ihre Aufgabe nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. Sie will dem Einzelnen ermöglichen, wenigstens an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, zu erheben, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens zu gewinnen. In diesem Sinne bieten die einzelnen in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien" auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Aberglaube s. Heilwissenschaft.

Abstammungslehre. Abstammungslehre und Darwinismus. Von Professor Dr. R. Hesse. 2. Auflage. Mit 37 Figuren im Text. (Nr. 39.)

Die Darstellung der großen Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, der Abstammungslehre, erörtert die zwei Fragen: „Was nötigt uns zur Annahme der Abstammungslehre?" und — die viel schwierigere — „wie geschah die Umwandlung der Tier- und Pflanzenarten, welche die Abstammungslehre fordert?" oder: „wie wird die Abstammung erklärt?"

Algebra s. Arithmetik.

Alkoholismus. Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 3 Bändchen. (Nr. 103. 104. 145.)

Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr verbundenen sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme. Sie enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung und sind unentbehrlich für alle, denen die Bekämpfung des Alkoholismus als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Aufgaben ernster, sittlicher und sozialer Kulturarbeit am Herzen liegt.

Band I. Der Alkohol und das Kind. Die Aufgaben der Schule im Kampf gegen den Alkoholismus. Der Alkoholismus und der Arbeiterstand. Alkoholismus und Armenpflege.

Band II. Alkoholismus und Nervosität. Alkohol und Geisteskrankheiten. Alkoholismus und Prostitution. Alkohol und Verkehrswesen.

Band III. Alkohol und Seelenleben. Alkohol und Strafgesetz. Einrichtungen im Kampf gegen den Alkohol. Einwirkungen des Alkohols auf die inneren Organe. Alkohol als Nahrungsmittel. Älteste deutsche Mäßigkeitsbewegung.

Ameisen. Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Nr. 94.)

Faßt die Ergebnisse der so interessanten Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, über die Sinnestätigkeit der Ameisen und über andere interessante Details aus dem Ameisenleben zusammen.

Amerika (s. a. Schulwesen). Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graph. Darstellungen. (Nr. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen, den Wettbewerb zwischen den Vereinigten Staaten und Europa — Schutzzoll und Reziprozität in den Vereinigten Staaten — Die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten — Die amerikanische Trustfrage — Die Eisenbahnfrage in den Vereinigten Staaten — Die Bankfrage in den Vereinigten Staaten — Die herrschenden volkswirtschaftlichen Ideen in den Vereinigten Staaten.

——— Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. E. Daenell. (Nr. 147.)

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von den ersten Kolonisationsversuchen bis zur jüngsten Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme, die zur Zeit die Amerikaner besonders bewegen.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. (Nr. 78.)

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

Arithmetik und Algebra (s. a. Mathematische Spiele) zum Selbstunterricht. Von Professor Dr. P. Crantz. I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. Mit 9 Figuren im Text. (Nr. 120.)

Will in leicht faßlicher und für das Selbststudium geeigneter Darstellung über die Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra unterrichten und behandelt die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, wobei auch die Logarithmen so ausführlich behandelt sind, daß jemand an der Hand des Buches sich auch vollständig mit dem Gebrauche der Logarithmentafeln vertraut machen kann.

Astronomie (s. a. Kalender; Mond; Weltall). Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text. (Nr. 110.)

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder", des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Atome s. Moleküle.

Auge. Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abb. im Text. (Nr. 149.)

Schildert die Anatomie des menschlichen Auges sowie die Leistungen des Gesichtsinnes, besonders soweit sie außer dem medizinischen ein allgemein wissenschaftliches oder ästhetisches Interesse beanspruchen können, und behandelt die Gesundheitspflege (Hygiene) des Auges, besonders Schädigungen, Erkrankungen und Verletzungen des Auges, Kurzsichtigkeit und erhebliche Augenkrankheiten, sowie die künstliche Beleuchtung.

Automobil. Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abb. (Nr. 166.)

Gibt in gedrängter Darstellung und leichtfaßlicher Form einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, so daß sich auch der Nichttechniker mit den Grundprinzipien rasch vertraut machen kann, und behandelt das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen, wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Stundung, Bereifung usw.

Baukunst (s. a. Städtebilder). Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Professor Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 8.)

Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln. (Nr. 70.)

Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt, im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung aufgezeigt und als die Bedeutung des Befruchtungsvorgangs eine Mischung der Qualität zweier Individuen.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen im Text. (Nr. 108.)

Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer. (Nr. 50.)

Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel (s. a. Jesus; Religion). Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Tafeln. (Nr. 134.)

Will in die das allgemeine Interesse an der Textkritik bekundende Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?“ durch die Erörterung der Verschiedenheiten des Luthertextes (des früheren, revidierten und durchgesehenen) und seines Verhältnisses zum heutigen (deutschen) „berichtigten“ Text, einführen, den „ältesten Spuren des Textes“ nachgehen, eine „Einführung in die Handschriften“ wie die „ältesten Übersetzungen“ geben und in „Theorie und Praxis“ zeigen, wie der Text berichtigt und rekonstruiert wird.

Bildungswesen (s. a. Schulwesen). Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen. (Nr. 100.)

Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildungswesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kulturentwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwachsen.

Biologie s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Leben; Meeresforschung; Pflanzen; Plankton; Tierleben.

Botanik s. Obstbau; Pflanzen; Wald.

Buchwesen s. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Nr. 109.)
Gibt nach einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha eine Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie (s. a. Haushalt; Metalle). Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abb. im Text. (Nr. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die praktische Bedeutung desselben für unser Wohlergehen.

Christentum (s. a. Bibel; Jesus; Religion). Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. J. Geffcken. (Nr. 54.)
Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige welthistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Dampf und Dampfmaschine. Von Professor Dr. R. Vater. Mit 44 Abbildungen. (Nr. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Deutschland s. Kolonien; Volksstämme; Wirtschaftsgeschichte.

Drama (s. a. Theater). Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. 2. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Nr. 51.)
Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text. (Nr. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigenbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stiftungsgemälde, die Radierungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reife behandelt werden.

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund. (Nr. 115.)
Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Digitized by Google

Eisenbahnen (s. a. Technik; Verkehrsentwicklung). Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. (Nr. 71.)

Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

——— Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor E. Biedermann. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 144.)

Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Eisenbahnen werden die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik behandelt, der Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits, sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text. (Nr. 20.)

Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert, die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Elektrotechnik (s. a. Funkentelegraphie). Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rud. Blochmann. Mit zahlreichen Abb. im Text. (Nr. 168.)

Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus, sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität in den Maschinen zur Krafterzeugung, wie in der elektrischen Beleuchtung und in der Chemie.

Entdeckungen (s. a. Polarforschung). Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Nr. 26.)

Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Erde (s. a. Mensch und Erde; Wirtschaftsgeschichte). Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln. (Nr. 61.)

Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

Erfindungswesen s. Gewerbe.

Ernährung (s. a. Alkoholismus; Haushalt; Kaffee; Säugling). Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. (Nr. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Erziehung. (s. a. Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Pädagogik). Moderne Erziehung in Haus und Schule. Vorträge in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Von J. Tews. (Nr. 159.)

Betrachtet die Erziehung als Sache nicht eines einzelnen Berufes, sondern der gesamten gegenwärtigen Generation, zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems. In diesem Sinne werden die wichtigsten Erziehungsfragen behandelt: Die Familie und ihre pädagogischen Mängel, der Lebensmorgen des modernen Kindes, Bureaukratie und Schematismus, Persönlichkeitspädagogik, Zucht und Zuchtmittel, die religiöse Frage, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, die Armen am Geiste, Erziehung der reiferen Jugend usw.

Farben s. Licht.

Frauenarbeit. Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Nr. 106.)

Das Thema wird als ein brennendes Problem behandelt, das uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden ist, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Von Dr. Käthe Schirmacher. (Nr. 67.)

Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

Frauenkrankheiten. Gesundheitslehre für Frauen. Von Privatdozent Dr. R. Sticher. Mit 13 Abbildungen im Text. (Nr. 171.)

Eine Gesundheitslehre für Frauen, die über die Anlage des weiblichen Organismus und seine Pflege unterrichtet, zeigt, wie diese bereits im Kindesalter beginnen muß, welche Bedeutung die allgemeine körperliche und geistige Hygiene insbesondere in der Zeit der Entwickelung hat, um sich dann eingehend mit dem Beruf der Frau als Gattin und Mutter zu beschäftigen.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit 25 Abbildungen. (Nr. 45.)

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Friedensbewegung (s. a. Recht). Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Nr. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt dann eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und gegenwärtigem Umfang mit besonderer Berücksichtigung der hohen Bedeutung der Haager Friedenskonferenz, beschäftigt sich hierauf mit dem Abrüstungsproblem und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegungen und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. (Nr. 82.)

Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Digitized by Google

Funkentelegraphie. Die Funkentelegraphie. Von Ober-Postpraktikant H. Thurn. Mit 50 Illustrationen. (Nr. 167.)

Nach einer Übersicht über die elektrischen Vorgänge bei der Funkentelegraphie und einer eingehenden Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen einzelnen Konstruktionstypen vorgeführt, (Schiffsstationen, Landstationen, Militärstationen und solche für den Eisenbahndienst), wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und das Wirtschaftsleben (im Handels- und Kriegsseeverkehr, für den Heeresdienst, für den Wetterdienst usw.) sowie im Anschluß daran die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Fürsorgewesen s. Jugendfürsorge.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich. (Nr. 80.)

Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse. Nach kürzerer Beleuchtung der älteren Verfassungspartie schildert der Verfasser die Begründung des fürstlichen Absolutismus und demgegenüber das Erwachen, Fortschreiten und Siegen des modernen Konstitutionalismus.

Gasmaschinen s. Wärmekraftmaschinen.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Nr. 151.)

Erörtert das Wesen der Geisteskrankheiten und an eingehend zur Darstellung gelangenden Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so ihre Kenntnis zu fördern, die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Geographie s. Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Städte; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen. (Nr. 75.)

Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

——— Germanische Mythologie. Von Dr. Julius von Negelein. (Nr. 95.)

Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Fülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte (s. a. Amerika; Bildungswesen; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Ingenieurtechnik; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunstgeschichte; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Musik; Palästina; Pompeji; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgeschichte).

Geschichte. Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. K. Th. Heigel. (Nr. 129.)

Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, wobei eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht und wobei überall Ursache und Folge, d. h. der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge, dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

——— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen. (Nr. 123. 124.)

Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwickelung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regenten großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

——— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber. (Nr. 53.)

Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

——— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 37.)

——— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 101.)

——— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer. (Nr. 102.)

Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Sturze in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

Gesundheitslehre (s. a. Alkoholismus; Ernährung; Frauenkrankheiten; Geisteskrankheiten; Haushalt; Heilwissenschaft; Krankenpflege; Leibesübungen; Mensch; Nervensystem; Säugling; Schulhygiene; Stimme; Tuberkulose). Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. (Nr. 1.)

In klarer und überaus fesselnder Darstellung unterrichtet der Verfasser über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über wichtige Fragen der Hygiene.

Gewerbe. Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt B. Tolksdorf. (Nr. 138.)

Nach einem allgemeinen Überblick über Entstehung und Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und einer Bestimmung der Begriffe Patent und Erfindung wird zunächst das deutsche

Patentrecht behandelt, wobei der Gegenstand des Patentes, der Patentberechtigte, das Verfahren in Patentsachen, die Rechte und Pflichten des Patentinhabers, das Erlöschen des Patentrechtes und die Verletzung und Anmaßung des Patentschutzes erörtert werden. Sodann wird das Muster- und Warenzeichenrecht dargestellt und dabei besonders Art und Gegenstand der Muster, ihre Nachbildung, Eintragung, Schutzdauer und Löschung klargelegt. Ein weiterer Abschnitt befaßt sich mit den internationalen Verträgen und dem Ausstellungsschutz. Zum Schlusse wird noch die Stellung der Patentanwälte besprochen.

Handfertigkeit s. Knabenhandarbeit.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abb. auf 8 Tafeln. (Nr. 14.)

Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit, der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts, wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Haus (s. a. Kunst). Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter. (Nr. 116.)

Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herdhaus" das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat.

——— Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Rauck. Mit 70 Abbildungen. (Nr. 121.)

Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirtes und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

Haushalt (s. a. Kaffee). Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bändchen. (Nr. 125. 126.)

I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abbildungen.
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abbildungen.

Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

——— Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Nr. 76.)

Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So wird Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

Haydn s. Musik.

Heilwissenschaft (s. a. Auge; Geisteskrankheiten; Gesundheitslehre; Krankenpflege; Säugling). Die moderne Heilwissenschaft. Wesen u. Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel. (Nr. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

——— Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. D. von Hansemann. (Nr. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Aberglauben, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. (Nr. 164.)

Herbarts Lehre zu kennen, ist für den Philosophen wie für den Pädagogen gleich wichtig. Aber seine eigenartige Terminologie und Deduktionsweise erschwert das Einleben in seine Gedankengefilde. Flügel übernimmt es mit musterhaftem Geschick, der Interpret des Meisters zu sein, dessen Werdegang zu prüfen, seine Philosophie und Pädagogik gemeinverständlich darzustellen.

Hilfsschulwesen (s. a. Geisteskrankheiten; Jugendfürsorge). Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Nr. 73.)

Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harrt.

Japan (s. a. Kunst). Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Professor Dr. K. Rathgen. (Nr. 72.)

Vermag auf Grund eigener langjähriger Erfahrung ein wirkliches Verständnis der merkwürdigen und für uns wirtschaftlich so wichtigen Erscheinung der fabelhaften Entwicklung Japans zu eröffnen.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer. (Nr. 49.)

Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens, das nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate usw. handelt.

Jesus (s. a. Bibel; Christentum; Religion). Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Professor Dr. H. Weinel. 2. Auflage. (Nr. 46.)

Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

——— Jesus und seine Zeitgenossen. Von Pastor K. Bonhoff. (Nr. 89.)

Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

Jesus. Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer Dr. Paul Mehlhorn. (Nr. 137.)

Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als wirklicher Tatbestand festzuhalten, was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist, durch Darlegung der Grundsätze, nach denen die Scheidung des geschichtlich Glaubwürdigen und der es umrankenden Phantasiegebilde vorzunehmen ist und durch Vollziehung der so gekennzeichneten Art chemischer Analyse an den wichtigsten Stoffen des „Lebens Jesu".

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Nr. 44.)

Behandelt ein besonders wichtiges und besonders lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Stück „Kunsterziehung".

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen im Text und auf Tafeln. (Nr. 28.)

Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor: die Gebirgsbahnen, die Bergbahnen, und als deren Vorläufer die bedeutenden Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel. (Nr. 60.)

Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religion.

Jugend-Fürsorge. Von Direktor Dr. Joh. Petersen. 2 Bände. (Nr. 161. 162.)

Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend.
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend.

Erörtert alle das Fürsorgewesen betreffenden Fragen, deckt die ihm anhaftenden Mängel auf, zeigt zugleich aber auch die Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung. Besonders eingehend werden behandelt in dem 1. Bändchen das Vormundschaftsrecht, die Säuglingssterblichkeit, die Fürsorge für uneheliche Kinder, die Gemeindewaisenpflege, die Vor- und Nachteile der Anstalts- und Familienpflege, in dem 2. Bändchen die gewerbliche Ausnutzung der Kinder und der Kinderschutz im Gewerbe, die Kriminalität der Jugend und die Zwangserziehung, die Fürsorge für die schulentlassene Jugend.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Aufgußgetränke (s. a. Ernährung; Haushalt). Von Professor Dr. A. Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Nr. 132.)

Behandelt, durch zweckentsprechende Abbildungen unterstützt, Kaffee, Tee und Kakao eingehender, Mate und Kola kürzer, in bezug auf die botanische Abstammung, die natürliche Verbreitung der Stammpflanzen, die Verbreitung ihrer Kultur, die Wachstumsbedingungen und die Kulturmethoden, die Erntezeit und die Ernte, endlich die Gewinnung der fertigen Ware, wie der Weltmarkt sie aufnimmt, aus dem geernteten Produkte.

Kakao s. Kaffee.

Digitized by Google

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. F. Wislicenus. (Nr. 69.)

Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben für Vergangenheit und Zukunft, sie durch zahlreiche Beispiele erläuternd.

Kant (s. a. Philosophie). Immanuel Kant; Darstellung und Würdigung. Von Professor Dr. O. Külpe. Mit einem Bildnisse Kants. (Nr. 146.)

Kant hat durch seine grundlegenden Werke ein neues Fundament für die Philosophie aller Völker und Zeiten geschaffen. Dieses in seiner Tragfähigkeit für moderne Ideen darzustellen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Es ist ihm gelungen, den wirklichen Kant mit historischer Treue zu schildern und doch auch zu beleuchten, wie die Nachwelt berufen ist, hinauszustreben über die Anschauungen des gewaltigen Denkers, da auch er ein Kind seiner Zeit ist und manche seiner Lehrmeinungen vergänglicher Art sein müssen.

Kinderpflege s. Säugling.

Knabenhandarbeit. Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminardirektor Dr. Alw. Pabst. Mit 21 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. (Nr. 140.)

Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen und erhärtet seinen Wert als Erziehungsmittel, erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und gibt zum Schlusse eine vergleichende Darstellung der Systeme in den verschiedenen Ländern.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. (Nr. 98.)

Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfesweise.

Kraftfahrzeuge s. Automobil.

Krankenpflege. Vorträge gehalten von Chefarzt Dr. B. Leick. (Nr. 152.)

Gibt zunächst einen Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe des Körpers und deren hauptsächlichste Erkrankungen und erörtert dann die hiebei zu ergreifenden Maßnahmen. Besonders eingehend wird die Krankenpflege bei Infektionskrankheiten sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen. (Nr. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen, sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Jetztzeit.

——— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Nr. 99.)

Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhälinis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstellt.

Kultur (s. a. Germanen; Geschichte; griech. Städtebilder). Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Professor Dr. Ludwig Stein. (Nr. 93.)

Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kunst (s. a. Baukunst; Dürer; Städtebilder; Illustrationskunst; Rembrandt; Schriftwesen). Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Nr. 68.)

Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen. (Nr. 77.)

Will, ausgehend von der Überzeugung, daß zu einem vollen Menschensein und Volkstum die Pflege des Schönen unabweisbar gehört, die Augen zum rechten Sehen öffnen lehren und die ganze Lebensführung, Kleidung und Häuslichkeit ästhetisch gestalten, um so auch zur Erkenntnis dessen zu führen, was an Heimatkunst und Heimatschutz zu hegen ist, und auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein.

——— Die ostasiatische Kunst und ihre Einwirkung auf Europa. Von Direktor Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 87.)

Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials, den Einfluß Chinas auf die Entwicklung der zum Rokoko drängenden freien Richtungen in der dekorativen Kunst des 18. Jahrhunderts wie den auf die Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Der Verfasser weist auf die Beziehungen der Malerei und Farbendruckkunst Japans zum Impressionismus der modernen europäischen Kunst hin.

Leben. Die Erscheinungen des Lebens. Grundprobleme der modernen Biologie. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 46 Figuren im Text. (Nr. 130.)

Versucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Aeußerungen des Lebens behandelt werden, als Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, der Tod, die Variabilität und im Anschluß daran die Theorien über Entstehung und Entwicklung der Lebewelt, sowie die mannigfachen Beziehungen der Lebewesen untereinander.

Leibesübungen. Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abb. (Nr. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Licht (s. a. Beleuchtungsarten; Chemie). Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen, gehalten im Volkshochschulverein München. Von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Nr. 17.)

Führt, von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben, behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Literaturgeschichte s. Drama; Schiller; Theater; Volkslied.

Digitized by Google

Luther (s. a. Geschichte). Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Dr. H. Boehmer. (Nr. 113.)
Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

Mädchenschule (s. a. Bildungswesen; Schulwesen). Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Nr. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Mathematische Spiele (s. a. Arithmetik). Von Dr. W. Ahrens. (Nr. 170.)
Sucht in das Verständnis all der Spiele, die „ungleich voll von Nachdenken" vergnügen, weil man bei ihnen rechnet, ohne Voraussetzung irgend welcher mathematischer Kenntnisse einzuführen und so ihren Reiz für Nachdenkliche erheblich zu erhöhen. So werden unter Beigabe von einfachen, das Mitarbeiten des Lesers belebenden Fragen Wettspringen, Boß-Puzzle, Solitär- oder Einsiedlerspiel, Wanderungsspiele, Dyadische Spiele, der Baguenaudier, Mim, der Rösselsprung und die Magischen Quadrate behandelt.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. 2. Auflage. Mit 41 Figuren. (Nr. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Mensch (s. a. Auge; Kultur; Stimme). Der Mensch. Sechs Vorlesungen a. d. Gebiete der Anthropologie. Von Dr. A. Heilborn. Mit zahlr. Abb. (Nr. 62.)
Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 32.)
Stellt eine Reihe schematischer Abbildungen dar, erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem wohlgeordneten Staate machen.

——— Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 2. Aufl. (Nr. 36.)
Behandelt, von der Tatsache ausgehend, daß der Mensch eine Seele habe, die ebenso gewiß sei wie die andere, daß der Körper eine Gestalt habe, das Seelenwesen und das Seelenleben und erörtert, unter Abwehr der materialistischen und halbmaterialistischen Anschauungen, von dem Standpunkt aus, daß die Seele Unkörperliches Immaterielles sei, nicht etwa eine Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, auch nicht eine Wirkung oder eine „Funktion" des Gehirns, die verschiedenen Tätigkeitsäußerungen des als Seele Erkannten.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibig. Mit 30 Abbildungen im Text. 2. Auflage. (Nr. 27.)
Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise, indem das Organ und seine Funktionsweise, dann die als Reiz wirkenden äußeren Ursachen und zuletzt der Inhalt, die Stärke, das räumliche und zeitliche Merkmal der Empfindungen besprochen werden.

Digitized by Google

Mensch und Erde. Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. A. Kirchhoff. 2. Aufl. (Nr. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

——— und Tier. Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbildungen im Text. (Nr. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung; besonders werden die Kampfmittel beider Gegner geschildert: Schußwaffen, Fallen, Gifte, oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit, der Schutzfärbung und Anpassungsfähigkeit nicht zu vergessen.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage. (Nr. 12.)
Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich bejahender, zugleich wohl begründeter Weise und entwirft die Grundzüge einer wissenschaftlich haltbaren und für eine nationale Erziehung brauchbaren Lebensanschauung und Lebensordnung.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. Mit 16 Abb. (Nr. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, schildert die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften und Verwendung, unter Angabe historischer, kulturgeschichtlicher und statistischer Daten, sowie die Verarbeitung der Metalle.

Meteorologie s. Wetter.

Mikroskop (s. a. Optik; Tierwelt). Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen im Text und einer Tafel. (Nr. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops, und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben, endlich gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond (s. a. Weltall). Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit 31 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. (Nr. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen im Text. (Nr. 91.)
Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Digitized by Google

Musik. Einführung in das Wesen der Musik. Von Professor C. R. Hennig. (Nr. 119.)

Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmateriales und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

——— Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Nr. 143.)

Gibt in großen Zügen eine übersichtliche äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen und unter strenger Ausscheidung alles dessen, was für die Entwicklung der Musik ohne Bedeutung war.

——— Haydn, Mozart, Beethoven. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. Von Professor Dr. C. Krebs. (Nr. 92.)

Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eignem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie mit 1 Karte. (Nr. 84.)

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung; Haushalt; Kaffee.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Soziale Bewegungen; Frauenbewegung; Schiffahrt; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text. (Nr. 40.)

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und die allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Haushalt; Licht; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Plankton; Religion; Strahlen; Tierleben; Wald; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text. (Nr. 48.)

Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen im Text. (Nr. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstboumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik (s. a. Mikroskop; Stereoskop). Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text. (Nr. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik (s. a. Bildungswesen; Erziehung; Fröbel; Herbart; Hilfsschulwesen; Jugendfürsorge; Knabenhandarbeit; Mädchenschule; Schulwesen). Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Th. Ziegler. 2. Aufl. (Nr. 33.)
Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste. Die Zwecke und Motive der Erziehung, das Erziehungsgeschäft selbst, dessen Organisation werden erörtert, die verschiedenen Schulgattungen dargestellt.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Nr. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte — ein wechselvolles, farbenreiches Bild, in dessen Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösen.

Patentrecht s. Gewerbe.

Pflanzen (s. a. Obstbau; Plankton; Tierleben). Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. (Die Getreidegräser.) Sechs Vorträge aus der Pflanzenkunde. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 38 Figuren im Text. 2. Auflage. (Nr. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

——— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text. (Nr. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Philosophie (s. a. Buddha; Herbart; Kant; Menschenleben; Schopenhauer; Weltanschauung; Weltproblem). Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage. (Nr. 41.)
Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus, nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter wie Mach und Dühring, Haeckel, Nietzsche, Fechner, Lotze, v. Hartmann und Wundt.

Philosophie. Einführung in die Philosophie. Sechs Vorträge von Professor Raoul Richter. (Nr. 155.)
Bietet eine gemeinverständliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtung ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems und nimmt dabei zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die religions- und moralphilosophischen Fragen zu beleuchten.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen.

Plankton. Das Süßwasser-Plankton. Einführung in die freischwebende Organismenwelt unserer Teiche, Flüsse und Seebecken. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Nr. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis der interessantesten Planktonorganismen, jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln. (Nr. 38.)
Das in der neuen Auflage bis auf die Gegenwart fortgeführte und im einzelnen nicht unerheblich umgestaltete Buch faßt in gedrängtem Überblick die Hauptergebnisse der Nord- und Südpolarforschung zusammen. Nach gemeinverständlicher Erörterung der Ziele arktischer und antarktischer Forschung werden die Polarreisen selbst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart geschildert unter besonderer Berücksichtigung der topographischen Ergebnisse.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Professor Dr. Fr. v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Nr. 114.)
Sucht, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen, wobei die Hauptphasen der Entwicklung Pompejis, immer im Hinblick auf die gestaltende Bedeutung, die gerade der Hellenismus für die Ausbildung der Stadt, ihrer Lebens- und Kunstformen gehabt hat, zur Darstellung gelangen.

Post. Das Postwesen, seine Entwickelung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. (Nr. 165.)
Schildert immer unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Post als Staatsverkehrsanstalt, ihre Organisation und ihren Wirkungskreis, das Tarif- und Gebührenwesen, die Beförderungsmittel, den Betriebsdienst, den Weltpostverein, sowie die deutsche Post im In- und Ausland.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Recht (s. a. Gewerbe). Moderne Rechtsprobleme. Von Professor Josef Kohler. (Nr. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtsprüfung, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Religion (s. a. Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther). Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht. (Nr. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Religion. Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. A. Pfannkuche. (Nr. 141.)

Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen. Ausgehend von der ursprünglichen Einheit von Religion und Naturerkennen in den Naturreligionen schildert der Verfasser das Entstehen der Naturwissenschaft in Griechenland und der Religion in Israel, um dann zu zeigen, wie aus der Verschwisterung beider jene ergreifenden Konflikte erwachsen, die sich besonders an die Namen von Kopernikus und Darwin knüpfen.

——— Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. A. H. Braasch. (Nr. 66.)

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen und ihr geschichtliches Verständnis vermitteln; die markanten Persönlichkeiten und Richtungen, die durch wissenschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung gestellten Probleme, wie die Ergebnisse der Forschung, der Ultramontanismus wie die christliche Liebestätigkeit gelangen zur Behandlung.

Rembrandt. Von Professor Dr. Paul Schubring. Mit einem Titelbild und 49 Textabbildungen. (Nr. 158.)

Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Schilderung des menschlichen und künstlerischen Entwickelungsganges Rembrandts. Zur Darstellung gelangen so seine persönlichen Schicksale bis 1642, die Frühzeit, die Zeit bis zu Saskias Tode, die Nachtwache, Rembrandts Verhältnis zur Bibel, die Radierungen, Urkundliches über die Zeit nach 1642 die Periode des farbigen Helldunkels, die Gemälde nach der Nachtwache und die Spätzeit. Beigefügt sind die beiden ältesten Biographien Rembrandts.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. (Nr. 22.)

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist. Insbesondere gelangen die durch die Großmachtstellung Roms bedingte Entstehung neuer sozialer Unterschiede, die Herrschaft des Amtsadels und des Kapitals, auf der anderen Seite eines großstädtischen Proletariats zur Darstellung, die ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie beschließt.

Säugling. Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walther Kaupe. Mit 17 Textabbildungen. (Nr. 154.)

Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen Fragen, mit denen sie sich im Interesse des kleinen Erdenbürgers beschäftigen müssen, den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens wird besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Schiffahrt. Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Professor Dr. K. Thieß. (Nr. 169.)

Verfasser will weiteren Kreisen eine genaue Kenntnis unserer Schiffahrt erschließen, indem er in leicht faßlicher und doch erschöpfender Darstellung einen allgemeinen Überblick über das gesamte deutsche Schiffswesen gibt mit besonderer Berücksichtigung seiner geschichtlichen Entwicklung und seiner großen volkswirtschaftlichen Bedeutung.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. (Nr. 74.)

Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken, behandelt das Büchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, ebenso aber auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Oberlehrer H. Richert. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Nr. 81.)
Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und seinem Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 4.)
Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein. Mit einem Bildnis und 33 Figuren im Text. (Nr. 96.)
Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtseinrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Schularztfrage behandelt.

Schulwesen (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Pädagogik). Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe. (Nr. 85.)
Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittels einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

——— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews. (Nr. 111.)
Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

——— Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Reiseeindrücke. Von Direktor Dr. Franz Kuppers. Mit 48 Abbildungen im Text und einem Titelbild. (Nr. 150.)
Schildert anschaulich das Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend und unter dem Gesichtspunkte der Beobachtungen an unserer schulentlassenen Jugend in den Fortbildungsschulen zum Vergleich mit der heimischen Unterrichtsweise anregend.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Seele s. Mensch.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen (s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung). Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 3. Auflage. (Nr. 2.)
In einer geschichtlichen Betrachtung, die mit den altorientalischen Kulturvölkern beginnt, werden an den zwei großen wirtschaftlichen Schriften Platos die Wirtschaft der Griechen,

an der Gracchischen Bewegung die der Römer beleuchtet, ferner die Utopie des Thomas Morus, andererseits der Bauernkrieg behandelt, die Bestrebungen Colberts und das Merkantilsystem, die Physiokraten und die ersten wissenschaftlichen Staatswirtschaftslehrer gewürdigt und über die Entstehung des Sozialismus und die Anfänge der neueren Handels-, Zoll- und Verkehrspolitik aufgeklärt.

Spiele s. Mathematik.

Sprache s. Muttersprache; Stimme.

Städtewesen. Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Nr. 163.)

Behandelt als Versuch einer allgemeinen Geographie der Städte einen der wichtigsten Abschnitte der Siedlungskunde, erörtert die Ursache des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, charakterisiert ihre landwirtschaftliche und Verkehrs-Bedeutung als Grundlage der Großstadtbildung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

——— Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Oberlehrer Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 1 Doppeltafel. (Nr. 43.)

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

——— Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Vorträge gehalten bei der Oberschulbehörde in Hamburg. Von Regierungs-Baumeister Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Nr. 117.)

Will dem als Zeichen wachsenden Kunstverständnisses zu begrüßenden Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine mit Abbildungen reich unterstützte Schilderung der so eigenartigen und vielfachen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegenkommen.

——— Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und 1 Tafel. (Nr. 131.)

Sucht ein anschauliches Bild zu entwerfen von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr, auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler; die altgriechischen Bergstädte Thera, Pergamon, Priene, Milet, der Tempel von Didyma werden geschildert. Stadtpläne und Abbildungen suchen die einzelnen Städtebilder zu erläutern.

Stereoskop (s. a. Optik). Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Professor Th. Hartwig. Mit 40 Abbildungen im Text und 19 stereoskopischen Tafeln. (Nr. 135.)

Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und praktischen Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators, insbesondere in bezug auf photogrammetrische Messungen. Beigegeben sind 19 stereoskopische Tafeln.

Stimme, die menschliche, und ihre Hygiene. Sieben volkstümliche Vorlesungen. Von Professor Dr. P. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Nr. 136.)

Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne wird der Kehlkopf des Menschen, sein Bau, seine Verrichtungen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung, insbesondere Erkältungskrankheiten, die professionelle Stimmschwäche, der Alkoholeinfluß und die Abhärtung erörtert.

Strahlen (s. a. Licht). Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald. Mit 82 Abb. (Nr. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Süßwasser-Plankton s. Plankton.

Technik (s. a. Automobil; Beleuchtungsarten; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Elektrotechnik; Funkentelegraphie; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Post; Rechtsschutz; Stereoskop; Wärmekraftmaschinen). Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Launhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 5 Tafeln. (Nr. 23.)

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Tee s. Kaffee.

Telegraphie s. Funkentelegraphie.

Theater (s. a. Drama). Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Professor Dr. K. Borinski. Mit 8 Bildnissen. (Nr. 11.)

Begreift das Drama als ein Selbstgericht des Menschentums und charakterisiert die größten Dramatiker der Weltliteratur bei aller Knappheit liebevoll und geistvoll, wobei es die dramatischen Meister der Völker und Zeiten tunlichst selbst reden läßt.

Theologie s. Bibel; Christentum; Jesus; Palästina; Religion.

Tierleben (s. a. Ameise; Mensch und Tier; Plankton). Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin. (Nr. 79.)

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

——— Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdozent Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 142.)

Will die Einheitlichkeit des gesamten Tierreiches zum Ausdruck bringen, Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung als die charakterisierenden Eigenschaften aller Tiere darstellen und sodann die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich machen, wobei der Schwerpunkt der Darstellung auf die Lebensweise der Tiere gelegt ist. So werden nach einem Vergleich der drei Naturreiche die Bestandteile des tierischen Körpers behandelt, sodann ein Überblick über die sieben großen Kreise des Tierreiches gegeben, ferner Bewegung und Bewegungsorgane, Aufenthaltsort, Bewußtsein und Empfindung, Nervensystem und Sinnesorgane, Stoffwechsel, Fortpflanzung und Entwicklung erörtert.

——— Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Nr. 148.)

Zeigt, von der ungeschlechtlichen Fortpflanzung zahlreicher niederster Tiere ausgehend, wie sich aus diesem Hermaphroditismus allmählich die Zweigeschlechtigkeit herausgebildet hat und sich bei verschiedenen Tierarten zu auffälligstem geschlechtlichem Dimorphismus entwickelt, an interessanten Fällen solcher Verschiedenheit zwischen Männchen und Weibchen, wobei vielfach die Brutpflege in der Tierwelt und das Verhalten der Männchen zu derselben erörtert wird.

Digitized by Google

Tierleben. Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Nr. 160.)

Bietet nach dem Grundsatz, daß die Kenntnis des Einfachen grundlegend zum Verständnis des Komplizierten ist, eine einführende Darstellung des Lebens und des Baues der Urtiere, dieses mikroskopisch kleinen, formenreichen, unendlich zahlreichen Geschlechtes der Tierwelt und stellt nicht nur eine anregende und durch Abbildungen instruktive Lektüre dar, sondern vermag namentlich auch zu eigener Beobachtung der wichtigen und interessanten Tatsachen vom Bau und aus dem Leben der Urtiere anzuregen.

——— Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Professor Dr. Otto Maas. Mit Karten und Abbildungen. (Nr. 139.)

Lehrt das Verhältnis der Tierwelt zur Gesamtheit des Lebens auf der Erde verständnisvoll ahnen, zeigt die Tierwelt als einen Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres nicht nur vor dessen Lebensbedingungen, sondern auch von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft, Feuchtigkeit und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen und betrachtet als Ergebnis an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt auf der Erde nach besonderen Gebieten.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinfaßlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. W. Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren im Text. (Nr. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose, vor allem die hygienisch-diätetische Behandlung in Sanatorien und Lungenheilstätten.

Turnen s. Leibesübungen.

Verfassung (s. a. Fürstentum). Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening. 2. Aufl. (Nr. 34.)

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist, und durch Aufweisung des Zusammenhanges sowie durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche den richtigen Standpunkt für das Verständnis des geltenden Rechtes zu gewinnen.

Verkehrsentwicklung (s. a. Automobil; Eisenbahnen; Funkentelegraphie; Post; Technik). Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. W. Lotz. 2. Auflage. (Nr. 15.)

Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln und deren wirtschaftliche Wirkungen eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Versicherung (s. a. Arbeiterschutz). Grundzüge des Versicherungswesens. Von Professor Dr. A. Manes. (Nr. 105.)

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

Digitized by Google

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Auflage. (Nr. 7.)

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges, unterrichtet über die deutsche Volksliederpflege in der Gegenwart, über Wesen und Ursprung des deutschen Volksgesanges, Skop und Spielmann, Geschichte und Mär, Leben und Liebe.

Volksschule s. Schulwesen.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text und auf 15 Tafeln. (Nr. 16.)

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung u. a. m.

Volkswirtschaftslehre s. Amerika; Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsgeschichte.

Wald. Der deutsche Wald. Von Professor Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Textabbildungen und 2 Karten. (Nr. 153.)

Schildert unter besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse, sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes und die Aufgaben seiner Eigentümer, ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Warenzeichenrecht s. Gewerbe.

Wärme s. Chemie.

Wärmekraftmaschinen (s. a. Dampf). Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Professor Dr. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen. (Nr. 21.)

Will Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken. Nach einem einleitenden Abschnitte folgt eine kurze Besprechung der verschiedenen Betriebsmittel, wie Leuchtgas, Kraftgas usw., der Viertakt- und Zweitaktwirkung, woran sich dann das Wichtigste über die Bauarten der Gas-, Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen sowie eine Darstellung des Wärmemotors Patent Diesel anschließt.

——— Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 48 Abbildungen. (Nr. 86.)

Ohne den Streit, ob „Lokomobile oder Sauggasmaschine", „Dampfturbine oder Großgasmaschine", entscheiden zu wollen, behandelt Verfasser die einzelnen Maschinengattungen mit Rücksicht auf ihre Vorteile und Nachteile, wobei im zweiten Teil der Versuch unternommen ist, eine möglichst einfache und leichtverständliche Einführung in die Theorie und den Bau der Dampfturbine zu geben.

Wasser s. Chemie.

Weltall (s. a. Astronomie). Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit 24 Figuren im Text und auf einer Tafel. (Nr. 24.)

stellt nach einer Einführung in die wirklichen Verhältnisse von Raum und Zeit im Weltall dar, wie das Weltall von der Erde aus erscheint, erörtert den inneren Bau des Weltalls, d. h. die Struktur der selbständigen Himmelskörper und schließlich die Frage über die äußere Konstitution der Fixsternwelt.

Weltanschauung (s. a. Kant; Menschenleben; Philosophie; Weltproblem). Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Professor Dr. L. Busse. 2. Auflage. (Nr. 56.)

Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen; die Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme ermöglicht es, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.

Weltäther s. Moleküle.

Welthandel. Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Nr. 118.)

Eine zusammenfassende Übersicht der Entwickelung des Handels führt von dem Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Auffindung des Seewegs nach Indien und der Entdeckung Amerikas beginnt und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann nach dem alten Hansawort „Mein Feld ist die Welt" den ganzen Erdball erobert.

Weltproblem (s. a. Philosophie; Weltanschauung). Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Privatdozent Dr. J. Petzoldt. (Nr. 133.)

Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt. Ihre Elemente sind nicht Atome oder sonstige absolute Existenzen, sondern Farben-, Ton-, Druck-, Raum-, Zeit- usw. Empfindungen. Trotzdem aber sind die Dinge nicht bloß subjektiv, nicht bloß Bewußtseinserscheinungen, vielmehr müssen die aus jenen Empfindungen zusammengesetzten Bestandteile unserer Umgebung fortexistierend gedacht werden, auch wenn wir sie nicht mehr wahrnehmen.

Wetter. Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie. Von Professor Dr. Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln. (Nr. 55.)

Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Wirtschaftsgeschichte (s. a. Amerika; Eisenbahnen; Geographie; Handwerk; Japan; Rom; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung). Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. L. Pohle. (Nr. 57.)

Gibt in gedrängter Form einen Überblick über die gewaltige Umwälzung, die die deutsche Volkswirtschaft im letzten Jahrhundert durchgemacht hat: die Umgestaltung der Landwirtschaft; die Lage von Handwerk und Hausindustrie; die Entstehung der Großindustrie mit ihren Begleiterscheinungen; Kartellbewegung und Arbeiterfrage; die Umgestaltung des Verkehrswesens und die Wandlungen auf dem Gebiete des Handels.

Digitized by Google

Wirtschaftsgeschichte. Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Prof. Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten. (Nr. 42.)

Beabsichtigt, ein gründliches Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeizuführen und darzulegen, inwiewett sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

——— Wirtschaftliche Erdkunde. Von Professor Dr. Chr. Gruber. (Nr. 122.)

Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klar machen und das Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten eröffnen. Das Weltmeer als Hochstraße des Weltwirtschaftsverkehrs und als Quelle der Völkergröße, — die Landmassen als Schauplatz alles Kulturlebens und der Weltproduktion, — Europa nach seiner wirtschaftsgeographischen Veranlagung und Bedeutung, — die einzelnen Kulturstaaten nach ihrer wirtschaftlichen Entfaltung (viele geistreiche Gegenüberstellungen): all dies wird in anschaulicher und großzügiger Weise vorgeführt.

Zoologie s. Ameisen; Tierleben.

Übersicht nach den Autoren.

Abel, Chemie in Küche und Haus.
Abelsdorff, Das Auge.
Ahrens, Mathematische Spiele.
Alkoholismus, der, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. 3 Bände.
Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre.
Biedermann, Die technische Entwickl. der Eisenbahnen der Gegenwart.
Biernacki, Die moderne Heilwissenschaft.
Blau, Das Automobil.
Bloch, Die ständischen u. sozialen Kämpfe.
Blochmann, Luft, Wasser, Licht u. Wärme.
— Grundlagen der Elektrotechnik.
Boehmer, Jesuiten.
Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschungen.
Bongardt, Die Naturwissenschaften im Haushalt. 2 Bändchen.
Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen.
Borinski, Das Theater.
Börnstein und Marckwald, Sichtbare und unsichtbare Strahlen.
Braasch, Religiöse Strömungen.
Bruinier, Das deutsche Volkslied.
Brüsch, Die Beleuchtungsarten der Gegenwart.
Buchner, 8 Vorträge a. d. Gesundheitslehre.
Burgerstein, Schulhygiene.
Bürkner, Kunstpflege in Haus u. Heimat.
Busse, Weltanschauung. d. gr. Philosoph.
Crantz, Arithmetik und Algebra. I.
Daenell, Geschichte der Ver. Staaten von Amerika.
v. Duhn, Pompeji.
Eckstein, Der Kampf zwischen Mensch und Tier.
Erbe, Hist. Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland.
Flügel, Herbarts Lehren und Leben.
Franz, Der Mond.
Frech, Aus der Vorzeit der Erde.
Frentzel, Ernähr. u. Volksnahrungsmittel.
Fried, Die moderne Friedensbewegung.
Geffcken, A. d. Werdezeit d. Christentums.
Gerber, Die menschliche Stimme.
Giesebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.
Giesenhagen, Unsere wichtigsten Kulturpflanzen.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Goldschmidt, Die Tierwelt d. Mikroskops.
Graetz, Licht und Farben.
Graul, Ostasiatische Kunst.
Gruber, Deutsches Wirtschaftsleben.
Gruber, Wirtschaftliche Erdkunde.
Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen.
Hahn, Die Eisenbahnen.
v. Hansemann, Der Aberglaube in der Medizin.
Hartwig, Das Stereoskop.
Hassert, Die Polarforschung.
Hassert, Die deutschen Städte.
Haushofer, Bevölkerungslehre.
Hausrath, Der deutsche Wald.
Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrh.
Heil, D. Städte u. Bürger im Mittelalter.
Heilborn, Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.)
Heilborn, Der Mensch.
Hennig, Einführung in das Wesen der Musik.
Hennings, Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie.
Hesse, Abstammungslehre u. Darwinismus.
Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen.
Janson, Meeresforschung u. Meeresleben.
Ilberg, Geisteskrankheiten.
Kaupe, Der Säugling.
Kautzsch, Die deutsche Illustration.
Kirchhoff, Mensch und Erde.
Knabe, Geschichte d. deutsch. Schulwesens.
Knauer, Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt.
Knauer, Die Ameisen.
Kohler, Moderne Rechtsprobleme.
Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander.
Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven.
Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen.
Külpe, Die Philosophie der Gegenwart.
Külpe, Immanuel Kant.
Küster, Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen.
Kuppers, Volksschule und Lehrerbildung der Ver. Staaten.
Laughlin, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben.
Launhardt, Am sausenden Webstuhl der Zeit.
Leick, Krankenpflege.
Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches.
Lotz, Verkehrsentwcklg. i. Dtschl. 1800–1900.
Luschin von Ebengreuth, Die Münze.
Maas, Lebensbedingungen der Tiere.
Maier, Soziale Bewegungen u. Theorien.
von Maltzahn, Der Seekrieg.
Manes, Grundzüge d. Versicherungswes.
Maennel, Vom Hilfsschulwesen.
Martin, Die höh. Mädchenschule in Dtschld.
Matthaei, Deutsche Baukunst i. Mittelalt.
Mehlhorn, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu.
Merckel, Bilder aus der Ingenieurtechnik.
Merckel, Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit.
Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat.
Mie, Moleküle — Atome — Weltäther.
Miehe, Die Erscheinungen des Lebens.
von Negelein, Germ. Mythologie.
Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.
Otto, Das deutsche Handwerk.
Otto, Deutsches Frauenleben.
Pabst, Die Knabenhandarbeit.
Paulsen, Das deutsche Bildungswesen.
Petersen, Öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend.
Petzoldt, Das Weltproblem.
Pfannkuche, Religion u. Naturwissensch.
Pischel, Leben und Lehre des Buddha.
Pohle, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert.
von Portugall, Friedrich Fröbel.
Pott, Der Text des Neuen Testaments nach seiner geschichtl. Entwicklung.
Ranck, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses.
Rathgen, Die Japaner.
Rehmke, Die Seele des Menschen.
Reukauf, Die Pflanzenwelt d. Mikroskops.
Richert, Schopenhauer.
Richter, Einführung in die Philosophie.
von Rohr, Optische Instrumente.
Sachs, Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers.
Scheffer, Das Mikroskop.
Scheid, Die Metalle.
Scheiner, Der Bau des Weltalls.
Schirmacher, Die mod. Frauenbewegung.
Schmidt, Gesch. des Welthandels.
Schubring, Rembrandt.
Schumburg, Die Tuberkulose.
Schwemer, Restauration und Revolution.
Schwemer, Die Reaktion u. die neue Ära.
Schwemer, Vom Bund zum Reich.
von Soden, Palästina.
von Sothen, D. Kriegswesen i. 19. Jahrh.
Spiro, Geschichte der Musik.
Stein, Die Anfänge der menschl. Kultur.
Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit.
Sticher, Eine Gesundheitslehre für Frauen.
Teichmann, Der Befruchtungsvorgang.
Tews, Schulkämpfe der Gegenwart.
Tews, Mod. Erziehung in Haus u. Schule.
Thieß, Deutsche Schiffahrt.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Thurn, Die Funkentelegraphie.
Tolksdorf, Gewerblicher Rechtsschutz in Deutschland.
Uhl, Entsteh. u. Entwickl. uns. Mutterspr.
Unold, Aufgab. u. Ziele d. Menschenlebens.
Vater, Theorie u. Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. — Die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. — Dampf u. Dampfmaschine.
Voges, Der Obstbau.
Volbehr, Bau u. Leben d. bildenden Kunst.
Wahrmund, Ehe und Eherecht.
Weber, Wind und Wetter.
Weber, Von Luther zu Bismarck. 2 Bdch.
Wedding, Eisenhüttenwesen.
Weinel, Die Gleichnisse Jesu.
Weise, Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit.
Weise, Die d. Volksstämme u. Landschaft.
Wieler, Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Aufgußgetränke.
Wilbrandt, Die Frauenarbeit.
Wislicenus, Der Kalender.
Witkowski, Das d. Drama d. XIX. Jahrh.
Wustmann, Albrecht Dürer.
Zacharias, Süßwasserplankton.
Zander, Nervensystem. — Leibesübungen.
Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten.
Ziegler, Allgem. Pädagogik. — Schiller.
v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.

Es werden folgen:

Alt, Physik der Kälte.
Anselmino, Das Wasser.
Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft.
Auhagen, Agrarpolitische Zeitfragen.
Backhaus, Die Milch.
Bardeleben, Die menschliche Anatomie.
Barinck, Erforschung und künstliche Herstellung der Stoffe des Pflanzen- und Tierreichs.
Bendix, Geldmarkt.
Bitterauf, Die franz. Revolution.
— Napoleon und seine Zeit.
— Friedrich der Große.
Bock, Zeitmesser.
Böckel, Die deutsche Volkssage.
Börnstein, Wärmelehre.
Brandenburger, Deutschland u. Polen in ihren geschichtlichen Beziehungen.
Braun, Ethik.
Buchgewerbe und die Kultur. (Vorträge von: Focke, Hermelink, Kautzsch, Wäntig, Witkowski und Wuttke.)
Buchka, Geschichte der Chemie.
Buhl, Kultur des Islams.
Claasen, Deutsche Landwirtschaft.
Cohn, Führende Denker.
Cornils, Einführung in das Studium der Theologie.
Dähnhardt, Das Märchen.
Dippe, Die Hygiene des täglichen Lebens.
Doren, Die Hansa und die Entwickelung der deutschen Seemacht.
Eckert, Kolonialpolitik.
Endell, Städtebau.
Feßler, Die neueren Fortschritte der Chirurgie.
Fitzner, Allgemeine Völkerkunde.
Franke, Geschichte des deutschen Gefühls.
Fried, Internationales Leben der Gegenwart.
Friedrich, Die wirtschaftlichen Verhältnisse Asiens.
Fritz, Das moderne Volksbildungswesen.
Gaehde, Das Theater.
Gaupp, Kinderpsychologie.
Geffken, Grundzüge des Völkerrechts.
Gisevius, Die Pflanzen.
Graul, Die Entwickelung der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert.
Gutzeit, Die Bakterien.
Haendke, Die deutsche Kunst im täglichen Leben.
Hagueuin, Hauptströmungen der französischen Literatur.
v. Halle, Truste und Kartelle.
Heinrici, Recht und Rechtspflege in Deutschland.
Hellwig, Verbrechen und Aberglaube.
Hensel, Rousseau.
Hoffmann, Die europäischen Sprachen.
Jacob, Einleitung in das Studium der Geschichte.
Jaeschke, Dante.
Jhering, Wasserkraftmaschinen.
Jiriczek, Geschichte der engl. Dichtung.
Istel, Die musikalische Romantik in Deutschland.
— Das Kunstwerk Wagners.
Kahle, Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen.
Kautzsch, Die Krebskrankheit.
Kirn, Die sittlichen Lebensanschauungen der Gegenwart.
Knabe, Das deutsche Schulwesen der Gegenwart.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Köhler, Aufklärung.
Krumm, Das Drama.
Kühne, Geschichte der Freiheitskriege.
Kümmel, Photochemie.
Lampert, Welt der Organismen.
Landauer, Talmud.
Landsberg, Biologie.
Langenbeck, Englands Weltmacht.
Lehmann, Mystik.
— Die tierische Form in Beziehung zur Lebensweise der Tiere.
Lehmann-Haupt, Die babylonische Kultur.
— Schliemanns Ausgrabungen.
Lehner, Römische Kultur in Deutschland.
Leser, Börse und Börsengeschäfte.
Louis, Liszt und Berlioz.
Lyon, Einführung in die deutsche Sprach- und Literatur-Forschung.
Maas, Die geistige Entwickelung des Kindes.
Marcuse, Praktische Himmelskunde.
Matthäi, Die deutsche Baukunst vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart.
May, Gesteinsbildende Tiere.
Mayer, Geschichte des westeuropäischen Beamtentums.
Menzer, Grundzüge der Ästhetik.
Meyer, Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs.
— Das Neue Testament.
Meyer, R. M., Neuzeitliche Meister der Weltliteratur.
Mielke, Das deutsche Dorf.
Mollwo, Die deutschen Erwerbsgesellschaften.
Morgenroth, Die Statistik.
Most, Die Boden- und Wohnungsfrage.
Müller, Methoden der Physiologie.
— Die chemische Industrie.
Müller, S., Amerikanische technische Hochschulen.
Natorp, Pestalozzi.
Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte.
Ohr, Staat und Kirche im Mittelalter.
Oppenheim, Die Probleme der neueren Astronomie.
Peter, Die Planeten.
Pinder, Einführung in das Studium der Kunstgeschichte.
Pöschel, Die Luftschiffahrt.
Potonié, Morphologie der Pflanzen.
Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten.
Reukauf, Die Pflanzenwelt des Mikroskops.
Richert, Einleitung in das Studium der Philosophie.
Riemann, Geschichte des deutschen Romans.
Rietsch, Die Grundlagen der Tonkunst.
Rosin, Herz, Blutgefäße, Blut und deren Erkrankungen.
Sallwürk, Einleitung in die wissenschaftliche Pädagogik.
Salomon, Die politische und kulturelle Entwickelung Rußlands.
Saenger, Das englische Kulturleben der Gegenwart.
v. Scala, Die Entwickelung des griechischen Volkes.
Scheibe, Die Minerale.
Scheler, Erkenntnislehre.
Schmidt, Bedeutung der Seemacht in der neueren Geschichte.
Schöne, Politische Geographie.
Schulz, Antike Wirtschaft, Technik und Kultur.
Schwarz, Allgemeine Finanzverwaltung.
Steger, Der moderne Begriff der Nation.
— Shakespeare.
Solmsen, Die russische Literatur des 19. Jahrhunderts.
Spiro, Antikes Leben im Liede.
Steindorf, Kultur des alten Ägyptens.
Steinmann, Die Eiszeit und der urgeschichtliche Mensch.
Stöcker, Die Frau und die moderne Kultur.
Strauß, Mietrecht.
Thieß, Zeitungswesen.
Thumb, Die Völker der Balkanhalbinsel.
Tobler, Kolonialbotanik.
Troeltsch, Einführung in die Arbeiterfrage.
Trömner, Suggestion und Hypnotismus.
Trüper, Die Charakterfehler im Kindes- und Jugendalter.
Überschaer, Die deutsche Zollpolitik.
Unger, Das Buch und seine Herstellung.
Vater, Maschinenkunde.
Verworn, Mechanik des Geisteslebens.
Vischer, Paulus.
Vogt, Deutsches Vogelleben.
Vollers, Weltreligionen.
Walzel, Geschichte der deutschen Romantik.
Weber, Probleme der großindustriellen Entwickelung.
Weinstein, Entstehung der Welt und der Erde.
Wendscher, Goethes Welt- und Lebensanschauung.
Wentscher, Geschichte und Kritik des Materialismus.
Wernicke, Ansteckende Volkskrankheiten.
Wiedenfeld, Verkehrswesen.
— Die Seehafen des Weltverkehrs.
Wobbermin, Wesen und Wahrheit der Religion.
Zur Straßen, Seelenleben der Tiere.

Aus deutscher Wissenschaft u. Kunst.

Die Sammlung soll dazu dienen, alle, die bestrebt sind, ihre Bildung zu erweitern, in die Lektüre wissenschaftlicher Werke einzuführen. Aus geisteswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, religiösen und philosophischen Werken wird eine Auslese getroffen, die geeignet ist, in die wichtigsten Fragen auf den einzelnen Gebieten einzuführen, den Weg zu den Quellen zu weisen und zugleich die Kunstformen der Darstellung in Musterbeispielen zu zeigen. Die Erläuterungen räumen unter Beiseitelassen unnötiger Gelehrsamkeit und auf das knappste Maß beschränkt, nur solche Schwierigkeiten aus dem Wege, die eine unbefangene und rasche Aufnahme der Lektüre verhindern. Zunächst erschienen folgende Bändchen:

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literar-historischer Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. R. Wessely. geb. M. 1.20.

Inhalt: Vogt, Der Heliand. Uhland, Walther von der Vogelweide. v. Treitschke, Die neue Literatur. Gervinus, Lessing. Hettner, Herder. Bielschowsky, Goethe und Schiller. Bellermann, Schillers Don Carlos. Brahm, Kleists Hermannsschlacht. Scherer, Grillparzer. Mayne, Mörike als Lyriker. Schmidt, Gustav Freytag.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß herausgegeben von Dr. M. Spanier. Mit Einleitung, Anmerkungen und Bilderanhang. geb. M. 1.20.

Inhalt: Avenarius, Kunstgenuß und helfendes Wort. Avenarius, Rethel: Der Tod als Freund. v. Seidlitz, Deutsche Kunst. Springer, Albrecht Dürers Phantasiekunst: Ritter, Tod und Teufel. Hirth, Malerische Auffassungen und Techniken des Mittelalters und der Renaissance. Hirth, Das Natürliche in der Kunst. Lichtwark, Rembrandt: Der blinde Tobias. Lichtwark, Rembrandts Haus. Furtwängler, Medusa. Urlichs, Die Laokoongruppe. Bürkner, Gotische Schmuckformen. Borrmann, Andreas Schlüter. Bayersdorfer, Zur Charakteristik Michelangelos Bayersdorfer, Über Kunst. (Aphorismen.) Wölfflin, Die Teppichkartons Raffaels: Der wunderbare Fischzug. Justi, Velazquez: Die Übergabe von Breda. Schultze-Naumburg, Vom Bauernhaus. Gurlitt, Sachlicher Stil im Gewerbe. Gurlitt, Was will die Heilmalerei? Brinckmann, Meißner Porzellan. Floercke, Etwas über Böcklin. Thoma, Ansprache an die Freunde bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. W. Scheel. geb. M. 1.20.

Inhalt: Mommsen, Kelten und Germanen vor Cäsar. Brunner, Kriegswesen und Gefolgschaft. Freytag, Karl der Große. v. Giesebrecht, Gründung des Deutschen Reichs durch Heinrich I. v. Kugler, Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. v. Below, Die Stadtverwaltung in ihrer Beziehung zu Handel und Gewerbe. Schäfer, Die Hanse. Lamprecht, Entwicklung der ritterlichen Gesellschaft. v. Treitschke, Luther und die deutsche Nation. v. Ranke, Die Epoche der Reformation und der Religionskriege. Schiller, Die Schlacht bei Lützen. Droysen, Fehrbellin. Friederich, Blücher und Gneisenau. v. Moltke, Schlacht bei Vionville — Mars la Tour (16. August). Marcks, Kaiser Wilhelm I. Anhänge.

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. F. Lampe. geb. M. 1.20.

Inhalt: v. Humboldt, Über die Wasserfälle des Orinoko bei Atures und Maypures. Ritter, Aus der Einleitung zur „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie". Peschel, Der Zeitraum der großen Entdeckungen. Barth, Reise in Adamaua, Entdeckung des Benué. v. Richthofen, Aus China. v. Drygalski, Die deutsche Südpolarexpedition. Kirchhoff, Das Meer im Leben der Völker. Ratzel, Deutschlands Lage und Raum. Partsch, Das niederrheinische Gebirge, seine Täler und seine Tieflandbucht. v. d. Steinen, Jägertum, Feldbau und Steinzeitkultur der Indianer am Schingu. Geschichtlich-biographische Anmerkungen. Erklärung geologischer Fachausdrücke.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart.

Acht Vorträge von Prof. Dr. A. Riehl. 2. Auflage. Geheftet ℳ 3.—, in Leinwand gebunden ℳ 3.60.

„Wir gestehen, daß uns selten die Lektüre eines Buches so viel geistigen Genuß bereitet hat, als die des vorliegenden. Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, die vielfach als äußerst langweilig und trocken verschriene Disziplin nicht nur interessant und fesselnd darzustellen, sondern es ist ihm auch gelungen, recht klar und allgemein verständlich zu schreiben, so daß jeder Gebildete getrost nach dem Buche greifen kann." (Leipziger Lehrerzeitung.)

„Von den üblichen Einleitungen in die Philosophie unterscheidet sich Riehls Buch nicht bloß durch die Form der freien Rede, sondern auch durch seine ganze methodische Auffassung und Anlage, die wir nur als eine höchst glückliche bezeichnen können. Nichts von eigenem System, nichts von langatmigen logischen, psychologischen oder gelehrten historischen Entwicklungen, sondern eine lebendig anregende und doch nicht oberflächliche, vielmehr in das Zentrum der Philosophie führende Betrachtungsweise. . . . Wir möchten somit das philosophische Interesse . . . mit Nachdruck auf Riehls Schrift hinweisen. (Monatsschr. f. höh. Schulen.)

Arbeit und Rhythmus. Von Prof. Dr. Karl Bücher.

Dritte, stark vermehrte Auflage. Geheftet ℳ 7.—, in Leinwand gebunden ℳ 8.—

„. . . . Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche nicht bloß diese oder jene Einzelheit der in der Bücherschen Arbeit enthaltenen wissenschaftlichen Errungenschaften interessiert, sondern die sich für die Gesamtheit des selbständigen und weitgreifenden Überblicks über den vielverschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird meines Erachtens dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserm armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung nicht bloß welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse."

(G. v. Mayr in der Beilage z. Allgem. Ztg.)

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten.

Von Prof. Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch. Zweite Auflage. In Leinwand gebunden ℳ 5.—

„. . . . Es ist eine wahre Lust, diesem kundigen und geistreichen Führer auf dem langen, aber nie ermüdenden Wege zu folgen, den er uns durch Asien, Afrika und Europa, durch Altertum und Mittelalter bis herab in die Neuzeit führt. . . . Es ist ein Werk aus einem Guß, in großen Zügen und ohne alle Kleinlichkeit geschrieben. . . . Wir möchten dem schönen, inhaltreichen und anregenden Buche einen recht großen Leserkreis nicht nur unter den zünftigen Gelehrten, sondern auch unter den gebildeten Laien wünschen. Denn es ist nicht nur eine geschichtliche, d. h. der Vergangenheit angehörige Frage, die darin erörtert wird, sondern auch eine solche, die jedem Denkenden auf den Fingern brennt. Und nicht immer wird über solche Dinge so kundig und so frei, so leidenschaftlos und doch mit solcher Wärme gesprochen und geschrieben, wie es hier geschieht. . . ." (W. Nestle in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum.)

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin.

Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Geheftet ℳ 4.80, in Leinwand gebunden ℳ 5.60.

„. . . . Dieses tiefe und schöne Buch gewährt einen starken Reiz, Diltheys feinfühlig wägende und leitende Hand das künstlerische Fazit so außerordentlicher Phänomene im unmittelbaren Anschluß an die knappe, großlinige Darstellung ihres Wesens und Lebens ziehen zu sehen. Hier, das fühlt man auf Schritt und Tritt, liegt auch wahrhaft inneres Erlebnis eines Mannes zugrunde, dessen eigene Geistesbeschaffenheit ihn zum nachschöpferischen Eindringen in die Welt unserer Dichter und Denker geradezu bestimmen mußte. . . . Was diesen auf einen Lebenszeitraum von 40 Jahren verteilten — man wendet hier das Wort fast instinktiv an — klassischen Aufsätzen ein ganz besonders edles Gepräge gibt, das ist der goldene Schimmer geistiger Jugendfrische, der sie verklärt, die lautere Verehrung unserer höchsten literarisch-künstlerischen Kulturwerke, der den Ausdruck überall durchzittert. Hier schreibt Ehrfurcht und zwar lebendige Ehrfurcht, die sich den Geistern und ihrem Werk in liebendem Erkenntnisdrange hingibt und weiß, warum sie es tut." (Das literarische Echo.)

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. Geheftet *M.* 10.—, in Leinwand gebunden *M.* 12.—

„Ein Buch, das, ohne mit Gelehrsamkeit zu prahlen, die wissenschaftliche Tüchtigkeit der Verfasser bezeugt. Überall sind auch, bei der Behandlung der Kunst wie der des Schrifttums und der politischen Verhältnisse, die neuesten Funde eingehend berücksichtigt. Die Darstellung ist meist knapp, aber inhaltreich, verständlich und gefällig. Trefflich ist gleich der kurze Abschnitt über Sprache und Religion in der Einleitung. Ganz meisterhaft scheint mir die Behandlung der Kunst. Nirgends bloße Redensarten, selten Urteile, die für den Leser in der Luft schweben, weil ihm die Anschauungen fehlen. Was zu sagen ist, wird meist an gut gewählte Beispiele angeknüpft. Neben der äußerlichen Geschichte der Kunst kommt auch die Stilentwicklung zu vollem Recht. Das staatliche Leben, besonders in Athen, wird in allen seinen Betätigungen anschaulich und doch nicht zu ausführlich vorgeführt. Vergleiche mit späteren Verhältnissen erleichtern oft das Verständnis. Die Schilderung des geistigen Lebens hebt besonders die gewaltigeren Persönlichkeiten hervor, begnügt sich aber nicht mit bloßen Tatsachen und Urteilen, sondern führt, soweit tunlich, auch Proben an oder gibt Inhaltsangaben der überlieferten Werke, die auch dem mit der griechischen Literatur unbekannten Leser ein Verständnis für die Bedeutung dieser Geistesheiden eröffnen." (Lehrproben und Lehrgänge. 1906.)

Das Mittelmeergebiet. Seine geograph. u. kulturelle Eigenart. Von Professor Dr. A. Philippson. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Geh. *M.* 6.—, in Leinwand geb. *M.* 7.—

„. . . . Das vorliegende Werk eignet sich vorzüglich, um einem weiten Kreise allgemein Gebildeter eine Vorstellung von dem zu geben, was Geographie heute ist, namentlich aber der stetig wachsenden Zahl der Besucher des Mittelmeergebietes ein tieferes Verständnis für das, was sie sehen, zu erschließen. Jeder sollte sich das Buch als Ergänzung seines Reisehandbuchs mitnehmen, und die Bibliotheken unserer Rundreisedampfer sollten es in mehreren Exemplaren enthalten. . . . Auch dem Historiker, dem Kulturhistoriker, dem Soziologen bringt das Buch bedeutenden Gewinn. . . . Die Bilder sind vorzüglich gewählt und gut ausgeführt, die Karten sehr klare Veranschaulichungen des Textes." (Deutsche Literaturzeitung.)

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von **Prof. Dr. K. Brandi.** 2. Aufl. Geh. *M.* 5.—, in Leinwand geb. *M.* 6.—

„. . . Im engsten Raum stellt sich die gewaltigste Zeit dar, mit einer Kraft und Gedrungenheit, Schönheit und Kürze des Ausdrucks, die klassisch ist. Gerade was das größere Publikum erlangen will und soll, kann es daraus gewinnen, ohne doch mit oberflächlichem Halbkennen überladen zu werden. Den tiefer Dringenden gibt das schöne Werk den Genuß einer nochmaligen, kurzen, knappen Zusammenfassung; als habe man lange in einer fernen, großartigen Welt geiebt, ganz von ihrem Sein und Wesen erfüllt, müsse nun Abschied nehmen und sehe sie noch einmal mit einem Schlage vor sich, groß, kühn, farbenreich und nahe und ins Gedächtnis unwandelbar eingegraben, indes man sich wieder der eigenen Zeit zuwendet und weiterwandert." (Die Nation.)

Die Entwicklung des deutschen Städtewesens. Von Hugo Preuß. I. Band. Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung. Geh. *M.* 4.80, in Leinwand geb. *M.* 6.—

Das vorliegende Werk stellt sich als erstes die Aufgabe einer zusammenfassenden Betrachtung des deutschen Städtewesens in entwicklungsgeschichtlichem Zusammenhange seiner Organisation und seiner Funktionen. Der erste, geschichtliche Band betrachtet so die deutsche Verfassungsgeschichte, die sonst vom Standpunkte der Entwicklung des Reiches oder der Territorialstaaten aus behandelt wird, unter dem Gesichtspunkte der bürgerlichen Entwicklung mit dem Ergebnis, daß der ungelöste Gegensatz zwischen dem urbanen Verfassungsprinzip der freien Genossenschaft und dem agrarischen Organisationsprinzip des herrschaftlichen Verbandes alle Jahrhunderte der deutschen Entwicklung durchzieht.

So darf auch schon dieser erste Band — ein zweiter wird die Probleme der städtischen Verfassung und Verwaltung untersuchen, die sich aus der neuesten Entwicklung namentlich der großstädtischen Agglomerationen mit unabweislicher Notwendigkeit ergeben — aktuelles Interesse beanspruchen und von keinem ungelesen bleiben, der irgendwie an der Entwicklung unserer inneren Zustände praktisch oder ideell beteiligt ist.

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

SEP 22 1917

DEC 6 1917

Dec 20, 1917 91

50m-7,'16

YB 22028

165617
BR 165
G38